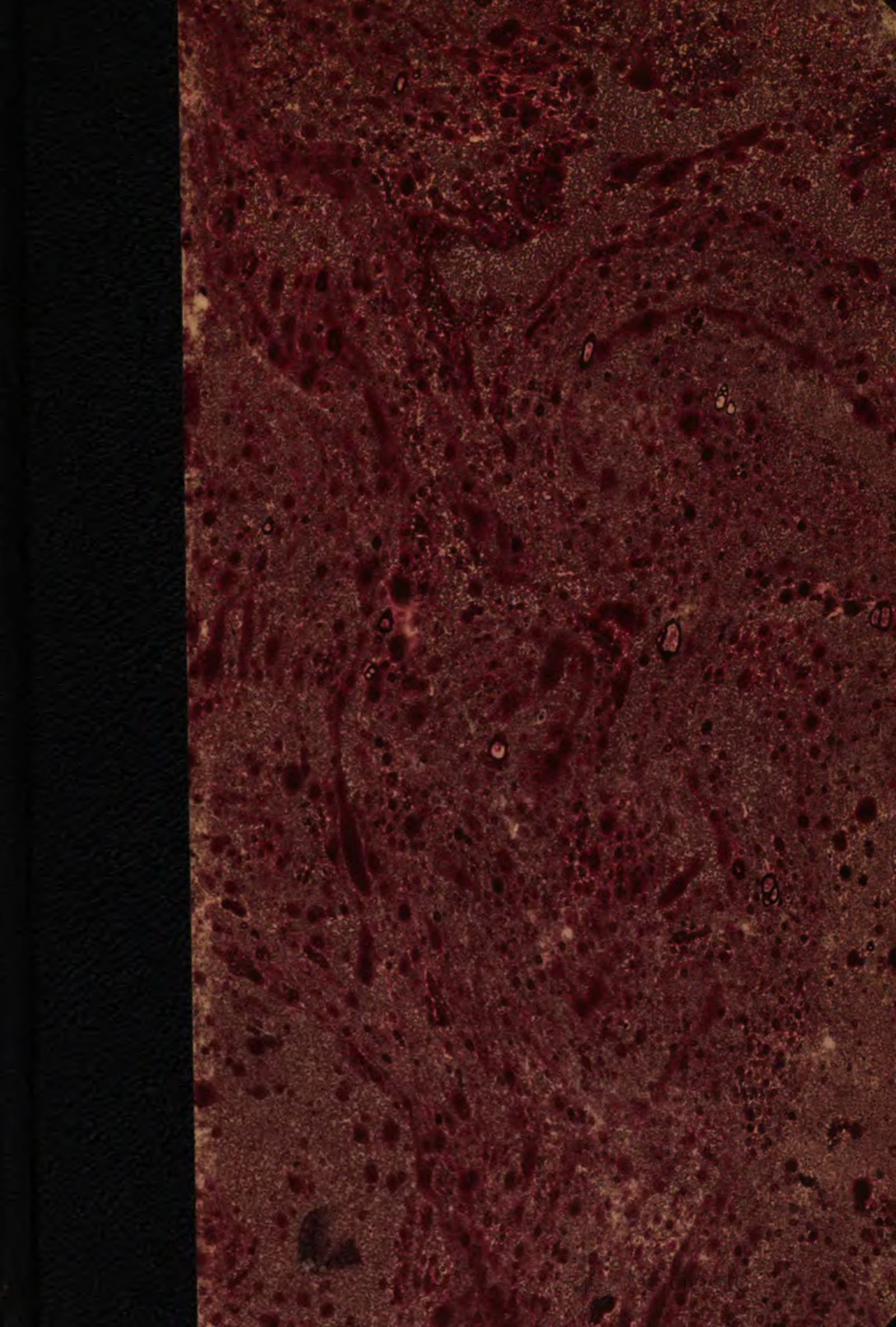
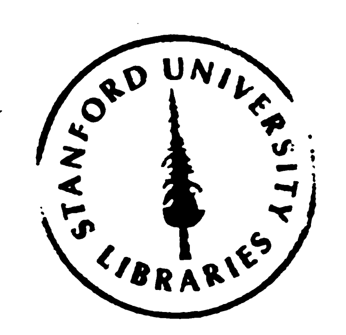
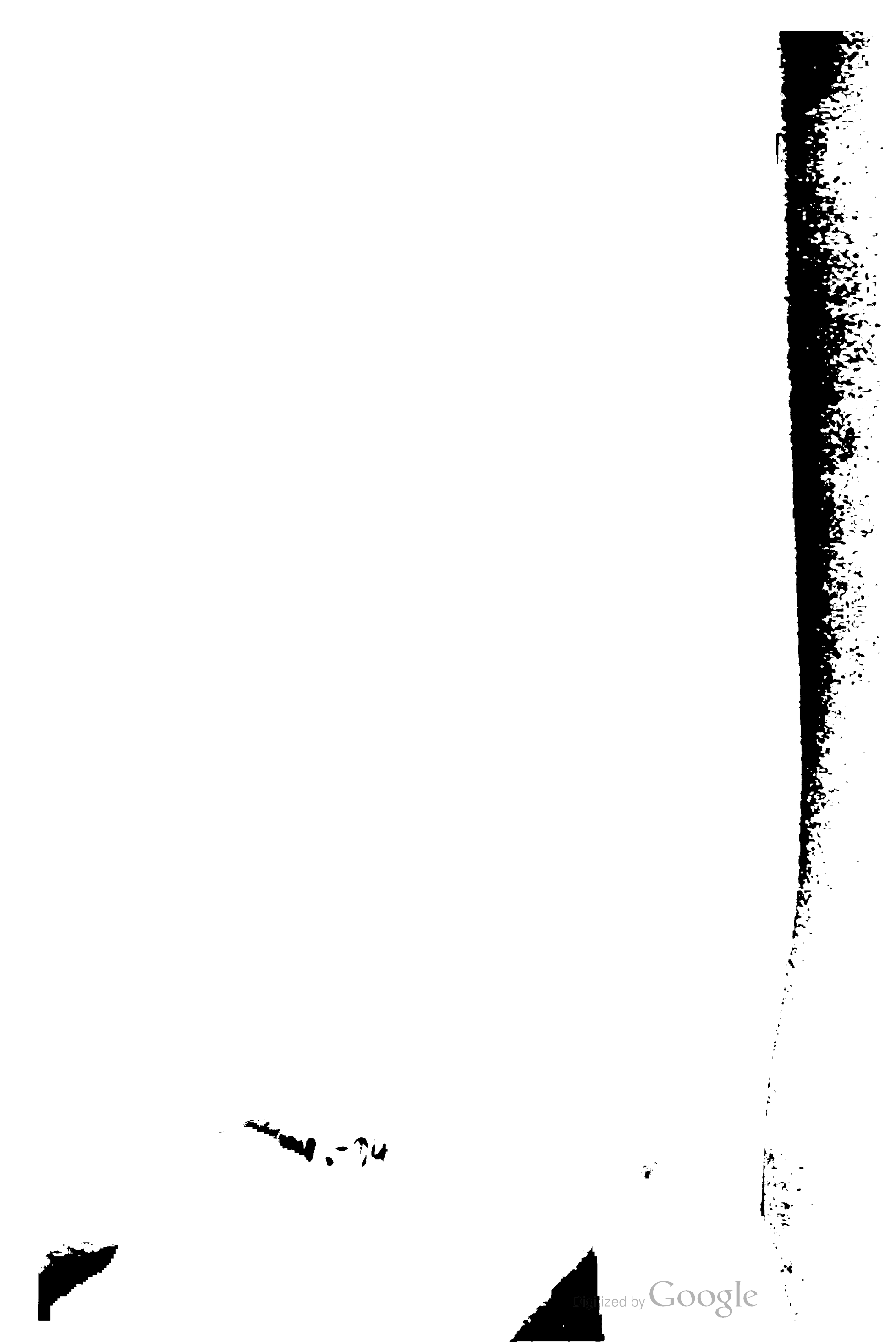



STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES





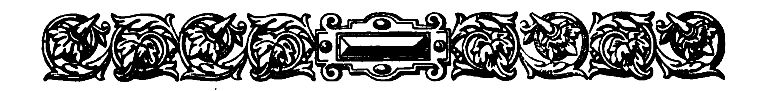


Japanische Märchen und Sagen

von

David Brauns
Professor an der Universität Halle

Leipzig
Verlag von Wilhelm Friedrich
kgl. Hofbuchhändler



Japanische Märchen und Sagen

Gesammelt und herausgegeben
von
David Brauns,
Professor an der Universität Halle.



Diese Sammlung von japanischen Märchen und Sagen soll in einfacher, leicht verständlicher und zugleich ungefälschter Darstellung die ganze Sagen- und Märchenwelt der Japaner unserem Volke vorführen und erschließen; sie soll damit erstens einen richtigen und tieferen Einblick in das Wesen jenes fernen Inselvolkes, das uns doch geistig von Tage zu Tage näher rückt, gewähren, zweitens aber auch ein echtes und ursprüngliches Material an Märchen und Sagen unserer Nation zu eigen und zu einer Quelle des Genusses machen.

Es ist also mit derselben ein wahres Volksbuch beabsichtigt, das aber nicht minder denen, welche die Mythologie der verschiedenen Völker zum Gegenstand ihrer Forschungen gemacht haben, befriedigende Aufschlüsse und verläßliche Auskunft gewähren soll. In der befolgten Methode, in dem Streben nach Vollständigkeit, nach schlichter Popularität und nach Correctheit mußte der Verfasser sich daher ganz den für alle Zeiten mustergiltigen Arbeiten der Brüder Grimm anschließen, deren Andenken denn auch das — gerade im Jahre ihrer Säcularfeier erscheinende — Werk in dankbarer Verehrung gewidmet ist. Was diese unsterblichen Forscher auf dem Gebiete der deutschen Mythologie geleistet, dem sollte bei der Bearbeitung des fremdländischen Stoffes pietätvoll nachgestrebt werden.

Daß wirklich volksthümliche Ueberlieferungen irgend eines Volkes eine ungleich werthvollere geistige Kost abgeben, als die seit dem Erscheinen der Grimm'schen Werke bei uns wieder so sehr beliebt gewordenen „Kunstmärchen", möchte kaum zu bestreiten sein, und demzufolge versagt auch Niemand mehr den Bestrebungen seine Sympathie, welche die Märchen und Sagen fremder Nationen bei uns heimisch machen wollen. Die der

Fortsetzung auf S. 3 des Umschlages.

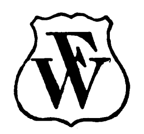
Japanische
Märchen und Sagen

Gesammelt und herausgegeben

von

David Brauns

Professor an der Universität Halle



Leipzig

Verlag von Wilhelm Friedrich

K. Hofbuchhändler

1885

Dem Andenken

der

Brüder Grimm

in hoher Verehrung

zu ihrer Säkularfeier

gewidmet.

Inhaltsverzeichniß.

Seite



Vorwort.

Eine Sammlung japanischer Märchen und Sagen ist gewiß in mehr als einer Beziehung berechtigt, das Interesse der europäischen Leserwelt in Anspruch zu nehmen. Zuvörderst sind dieselben für den Ethnologen sowohl als für das Publikum im allgemeinen ein geradezu unentbehrliches Hülfsmittel, den Charakter, die Denkart und die Veranlagung des japanischen Volkes kennen zu lernen. Nicht nur der Stoff, auch die Art der Behandlung der mythischen Traditionen, selbst solcher, die von Haus aus nicht dem eigenen Boden entstammen, ja schon die Auswahl der wirklich populär gewordenen Objekte giebt ohne alle Frage eine der besten Handhaben für die Beurtheilung eines Volkes ab. Die sittlichen Anschauungen desselben, seine Gefühls- und Geschmacksrichtung liegen ungleich klarer vor uns, sobald wir seine volksthümlichen Ueberlieferungen kennen; ohne diese Kenntniß aber geht uns immer ein gutes Stück seines Charakters verloren.

Aber selbst ohne alle Rücksicht auf die ethnologische Bedeutung der hiermit dem Publikum gebotenenen Sammlung ist sie sicherlich schon an und für sich der Beachtung werth. Der Genuß, welchen uns die phantasiereichen, oft anmuthigen, oft ergreifenden Märchen und Sagen des Orientes immerdar bereiten, wird gewiß auch manche der japanischen Mythen zu Lieblingen von Jung und Alt machen, und es möchte nicht zu viel behauptet sein, daß unsere Leserwelt voraussichtlich gern aus diesem frischen Borne schöpfen werde, der uns bisher wenig bekannt war.

Will man indessen das Vergnügen, das die abenteuerlichen Gebilde der Phantasie eines fernen Volkes uns zu verschaffen vermögen, minder hoch in Anschlag bringen, so sind doch die japanischen Mythen unbedingt für das Studium der vergleichenden Mythologie von Wichtigkeit. In dieser Hinsicht verleiht schon die eigenthümliche Lage Japans und die Stellung, welche seine Bewohner den Kulturerscheinungen des östlichen Kontinentes gegenüber einnehmen, den mythischen Erzählungen derselben eine gewisse Bedeutung. Nicht ohne Ueberraschung wird man gewahr, daß sich manches in jenem äußersten Winkel der alten Welt erhalten hat, was auf dem Kontinente verrieben und verblichen ist; und wenn diese Dinge in Japan vielfach umgemodelt und auf urwüchsige, uns fremdartige Erscheinungen aufgepfropft erscheinen, so thut dies doch den engen Beziehungen zu den übrigen Ländern des ostasiatischen Kulturkreises keinen Eintrag, und diese Beziehungen sind vielleicht nur um so interessanter, als eine Rassenidentität und eine Gemeinsamkeit oder wahre Verwandtschaft der Sprache durchaus nicht vorliegt. Wie nun alle sonstigen Kulturzweige, so weisen auch die Sagen zu einem großen Theil auf einen hohen Grad von Abhängigkeit hin, in welchem Japan seit unvordenklichen Zeiten von den benachbarten Theilen des asiatischen Festlandes gestanden haben muß.

Ganz besonders gilt dies von den Göttersagen und älteren Heldensagen, und wenn wir diese näher betrachten und analysiren, so finden wir, wie schon lange vor den buddhistischen Importen naturreligiöse Ueberlieferungen von Korea und China nach Japan gedrungen sein müssen, welche im Verein mit den autochthonen Vorstellungen, mit dem urheimischen Ahnenkultus, jenes eigenthümliche Produkt, den Schintoo und seine Sagenkreise schufen, deren Verständniß in Europa noch äußerst mangelhaft genannt werden muß. Auf diesen Punkt werfen nun gerade die Sagen und Märchen der Japaner wesentliche, ja unentbehrliche

Schlaglichter. Es ist allerdings nicht möglich, hier auf die vergleichend-mythologischen Erörterungen einzugehen, zu welchen diese Sagen und Märchen in reichem Maße Veranlassung geben, vielmehr habe ich, theils um gegenwärtige Schrift nicht allzu umfangreich werden zu lassen, theils um sie dem Volke einschließlich der Jugend durchweg verständlich und zugänglich zu erhalten, alle derartigen Auseinandersetzungen auf ein später zu edirendes, ergänzendes Werk über die Mythologie der Japaner aufgespart. Darauf möchte ich jedoch in aller Kürze hinweisen, daß manche der Sagen mit ihren Wurzeln tief in den indochinesischen Kulturkreis hineinreichen, daß aber namentlich sich zwei Wege ergeben, auf denen von Südkorea aus sich solche Sagenkreise nach Japan verbreiteten, über Idzumo und über Kiuschiu oder, wie der alte Name dieser Insel lautet, über Tsukuschi. Diese Sagenkreise begegneten sich dann in Yamato und verbreiteten sich von dort aus vereint weiter nach Osten. In mancher Beziehung tritt der Charakter dieser Sagen als Produkte einer Naturreligion um so deutlicher hervor, je näher wir dem Ort und dem Zeitpunkte der Einführung treten; je weiter man sich davon entfernt, desto mehr verschwimmen jene Züge in den eigentlich volksthümlichen Charakter des reinen Ahnenkultus, das heißt der mit hoch gesteigertem Gespensterglauben Hand in Hand gehenden Verehrung der persönlichen Vorfahren. Schon hierdurch wird uns die Thatsache vor Augen geführt, daß jenem urwüchsigen Seelenkultus nur in zweiter Instanz, so alt immerhin diese Phase des Schintoo sein mag, das Dogma hinzugefügt wurde, daß zu den persönlichen Vorfahren eines jeden Japaners Gottheiten zu rechnen sind, welche im Grunde nichts andres als personificirte Naturmächte darstellen, und unter denen die Sonnengöttin Amaterasu oder Tenjodaijin als Stammmutter des Herrschergeschlechtes die hervorragendste Rolle spielt. Hierdurch erklärt sich denn auch, wie

der Schintoo schließlich zu einer das Gemüth wenig befriedigenden Staatsmaschinerie sich ausbildete, bei welcher die alten, gemüthvolleren Seiten des Ahnenkultus mehr in den Hintergrund treten.

Die Erkenntniß, daß eine richtige Auffassung des Schintoo, der doch immer einen der wichtigsten Schlüssel für das Studium des Japanerthums abgeben muß, ohne ein eingehendes Studium der mythischen Ueberlieferungen der Japaner unmöglich sei, kam daher zu jenen erstgenannten Gesichtspunkten hinzu, um mich zu veranlassen, daß ich einen längeren Aufenthalt im eigentlichen Mittelpunkte des modernen Japan, in Tokio, und mancherlei Beobachtungen auf Reisen im Lande dazu benutzte, mir, wie in die geistigen Leistungen des Volkes überhaupt, so auch in ihre volksthümlichen Erzählungen und Traditionen einen besseren Einblick zu verschaffen, als ihn unsere Literatur zu gewähren im Stande war. Diese Aufgabe erwies sich allerdings bald als eine sehr schwierige, und wenn nicht mancherlei günstige Verhältnisse mir zu Hülfe gekommen wären, so würde sie keinenfalls auch nur annähernd so vollständig ausführbar gewesen sein, als ich sie in vorliegender Schrift zu bieten vermag.

Zunächst darf ich wohl sagen, daß frühere Studien auf dem Felde der vergleichenden Mythologie mir sowohl einen geeigneten Ausgangspunkt, als ein Mittel der Orientirung boten, ohne welches ich keinenfalls mit gleicher Sicherheit hätte vorgehen können. Alsdann aber muß ich meine regen Beziehungen zu fast allen Gesellschaftskreisen der Japaner, bis zum niederen Volke hinunter, hierher rechnen. Namentlich als sich mir die „gesprochene Sprache“ mehr und mehr erschloß, lernte ich nicht nur durch das eigentliche Volk schätzbares Material kennen, sondern ich nahm auch wahr, wie viel vollständiger, belebter und besser motivirt die mündlichen Mittheilungen waren als jede schriftliche Aufzeichnung in japanischer Sprache. Unstreitig verleitet bei Abfassung von Büchern oft schon die Schwierigkeit

des Ausdruckes für abstrakte Dinge die japanischen Autoren, so sehr sich viele von ihnen im Ausmalen von Kleinigkeiten und Nebendingen gefallen, in der Hauptsache gar oft zu einer Art von epigrammatischen Kürze; die trockne Thatsache genügt ihnen, die Motivirung wird weggelassen oder nur in einer für Fremde kaum ersichtlichen Weise angedeutet. Dazu kommt die gekünstelte Schreibweise mancher Japaner; sie suchen häufig sogar in einer gewissen Dunkelheit der Sprache ihren Ruhm, und die japanischen Leser, die auf der anderen Seite in das Errathen der nur angedeuteten Gedanken ihren Stolz setzen, bestärken sie darin. So kommt es, daß bei den schriftlichen Aufzeichnungen weit mehr als beim Reden das wegbleibt, was der Erzählende als selbstverständlich voraussetzt, was dem Japaner auch in vielen Fällen selbstverständlich ist, während der Ausländer, und namentlich Jeder, der in Japan fremd ist, dem gegenüber rathlos dasteht. Alles dies gestaltet sich beim mündlichen Verkehr weit günstiger. Die an sich ungefüge, wenig entwickelte Sprache gewinnt hier durch größere Ausführlichkeit der Mittheilung, durch subjektive Einschaltungen, durch fast unwillkürliche Gefühlsäußerungen, oft schon durch den Ton der Stimme und durch Mienen und Gesten in hohem Grade an Deutlichkeit und Nachdruck; und wo dies alles nicht genügt, geben Zwischenfragen stets ein Mittel ab, das Verständniß zu vervollständigen.

Wenn aber die volksthümliche Erzählung eine unentbehrliche Grundlage meines Unternehmens genannt werden muß, so war doch die Beihülfe mir näher stehender gebildeter Japaner unbedingt ebenso wichtig, und ich ergreife mit Freuden die Gelegenheit, hier meinen Freunden in Tokio und in Sonderheit meinen ehemaligen Assistenten und vorgeschritteneren Zuhörern von der Universität daselbst meinen herzlichen Dank für die vielfache Unterstützung auszusprechen, welche sie mir fast beständig zu Theil werden ließen. Mancher derselben, unter denen ich die

Herren Nischi, Kato, Sekino, Fujitane, Yokoyama und Kotschibe hervorheben möchte, hat werthvolle Beiträge für mich gesammelt, und ganz besonders vermittelten die Darstellungen derselben die mündliche Wiedergabe mit der schriftlichen, indem sie an jene sich anschlossen und diese in jeder Weise erläuterten. Dies war namentlich im Beginne meines Aufenthaltes in Japan um so wichtiger, als natürlicher Weise damals die von allen jenen Herren kundig gehandhabte englische Sprache die einzige war, durch welche ich eingehende Belehrung erlangen konnte. Auch möchte ich nicht unterlassen, zu erwähnen, wie bereitwillig und rasch diese meine japanischen Freunde auf den objektiven Standpunkt eingingen, den ich zu ihrer anfänglichen Ueberraschung sowohl der gläubigen, als der skeptisch-deutelnden Tendenz gegenüber festhielt, welche innerhalb und außerhalb Japans bis jetzt im Grunde die einzig maßgebenden Gesichtspunkte waren, von denen aus man die japanische Mythologie betrachtete.

Alsdann darf ich nicht unterlassen, der sehr wesentlichen Hülfe zu gedenken, welche ich meiner Frau, C. W. E. Brauns, zu verdanken habe, die schon vor Erscheinen gegenwärtiger Schrift Gelegenheit gefunden hat, ihr richtiges, eingehendes Verständniß des japanischen Wesens weiteren Kreisen darzulegen, aber auch an dem Zustandekommen vorliegender Sammlung einen so bedeutenden Antheil hat, daß sie als Mitarbeiterin derselben bezeichnet werden muß. Nicht nur durch Sammeln von Beiträgen, insbesondere bei den ihr in hohem Grade zugänglichen japanischen Frauen, sondern mehr noch durch Theilnahme an der Uebersetzung der Märchen und Sagen und an der definitiven Formgebung hat sie mich in einer Weise unterstützt, wie es Niemand auch nur annähernd vermocht hätte, der nicht in so hohem Grade mit Japan und seinen Bewohnern vertraut ist.

In einer Beziehung habe ich durchweg eine skeptisch-kritische Haltung bewahren zu müssen geglaubt, nämlich bei der Be-

nutzung der Mittheilungen von Erzählern von Fach, der Theaterstücke und musikalischen Recitationen. Die Willkür, welche namentlich in letzter Zeit die Japaner bei der Behandlung ihrer Mythenstoffe sich öfter zu Schulden kommen lassen, erreicht in jenen Fällen und namentlich bei den fachmäßigen, meist dem Schauspielerstande entstammten und nur oberflächlich unterrichteten „Erzählern" wohl ihr Maximum, und dies ist auch ganz erklärlich, da sie auf alle Weise den Beifall ihrer Zuhörer — von dem sie ja vollständig abhängig sind — zu erringen trachten müssen. Die oft herzlich geschmacklosen, breiten Ausschmückungen, mit denen sie den weit ansprechenderen und wirksameren Volkston fälschen, die vielen Entstellungen und irrthümlichen Vermengungen ihrer Stoffe machten es geradezu unmöglich, sie ohne strenge Kritik zu benutzen, und man wird finden, daß gerade in dieser Beziehung meine Sammlung auf einem ganz entgegengesetzten Standpunkte sich befindet, als die — oft nur zu sehr den Mangel an Stoff durch die Zuthat verdeckenden — westländischen, insbesondere amerikanischen Autoren, welche sich ausgesprochener Maßen mit solchen japanischen Erzählern identificiren möchten. Das ist dann nicht mehr japanisches Volksleben, das ist ein Versuch, allerhand japanische Notizen in einer so zu sagen salonmäßigen Form zu geben; ein Versuch, der ebensowenig vom dortigen Volke herrührt, als er unserem Volke wirklich verständlich und für dasselbe genießbar sein dürfte.

Eine ähnliche Zurückhaltung mußte bei der Benutzung der Literatur obwalten, wenigstens hinsichtlich des populäreren, mehr belletristisch gehaltenen Theiles derselben, welcher sich ja mit den Leistungen der Erzähler mehrfach berührt. So lückenhaft in solchen Werken meistens die japanischen Märchen und Sagen enthalten sind, so willkürlich pflegen dieselben mit alledem umzugehen, was sie bieten. Häufig begegnet man allerhand Irrthümern und Verdrehungen oder Lesarten, die unmöglich echt sein

können; und fast durchgehends kann man sagen, daß sie an einer geschraubten, unnatürlichen Darstellungsweise kranken. Am günstigsten ist es noch, wenn ein derartiger Autor den Standpunkt eines trocknen Übersetzers einnimmt, obwohl auch dabei nicht immer Fehler und Dunkelheiten des Ausdruckes gehörig vermieden werden. Weit mißlicher aber ist es, wenn der Darsteller sein Erzählertalent glänzen lassen will und demzufolge die Stoffe willkürlich modelt und mit unmotivirten Zusätzen versieht, wie dies im höchsten Grade bei dem überdies auch noch tendenziösen Griffis*) der Fall ist. Die einzigen dieser populären oder halb populären Schriftsteller, welche hie und da schätzbare Beiträge liefern, sind wohl Pfoundes (Kodomo Mukashi banashi u. a. m.) und Mitford, Verfasser der auch ins Deutsche übersetzten „Tales of old Japan“; indessen war auch hier durchgehends große Vorsicht bei der Benutzung geboten. Ungleich werthvoller waren die Vergleichsmomente und Beiträge, welche ich älteren japanischen Quellen und den wissenschaftlichen Bearbeitungen derselben verdanke. Von jenen sind außer den beiden Hauptwerken über die sogenannte alte Geschichte Japans einschließlich der „Göttergeschichte“, dem Nihongi und ganz besonders dem Kojiki, hauptsächlich die „Rollen der Göttergeschichte“, die „alten Überlieferungen“ und die japanischen Commentare über alle diese Werke, zum Theil von namhaften Forschern über die Schintoo-Lehren herrührend, alsdann die „Erzählungen der Ise“, die „zehntausend Blätter“ nnd mancherlei Volksbücher zu nennen. Diese Schriften sind größtentheils durch gründliche Kenner der japanischen Sprache übersetzt und erläutert, unter denen zuvörderst A. Pfizmaier zu nennen sein dürfte, welcher in vielen Abhandlungen der Sitzungs-

---

*) Verfasser von „the Mikado's empire“ und „Japanese fairy-world“. — In ähnlicher Weise tendenziös, doch zur Vergleichung weit besser zu verwerthen sind F. A. Junker v. Langegg's „segenbringende Reisähren“.

berichte der Wiener Akademie die japanische Sagenzeit nach einheimischen Quellen behandelt, alsdann Ernest Satow, der theils in den Transactions of the Asiatic Society of Japan, theils in englischen Zeitschriften die Schintoo-Religion ausführlich bearbeitet hat, und B. Chamberlain, welcher ebenfalls in den genannten Transactions, aber auch in besonderen Werken und in englischen Zeitschriften nicht nur viele ältere japanische Dichtungen, sondern auch das obenerwähnte Kojiki*) vollständig wiedergiebt. So wenig alle diese Bearbeitungen einem größeren Leserkreise verständlich sein dürften, so unentbehrlich und von so entscheidender Bedeutung waren sie für die eigentliche Forschung, für welche nächstdem einige Abhandlungen aus den „Mittheilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens“ von H. von Siebold, Lange, Funk, Westphal u. A., sowie manche Notizen aus Ph. von Siebold's „Nippon, Archiv zur Beschreibung von Japan“ und aus des alten Kämpfer „Geschichte Japans“ von Wichtigkeit waren, welche sämmtlich sorgsam zur Vergleichung gezogen wurden.

Mit Hülfe aller dieser Quellen stellte ich auf der oben bezeichneten volksthümlichen Grundlage die vorliegende Sammlung her, welche folglich alle mythischen Erzählungen der Japaner umfaßt, soweit sie überhaupt bis jetzt bekannt geworden sein dürften. Im ersten Abschnitte giebt sie die Märchen, wie sie unter Kindern und Erwachsenen zirkuliren, und ihnen reihen sich die märchenartigen Fabeln des nur kurzen zweiten Abschnittes an. Aus diesem Theile der Sammlung wird man ersehen, daß zwar die Anzahl der Nummern nicht übermäßig groß ist, daß aber Mitford's Annahme doch ungerechtfertigt war, nach welcher nur die geringe von ihm seinen „Tales of old Japan“ eingefügte Zahl von kaum zehn solcher Erzählungen überhaupt in Japan im Umlaufe sein sollte. Auf den Ursprung dieser Märchen näher einzu-

*) Bd. X, Appendix, der Transactions of the Asiatic Society of Japan, 1883.

gehen, ist hier nicht der Ort, obwohl gerade in diesem Falle die Versuchung dazu nahe lag und ich nur ungern die vielfach complicirte Untersuchung und Erörterung jener Frage vor der Hand dem Leser überlasse.*)

Der dritte Abschnitt umfaßt die Göttersagen, unter denen zuvörderst diejenigen Traditionen der Japaner — bis zum neunten Stücke einschließlich — folgen, welche man wohl als die eigentlich kanonischen Erzählungen des Schintoo bezeichnen könnte. Dieselben geben vielleicht die reichste Fundgrube für den vergleichenden Mythologen ab, möchten aber nicht minder für Jedermann eine anziehende Lectüre bieten. Fast unmerklich, nur durch den ganz willkürlich angesetzten Zeitpunkt der „Gründung des japanischen Reiches" durch Jimmu unterbrochen, geht die Göttersage in die Heldensage über, und diese wandelt sich ihrerseits ganz allmählig in die eigentliche Geschichtssage um, welche sich auf historisch beglaubigtes niederschlägt und endlich in einzelnen Sagen ziemlich neuen Datums ausklingt. Die beiden Abschnitte der Sammlung, welche diese Sagen umfassen, der vierte und fünfte, sind insofern ganz besonders lehrreich, als sie für jeden Unbefangenen schlagend darthun, wie weit in die späteren Jahrhunderte in Japan die Sage reicht, und zu welchen gradezu lächerlichen Consequenzen es führt, wenn man — in gedankenloser, oberflächlicher Weise den japanischen Quellen folgend

*) Unter diesen Märchen haben drei (Mosoo, Kwakkiyo und Oschoo) Platz gefunden, die zwar, wie ausdrücklich gesagt wird, chinesischen Ursprungs, aber in Japan heimisch geworden sind; ähnlich die Lokalsage von Luwen und ein Theil der Mythen der sieben Glücksgötter. Geschichten evident westländischen Ursprungs, wie die neuen Uebertragungen des Däumlingmärchens u. dergl. m., blieben weg; die einzige Ausnahme machte in dieser Beziehung „Die Warze und die Kobolde", die zwar einem irischen Märchen sehr ähnlich, aber doch eigenthümlich japanisch gefärbt ist und, wenn importirt, jedenfalls schon früher in Japan heimisch war. Die Aufnahme der — ursprünglich indischen — Fabel von den Ratten rechtfertigt sich unbedingt schon durch die mit ihr in Japan vorgenommenen Aenderungen.

— die Sagenreihe, welche begreiflicher Weise in Japan selbst als Geschichte angesehen wird, im wesentlichen als solche gelten lassen oder ihr doch einen ungebührlich großen historischen Kern zuerkennen will. Es wird sich ohne Zweifel mit jedem Fortschritte der kritischen Forschung deutlicher herausstellen, daß die authentische Geschichte in ganz Ostasien einschließlich des chinesischen Reiches weit jüngeren Datums ist, als man gewöhnlich glaubt; für Japan aber steht diese Thatsache nach den Untersuchungen eines Chamberlain, Satow u. A. unbedingt schon heutzutage fest, so daß bis zum Ausgange der Regierung des Kaisers Nintoku, des Sohnes des japanischen Kriegsgottes Hatschiman oder Yabata, also etwa bis zum Jahre 400 nach Christus, von einer japanischen Geschichte überhaupt nicht die Rede sein kann. Alles, was man von nordischen und malayischen Invasionen des Inselreiches, von unbehelligter Succession der Enkel der Sonnengöttin auf dem Throne von Japan u. s. w. aus den noch älteren Überlieferungen hat folgern wollen, ist ebenso grundlos wie die Nachrichten von der Eroberung Koreas durch Jingo Kogo, von den Kriegszügen Yamatodokes; alle Heldengestalten jener Zeit, Jimmu, Yamatodake und Ojin oder Hatschiman, sind nichts als Göttergestalten oder Hypostasen von Gottheiten*.)

Aber auch in den folgenden Jahrhunderten zeigt die Geschichte sehr starke Beimischungen der Sage, ganz analog den Erscheinungen, die wir bei jedem anderen Volke finden. Bei der einen Nation tritt der Zeitpunkt früher, bei der anderen später ein, wo die beglaubigten Daten die Oberhand gewinnen; bei den Japanern dürfen wir denselben keinenfalls früher ansetzen als etwa in den Ausgang des zwölften Jahrhunderts unserer

*) Es ließe sich unschwer an der Hand der einzelnen Sagen und sagenhaften Züge nachweisen, welche Naturkräfte (Gottheiten) durch die Heroen repräsentirt werden — durch Jimmu der Donnergott, durch Yamatodake die Sonne u. a. m.



Zeitrechnung. Grade die zweite Phase der Heldensage, welche das Geschlecht der Minamoto, die Ahnherren der bekanntlich 1868 beseitigten weltlichen Herrscher oder Schogune Japans ver- verherrlicht, gipfelt in der zweiten Hälfte jenes Jahrhunderts, und hier treten uns die offenbar rein mythischen Gestalten eines Tametomo und Yoschitsune, in zweiter Linie die eines Raiko, Watanabe, Yorimasa, Kintoki entgegen und kennzeichnen die Berichte aus jenen Tagen unbedingt nur als eine Art von Analogon der pseudoturpinischen Chronik und keinenfalls als Geschichtsschreibung. Auf alle Fälle dürfte die einheitliche Zusammenstellung der sagenhaften Züge jener Berichte wesentlich dazu beitragen, ihren wahren Charakter völlig klar zu stellen.

In der dritten Gruppe von Geschichtssagen, welche dem vierzehnten Jahrhundert angehört und den Heerführer Nitta Yoschisada und die ersten Schogune aus der Dynastie der Aschikaga zum Mittelpunkte hat, tritt in Wahrheit zum ersten Male der sagenhafte Charakter hinter den chronistischen oder auch hinter den romanhaften zurück; sowohl poetisch, als mythologisch halten dieselben daher keinen Vergleich mit den älteren Sagen aus, obschon sie wegen ihres spezifisch japanischen Gepräges immer beachtenswerth bleiben. Noch ärmer an sagenhaften Zügen werden dann die Überlieferungen aus dem sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert, doch sind sie nicht nur aus dem nämlichen Grunde von Interesse, sondern sie erläutern auch das allmälige Verlöschen des Sagencharakters in viel zu anschaulicher Weise, als daß ihnen nicht eine Stelle in vorliegender Sammlung gebührt hätte.

Eine besondere Abtheilung, die sechste, machen die Legenden aus, die bei ihrem vorwiegend buddhistischen Ursprunge namentlich die Behandlungsweise charakterisiren, welche die Japaner den ihnen durch diese Religion zugeführten mythischen Stoffen haben angedeihen lassen.

Den werthvollsten Stücken der Sammlung möchten einige der Lokalsagen zuzurechnen sein, sowohl solche, die — wie Kiohime,

Tawaratoda, das Federkleid, die Schlangen der Benten — buddhistisch oder doch stark buddhistisch beeinflußt sind, als auch solche, wie namentlich das Mädchen von Unnai, welche entschieden dem Schintoo angehören oder, wie Luwen, den chinesischen Ursprung an der Stirn tragen. Wenn auch die Zahl der Lokalsagen nicht so groß ausgefallen ist, als wohl hie und da vermuthet worden, so ist sie doch immerhin beträchtlich genug, um auch diesem Abschnitte eine gewiße Bedeutung zu sichern.

Am zahlreichsten sind die Gespenstersagen und die ihnen verwandten Erzählungen, welche mehr als lange Abhandlungen die Denkart des japanischen Volkes — von ehedem und von heute — und die Unhaltbarkeit vieler über dasselbe verbreiteter Angaben darthun, und von denen die Mehrzahl jedenfalls einen ganz primitiven, unverfälscht japanischen Charakter trägt.

Was die Art der Wiedergabe aller dieser Sagen und Märchen betrifft, so war ich — wie im Grunde schon aus der Widmung dieses Buches an die Manen unserer nicht genug zu preisenden Brüder Grimm hervorgeht — vor allem bestrebt, die strengste Objektivität zu wahren. Aufs gewissenhafteste bemühete ich mich, mit aller diesem Gegenstande so sehr wie irgend einem anderen schuldigen Pietät den Inhalt bis auf jedes einzelne Wort unverfälscht und echt zu halten. Es wurden daher nicht nur alle Zusätze meinerseits vermieden, sondern auch spätere Einschiebsel, die als solche erkennbar waren, sorgsam ausgemerzt. Dagegen wurde nirgends etwas wesentliches weggelassen, und es kam dabei selbstverständlicher Weise nicht in Betracht, ob irgend ein Gegenstand oder eine Wendung etwa minder anziehend oder in ästhetischer Hinsicht minder werthvoll war. Die von manchen Seiten gehegte Befürchtung, daß bei der Leichtlebigkeit der Japaner Momente in die Erzählungen einzuflechten seien, welche leicht unseren Lesern anstößig werden könnten, fand ich bei sorfältiger Durcharbeitung des Gegenstandes im allgemeinen nicht bestätigt. Die japanische

Sage verhält sich in dieser Beziehung genau so wie die der europäischen Nationen, und nach Weglassung von drei kurzen, episodischen und ganz unerheblichen Stellen ließ sich der ganze Inhalt derselben ohne irgend welches Bedenken Jedermann, Kindern und Erwachsenen, vorlegen*).

Die große Zahl von Varianten, welche sich bei vielen der japanischen Märchen und Sagen vorfinden, machte ganz besondere Sorgfalt in der Auswahl der besten Lesart nothwendig. Es ist jedoch hier unbedingt nicht der Platz, die Gründe, welche in den einzelnen Fällen für die getroffene Wahl maßgebend waren, auseinander zusetzen, und begnüge ich mich, auch in dieser Beziehung auf die später erscheinende Schrift über die japanische Mythologie zu verweisen. Nur auf einen Umstand möchte ich aufmerksam machen, daß in vielen Fällen einer — wie es scheint namentlich in letzter Zeit — in Japan eingerissenen Unsitte zu steuern war, in Folge deren gewisse sagenhafte Züge willkürlich aus einer Sage in die andere übertragen werden. Auch in dieser Beziehung möchte solchen „Erzählern", die durch geistreiche Combinationen glänzen wollen, ein großer Theil der Schuld zufallen. Die Sache selbst ist um so bedauernswerther, als dieses willkürliche Verfahren, das man kaum umhin kann, eine wirkliche Fälschung des ursprünglichen Charakters der Sagen zu nennen, bereits in die ausländische Literatur übergegangen und auch auf die bildlichen und plastischen Darstellungen mythischer Scenen in Japan selbst nicht ohne Einfluß geblieben ist. Es mußte

*) Diese drei bedenklichen Stellen sind erstens ein Einschiebsel der Sage von Isanagi und Isanami, das durch Kämpfer und Wieland in unsere Literatur eingeführt, aber nur Variante ist und kaum die ihm gezollte Beachtung verdient; zweitens die Erzählung von der Herkunft der Gattin Jimmu's, auf welche hernach nie wieder zurückgekommen wird, die daher nur eine — noch dazu unbedeutende — Episode ist; drittens ein Passus in der Geschichte der Werbung Yamatodake's um Miazu, ebenfalls ohne Belang.

deshalb mit Entschiedenheit dagegen vorgegangen und alles, was in dieser Beziehung gesündigt ist — wie z. B. die Einschwärzung des ungeheuerlich aussehenden Wegegottes, welcher dem Ninigi begegnet, in die Sage von Jimmu, oder wie die des Kranichs von Konodai in die Sage von Yamatodake und wie die der Ebbe- und Fluthsteine des Hohodemi in die Erzählung der Eroberung Koreas durch Jingo Kogo —, wurde von vornherein durchaus beseitigt.

Hinsichtlich des Stiles mußte allerdings auf die Grundverschiedenheit der Sprachen Rücksicht genommen und besonders alles das klargelegt werden, was die Japaner wirklich haben ausdrücken wollen; denn nur so konnte die Erzählung mit dem richtigen Sinne des Originals übereinstimmen. Daß aber dabei jede unnöthige Umschreibung vermieden wurde, ist bei der eingeschlagenen Methode selstverständlich; die Uebersetzung schließt sich dem Gange der japanischen Erzählungen stets aufs gewissenhafteste an und würde, wenn zurückübersetzt, unbedingt Niemand in Japan anders als echt japanisch erscheinen.

Noch eine Eigenthümlichkeit, die vielleicht Manchem schon auf den ersten Blick auffällt und jedenfalls die vorliegende Sammlung von vielen anderen Büchern über und aus Japan unterscheidet, möchte ich nicht unerwähnt lassen, nämlich die Sparsamkeit, die ich mir hinsichtlich der Verwendung japanischer Namen zur Regel gemacht habe. In der That bin ich der Meinung, daß das ewige Wiederholen der zwei, drei Namen, welche ein und derselbe Gott oder Held führt, oder die lange Namenreihe, die sich um den eigentlichen Hauptnamen herumkrystallisirt hat, den nichtjapanischen Leser nur verwirren und abschrecken kann; daher habe ich, soviel es irgend anging, die Namen vereinfacht und verdeutscht. Wie z. B. der japanische Name des Frühlings- und Herbstgottes lautet, ist jedem Nichtkenner der japanischen Sprache unbedingt gleichgültig; ebenso, wie etwa bei seinen Leb-

zeiten der erste Kaiser Jimmu geheißen. Auch ist für unsere Leser gewiß so leicht nichts ermüdender als die stete Wiederholung der Endsilben — no mikoto bei den alten Kaisern, oder des Vorsatzes Minamotono — bei allen Abkömmlingen der Minamotofamilie, und wurden daher alle derartigen luxuriösen Namendetails abweichend von dem Usus manches anderen Schriftstellers beseitigt. Konnte ich nicht durch eine einfache Übersetzung den Sinn ganz korrekt wiedergeben und dabei doch wiederum den Charakter eines Eigennamens wahren, so ließ ich die japanischen Namen lieber unerörtert stehen und verweise in dieser Hinsicht abermals auf die späteren Erläuterungen.

Da, wo für Kunstprodukte oder Thiere und Pflanzen keine direkte Übersetzung thunlich war, wie z. B. bei Koto, bei dem Kaki und dem Tanuki, für welche wir in Europa keinen volksthümlichen Ausdruck haben, weil wir sie eben nicht kennen, habe ich stets eine Erklärung, sei es im Texte, sei es durch Anmerkungen gegeben und denke, daß man in dieser Beziehung keine Lücken finden wird.

Somit hoffe ich denn, eine allgemein verständliche Übertragung eines Materiales in unsere Sprache geliefert zu haben, welches in seiner schlichten Volksthümlichkeit und in seiner Echtheit kaum verfehlen kann, sich Freunde zu erwerben und namentlich auch unsere Jugend anzusprechen. Und wenn das Buch auch den Deutschen in eine fremdartige Welt einzuführen unternimmt, so wird es doch, wie ich hoffe, denselben befähigen, mehr und mehr in die innerste Gefühls- und Denkweise jenes fernen Volkes einzudringen, dem sein Inhalt entstammt.

Daß dieser Versuch unserem Volke zu bleibendem Nutzen und Genusse gereichen möge, ist mein aufrichtigster Wunsch.

Halle, im Juni 1884.

David Brauns.


Märchen



Momotaro.

Vor langen, langen Jahren lebte in einem Dorfe ein altes Ehepaar. Trotz ihrer Armuth hätten die beiden alten Leute recht zufrieden leben können, wenn sie nur Kinder gehabt hätten. Aber die fehlten ihnen, und so sehr sie sich dieselben auch Zeit ihres Lebens gewünscht hatten, so war ihnen doch dieser Wunsch versagt geblieben. So verbrachten sie ihre Tage einsam und allein und grämten sich oft so sehr, daß selbst die Nachbarn ihren Kummer theilten, sich mit ihnen betrübten und sie nach Kräften zu trösten suchten.

Da begab es sich eines Tages, daß das alte Mütterchen aus der Hütte heraustrat und zum Flusse hinabging. Die Sonne schien hell, und der breite Strom trieb das klare Wasser rauschend über die Steine daher. Mütterchen hatte ein Bündel schmutziger Kleider mitgebracht, das sie nun löste, und emsig ging sie an das Waschen der Kleider. Sie war ganz vertieft in ihre Arbeit und achtete auf nichts weiter, als plötzlich auf dem Wasser eine große schöne Pfirsiche gerade auf sie zugeschwommen kam. Freudig griff sie danach; ach, selten gab es wohl eine so herrliche, schöne und reife Frucht wie diese. Sie war dick und rund und strahlte rosig in der Sonne. Nun denkt ihr wohl, das alte Mütterchen hätte sogleich die schöne

Pfirsiche gegessen? Nein, das that sie nicht, sie legte sie beiseite und dachte sogleich an ihren guten alten Mann zu Hause; der sollte auch davon etwas bekommen! Und als die Arbeit beendet war, ging sie heim und gab dem alten Manne die Pfirsiche; der freute sich nicht wenig über den schönen Fund, holte ein Messer und schnitt die Frucht vorsichtig in zwei gleiche Theile. Und was geschah nun? Zu dem größten Erstaunen der beiden Alten sprang ein wunderhübsches, munteres Knäblein daraus hervor. Und das war eine Freude, so groß, das sie nicht zu beschreiben ist. Nun hatten die alten einsamen Leute plötzlich einen Sohn, den sie sich so lange gewünscht hatten, und sie dankten den Göttern inbrünstig für die unverhoffte Gnade. Zur Erinnerung an seine wunderbare Auffindung nannten sie ihn Momotaro, das heißt Pfirsichjunge. Sorgfältig zogen sie ihn auf, und er ward ein schöner Jüngling, begabt mit allen Tugenden eines guten Menschen, die Stütze und der Stab ihres Alters. Momotaro liebte seine guten Eltern ebenso sehr, als diese ihn liebten, und war ihnen so dankbar, daß er Tag und Nacht daran dachte, ihnen alle ihre Liebe und Aufopferung zu vergelten, sie recht glücklich zu machen und vor allen Dingen ihre ärmlichen Verhältnisse in bessere zu verwandeln. Er grübelte fortwährend darüber, wie er es wohl anfangen sollte, Reichthümer für seine Eltern zu erwerben, und nahm sich vor, eine Wallfahrt nach berühmten Tempeln anzutreten, um sich dort Raths zu erholen. Doch bevor er noch diesen Entschluß ausführte, hatte er einen so lebhaften Traum, daß er sich nur danach zu richten beschloß und alle anderen Pläne aufgab.

Nahe bei seinem Wohnorte nämlich lag eine Insel im Meere, welche niemand betrat, denn dieselbe war ausschließlich von bösen Geistern bewohnt. In Japan heißen solche bösen Geister Oni, weshalb auch diese gefürchtete Insel Onigaschima, Insel der bösen Geister, genannt wurde. Nun ging die Sage, daß die Oni, welche dort hausten, in ihren Höhlen ungeheure Schätze aufgehäuft hätten, die sie streng bewachten, und der Geist, dem die Wache

hauptsächlich oblag, hieß Monban. Momotaro hatte nun geträumt, er sei nach dieser Insel gefahren, hätte alle die bösen Geister besiegt und ihre Schätze erobert. Was aber die Hauptsache war und ihn vornehmlich in der Absicht bestärkte, die Fahrt nach Onigaschima zu wagen, war der Götter Gunst, die ihm im Traume bei seinem Unternehmen zu theil ward; denn in Gestalt von allerlei Thieren halfen ihm die Götter glücklich alle Gefahren bestehen und den Sieg gewinnen.

Das erste, was Momotaro nun that, war, daß er sich in der Kunst übte, Waffen zu führen und besonders eine schwere Keule zu schwingen, und als er dies verstand, ging er zu seinen Eltern und sagte ihnen, was er zu thun beschlossen hätte. Ganz bestürzt hörten sie ihn an und waren tief betrübt, daß sie ihren lieben Jungen verlieren sollten; sie baten ihn, doch ja sein Vorhaben aufzugeben und weinten, wenn sie daran dachten, wie furchtbar die Gefahren wären, denen er entgegen ginge. Als aber Momotaro dennoch darauf bestand, sein Abenteuer zu wagen, als er ihnen vorstellte, der Traum habe ihm ja der Götter Gunst und Hilfe zugesagt, da dachten sie an den schönen Tag, wo er ihnen aus der Pfirsiche entgegengesprungen war, und gaben ihre Einwilligung; die Götter, das war ihr Trost, würden dem Sohne, welchen sie ihnen auf so wunderbare Weise geschenkt hatten, auch ihren Schutz nicht versagen.

Momotaro rüstete sich also zum Abschiede, und seine Eltern bereiteten eine Menge köstlicher Klöße aus Hirse, die sie ihm auf seine Reise mitgaben, damit er seinen Hunger stillen könnte. Und als nun alles in Bereitschaft war, sagte der gute Sohn seinen Eltern Lebewohl und ging von dannen.

Wohlgemuth zog er seines Weges dahin, als ihm ein Hund entgegenlief. Zutraulich wedelte dieser mit dem Schwanze und sprang bellend an Momotaro in die Höhe, als er sah, daß derselbe sich seines Anblicks freute. „Laß mich mit dir ziehen," sprach der Hund, „ich will dir nützlich sein auf deiner Reise und dir treu dienen, wenn du mir etliche von deinen schönen Klößen ab-

geben willst.“ Momotaro erfüllte diesen Wunsch sofort; er gab ihm einige Klöße und ließ ihn neben sich herlaufen. Nicht lange waren sie zusammen gewandert, so begegnete ihnen ein Affe, der sie freundlich grüßte und Momotaro fragte, wohin er mit all seinen vielen Waffen reisen wolle. Dieser erwiderte, daß er gegen die Insel der bösen Geister ausziehen und ihre Schätze erobern wolle, um sie seinen Eltern als Sohn für alle Wohlthaten zu bringen. „Dann will ich mit dir ziehen und dir helfen,“ sagte der Affe, „du wirst mir gewiß dafür auch gern etwas von deinen schönen Klößen schenken, nicht wahr?“ — „Gewiß, die sollst du haben,“ entgegnete Momotaro und gab ihm sofort in voller Freude eine große Portion, und als der Affe sie aß, schmeckten sie ihm so gut, daß er seinen Freund, den Fasan herbeirief, der davon kosten mußte. Der Fasan, der ganz in der Nähe war, flog herbei und labte sich an der köstlichen Speise, und als er hörte, wohin die Reise gehe, bat er Momotaro, auch ihn mit zu nehmen; er wolle vereint mit seinem Freunde, dem Affen, und mit dem Hunde ihm beistehen, die schreckliche Insel zu erobern. Momotaro war es zufrieden, und so zogen sie alle vier getrost und muthig dem Strand entgegen. Als sie denselben erreicht hatten, war freilich ein Boot vorhanden, das sie hinüber zur Insel bringen konnte, aber es lag weit im tiefen Wasser und war an einen Pfahl gebunden. Was war zu thun? Momotaro sann vergebens, wie er sich helfen sollte. Da aber wußte der Affe Rath; er sagte dem Hunde: „Du kannst ja schwimmen! Also rasch, begib dich ins Wasser; ich springe auf deinen Rücken, du trägst mich zu dem Kahne und wir holen ihn zusammen hierher ans Ufer“. Gesagt, gethan; der Hund trug den Affen auf seinem Rücken durch das Wasser zum Kahne hin, der Affe löste das Tau und gab es dem Hunde ins Maul, freudig und stolz schwamm der Hund zurück ans Ufer und brachte so den Kahn ans Land. Nun stiegen sie alle außer dem Fasanen ein; dieser aber flog voran zu der Insel hinüber, um einen guten und sicheren Platz auszukundschaften, wo sie unbemerkt landen könnten. Die bösen Geister durften sie nicht sehen

und vor allen Dingen den Kahn nicht; denn wie hätten sie ohne diesen, wenn sie die Schätze eroberten, dieselben fortschaffen wollen? Momotaro lobte den Fasan für seine Vorsicht und ließ ihn vorauf fliegen, und Dank seiner umsichtigen Führung konnten sie nicht allein ungesehen und gefahrlos landen, sondern der Fasan brachte sie auch gleich zum Eingange der großen Höhle, die er bald ausgekundschaftet hatte.

Momotaro schlug mit seiner Keule gegen die eiserne Pforte der Höhle, aber keine Antwort erfolgte. Ungeduldig und zornig zerschmetterte er die Thür und trat ein. Aber wie staunte er über den Anblick! Er hatte erwartet, an einen finstern, grausigen Ort zu gelangen, und nun fand er das Gegentheil; es war ein prächtiger, heller und glitzernder Palast, in den er eintrat. Hier sollte das Oberhaupt der bösen Geister hausen? Momotaro war ganz verwirrt, doch seine Begleiter ließen sich nicht irre machen und brachten auch ihn bald wieder zur Besinnung. Der Fasan flog abermals voraus, weit in den Palast hinein, der Affe kletterte auf das Dach, der Hund kroch unter den Fußboden, um zu sehen, wo wohl die Schätze versteckt wären, und während er dies glücklich herausfand, waren Affe und Fasan auch nicht müßig, und alle drei kehrten bald zu ihrem harrenden Herren mit guter Botschaft zurück. Momotaro, von allem unterrichtet, schritt geraden Weges auf das Zimmer des Oberhauptes der bösen Geister los, und da unzählige kleine Kobolde ihn hindern wollten, schlug er so kräftig um sich und bläuete sie so wacker durch, daß sie schleunigst die Flucht ergriffen. Nun brach Momotaro ohne Zögern in das Gemach des obersten bösen Geistes ein, und der gräuliche Oni wurde sehr zornig, als er seiner ansichtig ward. Er rief seine Dienerschar und befahl ihr, ihm zu helfen; doch es ließ sich niemand sehen, und Momotaro schlug kräftig auf ihn ein. Der Affe aber, der wohl einsah, daß der große Geist stärker war, als Momotaro, sprang ihm flugs auf den Rücken und hielt ihm die Augen zu, so daß er seinen Gegner nicht sehen konnte, und der Hund war auch nicht faul, sondern biß den bösen

Oni tüchtig in die Beine, während der Fasan draußen die anderen Geister fern hielt und jedem, der sich in die Nähe wagte, die Augen auspickte. So geschah es, daß der arg bedrängte große Oni gar bald um sein Leben bat. Momotaro versprach, dasselbe zu schonen, wenn er ihm alle kostbaren Schätze der ganzen Insel geben wolle. Das versprach der böse Geist denn auch und gab sie in der That sofort heraus. Die Diener, obgleich vom Fasan des Augenlichts beraubt, mußten sie alle in den Kahn schleppen, und als sie damit fertig waren, schiffte sich der junge Held mit seinen drei Gefährten vergnügt und froh ein.

Die Reise verlief glücklich, und als sie anlangten, da war die Freude der Eltern Momotaros über die Maßen groß, am größten darüber, daß sie ihren geliebten Sohn glücklich und gesund wiedersahen. Doch waren sie auch sehr zufrieden damit, daß er so reiche und kostbare Schätze von der Insel der bösen Geister mitgebracht hatte. Da war Gold und Silber in Fülle, köstliches Gestein und Gewand, auch zauberhafte Schätze, ein Mantel und ein Hut, die jeden, der sie trug, unsichtbar machten, und noch viel andere wunderbare und seltene Dinge. Nun konnten sie alle ohne Sorge leben, und Momotaros Ruhm zog durch die ganze Welt.

Auch eine wunderschöne Prinzessin, die in einem großen, herrlichen Garten wohnte, hörte von ihm, aber da Momotaro sie nicht kannte, so konnte er auch nicht wissen, wie sehnlich sie sich ihn zum Gemahle wünschte. Der Fasan aber, der weit im Lande herumflog, kannte sie und errieth sehr bald ihre Wünsche, von denen er Momotaro erzählte, und dieser war so glücklich über die Nachricht, daß er sogleich seine Mutter zu der Prinzessin sandte und um ihre Hand bitten ließ. Die Prinzessin war voller Freude über die Botschaft und zögerte nicht einen Augenblick, einen so schönen, tapferen Mann, wie Momotaro war, zum Gemahle zu nehmen.

Dem alten, guten Ehepaar blieb nun nichts mehr zu wünschen übrig, und so verlebten sie alle miteinander noch lange, glückliche

Tage. Momotaro aber hielt den Hund, den Affen und den Fasan hoch in Ehren und behielt sie zu Freunden bis an sein Lebensende.

Jiraiya.

Jiraiya*) war der Sohn eines Daimio**) im östlichen Japan; dieser sein Vater, Fürst einer großen Provinz, hatte einen erbitterten Krieg gegen einen benachbarten Daimio zu führen, welcher ihn schließlich in einer großen Schlacht besiegte und erschlug, alle seine Krieger tötete oder in die Flucht trieb und das ganze Erbe Jiraiyas an sich riß. Dieser war gezwungen, als Flüchtling die väterliche Provinz zu verlassen.

Tief ergrimmt über sein Schicksal, floh Jiraiya weiter und weiter in finstere Wälder. Er wußte nicht, was er beginnen sollte; er vermochte sich nicht zu entschließen, Dienste bei einem anderen Fürsten zu nehmen, da er ein Prinz von Geblüt war. Da er nun nichts auf der Welt mehr besaß, um sein Leben zu fristen, und dabei ein unerschrockener, starker Krieger war, so faßte er den Entschluß, sich von Straßenraub zu nähren, und

*) Während sonst die Aussprache der japanischen Wörter wesentlich der deutschen entspricht, mußte doch das J hier, wie stets in der Folge als Zeichen gelten für einen dem englischen J, oder G in George, dem italienischen G vor e und i, ähnlichen Laut, der aber oft unmerklich in das französische J übergeht. Von diesem Laut gab nämlich das sonst wohl dafür gesetzte dsch doch eine unrichtige Vorstellung, abgesehen von seiner Unbequemlichkeit. — In „Japan" sollte bekanntlich das J ebenso gelesen werden. Der Laut unseres J ist dagegen stets durch Y wiedergegeben. In analoger Weise ist auch noch das z sanft, ähnlich dem englischen und französischen, auszusprechen, dagegen der scharfe Laut des deutschen z durch ts wiedergegeben.

**) Herrscher eines Gebietes und Haupt einer vornehmen Familie.

so setzte er sich in den Bergen von Etschigo fest und ward einer der gefürchtetsten Räuber, die es gab. Es war aber die Gegend voll von seinesgleichen, und als die übrigen Räuber erkannten, daß Jiraiya unstreitig der kühnste und verwegenste unter ihnen allen war, so kamen sie zu ihm und baten ihn, ihr Oberhaupt zu werden. Jiraiya willigte ein und wurde in der That ein Räuberhauptmann, wie es einen mächtigeren nie gegeben hatte.

Er fühlte sich nun nicht mehr unglücklich über sein Schicksal, sondern er lebte der gewissen Hoffnung, daß er mit der Zeit Mannschaften und Geld genug bekommen würde, um gegen seinen mächtigen Feind, den Mörder seines Vaters, einen erfolgreichen Kampf zu unternehmen, und zu diesem Zwecke häufte er Schätze auf Schätze.

Nun lebte in demselben Gebirge in einer tiefen Höhle ein Eremit Namens Senso-Dojin, der ein Freund von Jiraiyas Vater gewesen war und seine Zuneigung auf den Sohn übertrug. Dieser Eremit trieb aber Zauberei und war namentlich im Besitze eines sehr wichtigen und mächtigen Zaubers, des sogenannten Froschzaubers oder, wie es im Japanischen heißt, Gamano-jutsu. Mit Hilfe dieses Zaubers vermochte Senso-Dojin sich und andere Menschen in riesengroße Frösche zu verwandeln, die dann mit Leichtigkeit unerkannt und wohlgeborgen jedes Gewässer dnrchschwimmen konnten oder auch am Ufer saßen und den Menschen auflauerten und viele andere außerordentliche Dinge zu stande brachten. Der Eremit, der sehr stolz auf den Besitz dieses merkwürdigen Zaubers war, konnte sich desselben doch nicht so von Herzen freuen, wie er wünschte, denn es war damit eine große Unannehmlichkeit verknüpft, welche ihn gar nicht seines Lebens froh werden ließ. Es gab nämlich im nämlichen Gebirge eine bösartige große Schlange, Orotschi genannt,*) die auch zauberkundig war und die Kraft besaß, Senso-Dojins Froschzauber zu vernichten. Sie haßte den Eremiten und trachtete

*) Eines der sagenhaften Thiere Japans.

ihm unaufhörlich nach dem Leben, und da sie ihm nicht anders beizukommen wußte, so nahm sie Menschengestalt an und umschlich sehr oft seine Höhle. Der Eremit war in beständiger Angst vor dem Thun und Treiben seiner Feindin, so daß er nur selten seine Höhle zu verlassen wagte. Endlich kam ihm der Gedanke, Jiraiyas Hilfe in Anspruch zu nehmen. „Wir können beide uns nützen," sprach er zu ihm. „Du erhältst meinen Froschzauber, den ich dir schenke, damit du durch seine Hilfe dich an deinem Feinde rächest, welchen du sonst doch schwerlich besiegen könntest, denn er ist sehr mächtig; und dafür schaffst du mir meinen Feind, die Schlange fort und befreiest mich von ihren gräulichen Nachstellungen. Ach, ich bin überzeugt, daß sie mich trotz aller Vorsicht erwischen und fressen wird. Deshalb hilf mir und tödte sie mit menschlicher Kraft und menschlichen Waffen."

Jiraiya hörte diese Worte mit vielem Vergnügen und nahm ohne Zögern den Vorschlag an. Ungesäumt empfing er den Froschzauber; dann aber zog er, der Tapferste unter den Tapfern, sofort gegen den bösen hinterlistigen Feind des Eremiten aus. Orotschi, die Riesenschlange, welche keine Ahnung von der Gefahr hatte, die sie bedrohte, und sich deren nicht versah, wurde alsbald von der Hand des Helden Jiraiya erlegt. Ein Pfeil durchbohrte sie und machte ihrem tückischen Treiben ein Ende.

Der Eremit Senso-Dojin war damit freilich aus aller Gefahr befreit, aber Jiraiya kam nicht so gut davon. Er hatte sich in eine böse Lage gebracht und büßte beinahe das Leben ein. Die Angehörigen der Schlange nämlich konnten den Tod der großen Zauberin nicht verschmerzen und sannen auf Rache gegen Jiraiya. Und wie das Schlangengelichter ein kriechendes, hinterlistiges Geschlecht ist, so kamen sie nicht in offenem Kampfe zu zu Jiraiya, sondern bereiteten heimtückisch einen Trank aus Schlangengift, den sie ihm eines Tages beizubringen wußten. Er, ahnungslos, trank die Schale und wurde auf der Stelle zum Tode krank. Sicherlich hätte er sterben müssen, wenn ihm nicht abermals wunderbarerweise durch einen Zauber geholfen wäre.

In der Nähe wohnte eine Jungfrau mit Namen Tsunade, die bereits viel von Jiraiya gehört hatte, denn das Volk ehrte ihn als einen Tapferen. Diese Jungfrau hatte von einem alten Manne, einem Freunde ihres Vaters, den berühmten heilkräftigen Schneckenzauber erlernt, der gegen den Schlangenzauber und namentlich gegen das Gift der Schlangen schützt. Die Jungfrau war deshalb auch beim Volke sehr beliebt und hatte großen Ruhm, denn weit und breit nahm man ihre Hilfe in Anspruch, sobald jemand von einer Schlange gebissen war. So hatte sie schon viele Menschen vom Tode errettet. Sie hörte nun, daß der tapfere Jiraiya an Schlangengift sterben müsse. Sofort machte sie sich auf den Weg und eilte zu ihm; sie kam auch nicht zu spät, Jiraiya ward durch sie gerettet und stand bald wieder kräftig und gesund auf seinen Füßen. Zum Danke für ihre Hilfe nahm er Tsunade zum Weibe; diese war sehr glücklich, den berühmten Krieger Jiraiya zum Gatten bekommen zu haben, und zog fortan stets mit ihm und verließ ihn nie.

Jetzt aber war es Zeit, daß Jiraiya seine eigentliche Lebensaufgabe löste und endlich gegen seinen eigenen Feind zog, der ihn aus dem Hause und dem Reiche seiner Väter vertrieben hatte. Er legte die Rüstung an und nahm seine Waffen zur Hand; dann versammelte er die Seinen und zog gegen die feindliche Burg. Dieselbe war von einem breiten, tiefen Wassergraben umgeben, über den keine Brücke führte. Dies war Jiraiya stets als größtes Hindernis erschienen, wenn er daran dachte, den Mörder seines Vaters zu bekriegen; denn Schiffe wurden von den Mauern des Schlosses beobachtet, und deren Bemannung hätte den Pfeilen unmöglich standhalten können, welche vom Schlosse her auf sie geschossen wären. Heute lachte Jiraiya über den breiten Graben; er war ja im Besitze des Froschzaubers, der ihn in den Stand setzte, samt allen Genossen ungesehen durch die Fluten zu gelangen. Dann konnte er nach kurzem Kampfe den überraschten Feind schlagen, Rache für seinen Vater üben und für sich selbst zurücknehmen, was ursprüng-

lich und von Rechts wegen sein Eigenthum war. Überglücklich in diesem Gedanken und von Kampfeslust beseelt, zog Jiraiya aus; allein es kam ganz anders, als er geglaubt. Der Schlangentrank, der ihm freilich vermöge Tsunades Hilfe an Leben und Gesundheit keinen Schaden gethan, ward ihm dennoch verderblich, denn er hatte die Kraft des Froschzaubers gebrochen.

So stand Jiraiya wuthschnaubend vor der Burg seiner Väter, und als er dennoch den Kampf wagte, war der Erfolg — wie bei der Übermacht seines Gegners vorauszusehen — ein sehr schlechter. Überall geschlagen, mußte er abermals flüchten und auf seine Rache für immer verzichten.

Mit dieser Erkenntnis war auch seine Lust am Kampfe und am fröhlichen Kriegerleben dahin. Er fand keinen Gefallen mehr daran und zog sich in tiefe Einsamkeit in die Berge zurück, wo er fortan bis zu seinem Tode mit seiner Frau und seinem alten getreuen Freunde lebte.

Die dankbaren Füchse.

Zwei Freunde trafen auf einem Spaziergange Kinder, welche einen jungen Fuchs gefangen hatten. Sie hielten das Thier in Stricken gebunden und erklärten, es in ihrem Dorfe verkaufen zu wollen; ein junger Mann habe ihnen ein hübsches, blankes Geldstück dafür versprochen. Der eine der Freunde beschloß sogleich, den Fuchs zu kaufen und bot den Kindern noch mehr dafür; der andere spottete anfangs darüber, gab aber doch seine völlige Beistimmung zu erkennen, als sein Freund erklärte, er habe das Füchslein nur gekauft, um es auf der Stelle in Freiheit zu setzen. So geschah es denn auch, und beide Freunde freuten sich herzlich über die possierlichen Sprünge des jungen



Fuchses beim Wiedersehen mit seinen Eltern, die anfangs sehr betrübt, dann höchst vergnügt, die Vorgänge aus der Ferne beobachtet hatten.

Lange Zeit hernach — niemand dachte mehr an die Geschichte — erkrankte der Wohlthäter des jungen Fuchses, der unterdessen in eine andere, ferne Stadt gezogen war, sehr bedenklich. Die Ärzte erklärten, nur der Genuß einer Fuchsleber könne ihn retten. Keiner seiner Bekannten aber konnte eine solche herbeischaffen, und es ward daher ein Brief an einen entfernt wohnenden Freund abgesandt, mit der Bitte, wenn irgend möglich, recht bald eine Fuchsleber für den Patienten zu senden. Es währte nicht lange, da kam ein wohlgekleideter Mann und brachte mit vielen Höflichkeitsbezeugungen, aber in sehr ernster und trauriger Stimmung, eine frische Fuchsleber. Der Kranke ließ sie sofort nach ärztlicher Vorschrift zubereiten und bekam auch durch deren Genuß seine Gesundheit vollkommen wieder. Er glaubte natürlich, sein entfernter Freund habe das Heilmittel gesandt, und war daher sehr überrascht, ein paar Tage später von diesem die Nachricht zu erhalten, er habe keine Fuchsleber anschaffen können. Nun erinnerte der Genesene sich wohl des früheren Abenteuers und zweifelte nicht, daß die Füchse, deren Wohlthäter er geworden, in irgend einer Weise ihre Dankbarkeit hätten beweisen wollen. Die Sache blieb jedoch unaufgeklärt, bis er wieder einmal seinen früheren Wohnort besuchte. Hier sah er den alten Fuchs wieder und rief ihn an. Derselbe kam auch herzu und berichtete, er und seine Frau hätten seiner Zeit zu ihrer tiefen Betrübnis durch andere Füchse erfahren, daß ihr Wohlthäter so schwer und gefahrvoll erkrankt sei. Sie hätten es nicht über sich gewinnen können, ihn im Stiche zu lassen und hätten lieber den damals durch ihn befreiten und nur durch ihn am Leben erhaltenen Sprößling geopfert, als daß sie seinen Tod sich zum Vorwurfe hätte machen müssen. Seine Frau aber sei noch opferwilliger gewesen, als er selbst, denn sie habe selber ihr Söhnlein getödtet.

Der Mann war tief gerührt und dankte dem Fuchse mit Thränen in den Augen. Er gelobte aber auch, seinen Dank zu bethätigen, und stiftete ein schönes Fuchsbildnis beim Tempel der Göttin von Inari, gemäß der alten Sitte, solche Fuchsbilder — die oft in langer Reihe neben den Tempelzugängen stehen — vor den Heiligthümern dieser Gottheit aufzustellen.

Die Fuchshochzeit.

Es lebte einst ein Ehepaar weißer Füchse, und die hatten einen Sohn, so nett und glatt, wie nur je einer zu sehen war, schneeweiß, wie seine Eltern. Als der junge Fuchs erwachsen war, da sagte ihm sein Vater: „Jetzt will ich mich aufs Altentheil setzen und dir das Regiment des Hauses überlassen. Suche du dir eine Frau und fang an, selbst zu wirthschaften; mit Rath und Hilfe will ich dich gern zu jeder Zeit unterstützen.“ Der junge Fuchs dankte seinem Vater aufs verbindlichste und begann sogleich mit Eifer zu arbeiten und den neuen Hausstand vorzubereiten.

Die Frage, wen er als Braut heimführen sollte, war auch sehr bald entschieden, denn gar nicht weit wohnte ein anderes Paar weißer Füchse, die ein Töchterchen hatten, das seiner Schönheit halber berühmt war, sein Fell strahlte weithin und war so glatt wie Seide. Nun war es vor allen Dingen nöthig, die Einwilligung der Eltern des schönen Mädchens zu haben. Allein ein geschickter Brautwerber fand sich und brachte die Angelegenheit in der üblichen Weise, mit allen erdenklichen Höflichkeitsbezeugungen, ohne weitere Hindernisse in Gang. Geschenke vom Freier kamen an, und der Bote, der sie mit zierlich gesetzten Glückwünschen anschleppte, ward mit reichem Lohn entlassen.

Nun ward eine Zusammenkunft der Brautleute verabredet, damit sie sich doch vorher kennen lernten, ehe die Braut in ihres Mannes Haus käme; das übliche Faß Sake wanderte in die Wohnung des künftigen Paares, und es blieb nichts übrig, als einen guten, glückbringenden Tag im Kalender für die Hochzeit auszuwählen.

Endlich kam dieser heran; aber leider war es recht schlechtes Wetter. Schwere Wolken zogen unablässig am Himmel dahin, und fast beständig fielen Regenschauer herab. Dennoch setzte sich der Zug mit der Braut zu rechter Zeit in Bewegung, und, siehe da, bei vollem, strömendem Regen lachte die Sonne, gerade als die Braut unterwegs war. Alle Welt wunderte sich und war darüber sehr erfreut, und daher sagt man noch heutzutage in Japan, wenn bei vollem Regen die Sonne scheint: „Die Braut des Fuchses geht in ihres Mannes Haus.“

Hier angelangt, leerte die schöne junge Braut die Sakeschale, von der zuvor ihr Bräutigam getrunken; dann waren alle vergnügt und tanzten, sangen und tranken nach Herzenslust.

Und so lustig die Hochzeit, so glücklich war das fernere Dasein des jungen Paares. Füchslein, alle nett und weiß von Pelz, der eine noch runder und kräftiger als der andere, umsprangen sie bald in Menge und gediehen zur Freude der Eltern und des würdigen alten Großvaters, der nicht verfehlte, jeden derselben seinen Schutzpatronen, der Göttin und dem Gotte von Inari, vorzustellen und sie ihrem Schutze zu empfehlen. Und die Götter halfen auch getreulich, die ganze Familie vor bösen Hunden und anderen Feinden zu bewahren, und so dauerte das Glück viele viele Geschlechter hindurch bis auf den heutigen Tag.

*) Reiswein.



Der Sperling mit der durchschnittenen Zunge.

Vor grauen Jahren lebte tief im Gebirge ein altes Ehepaar. Obgleich die beiden eigentlich wenig zu einander paßten, denn der Mann hatte ein gutes, braves Gemüth, die Frau aber besaß einen zänkischen, neidischen Charakter, so hausten sie doch ziemlich einträchtiglich zusammen und waren in Ehren alt geworden.

Eines Tages saß der Greis, wie er dies oft zu thun pflegte, vor seiner Hütte, und da gewahrte er rings umherschauend einen Raben, der einen jungen Sperling*) verfolgte. Der kleine Spatz piepte gar ängstlich, und der große Rabe schlug mit den Flügeln und war schon im Begriffe, mit seinem gewaltigen Schnabel das matte Thierchen zu tödten, als noch gerade zu rechter Zeit der gute alte Mann herzu lief und den Raben verscheuchte, der sich auch alsbald ärgerlich krächzend in die Lüfte erhob. Gutmüthig nahm der Greis den Sperling in die Hand und trug ihn vorsichtig nach Hause. Das Herz klopfte dem Thierchen so ängstlich in der Brust, daß der Alte, von Mitleid erfüllt, ihm Trost zusprach, und als er in sein Zimmer trat, da setzte er das Vögelchen in ein Bauer, in dem es sich recht bald erholte. Als es nun wieder fröhlich zwitschernd in dem Bauer umherhüpfte, da fütterte es der alte Mann mit lauter guten Sachen; auch machte er die Thür des Bauers jeden Morgen auf, damit es sich frei und nicht gefangen fühlen sollte. Der Sperling war darüber guter Dinge; er benutzte diese Freiheit und flog in der Hütte hin und her; kam aber eine Katze, eine Ratte oder sonst ein Feind in Sicht, dann flog unser Spätzlein stets in das schützende Vogelhäuschen zurück. Der Alte hatte über den kleinen Vogel eine unsagbare Freude, und wie er sah, daß derselbe aus Dankbarkeit bei ihm blieb und nicht aus der

*) Die Haus- und Feldsperlinge in Japan gehören sämtlich zu derselben Art wie unsere Feldsperlinge (Passer montanus).

Hütte flog, da hörte er nicht auf, die Klugheit und Zahmheit des lieben Thierchens zu preisen. Seine Frau aber, die alte böse Sieben, die ärgerte sich über den Vogel und kehrte dabei so recht wieder ihren bösen Sinn heraus; sie gönnte dem niedlichen kleinen Thiere das Futter nicht, das ihr Mann ihm täglich brachte, und diesem gönnte sie wieder die Freude nicht, die er an dem Vogel hatte. Es ist doch abscheulich, daß es so manchen mißgünstigen, bösartigen Menschen gibt, der es nicht lassen kann, seinem lieben Nächsten das Leben zu verbittern. Zu diesen gehörte auch die Frau des guten alten Mannes; sie schalt und maulte fortwährend über den Vogel, und als eines Tages der Mann nicht daheim war, da ließ sie ihrem langgenährten Hasse gegen den armen Spatzen freien Lauf. Brummend verrichtete sie ihre Arbeiten im Hause und warf drohende Blicke auf den nichts ahnenden Vogel, der lustig hin und her flatterte. Sie stand gerade am Waschgefäße, in dem sie ein Gewand wusch; nachdem dies geschehen, holte sie Stärke herbei, um demselben neuen Glanz zu geben. Und siehe, da kam der Vogel herzu, setzte sich auf den Rand des Waschgefäßes und pickte ein wenig von der Stärke auf. Da aber ergriff das wüthende Weib eine Schere, packte den Vogel und wollte ihn erst umbringen; doch das Gewissen mochte ihr schlagen, und so ließ sie ihm das Leben. Aber damit er nicht mehr fressen und naschen könnte, wollte sie ihm die Zunge abschneiden. Der arme Sperling zog sein Köpfchen zurück, aber er bekam doch einen tiefen Schnitt in die Zunge und schrie laut auf vor Schmerz, so daß ihn die böse Frau losließ. Da flog er in Angst und Schrecken auf und davon, zum Hause hinaus, auf Nimmerwiedersehen.

Als nach einiger Zeit der Alte heimkehrte, fragte er gleich nach seinem Liebling, und da erzählte ihm seine Frau die ganze Begebenheit und zankte ihn noch gehörig dafür aus, daß er sich um einen kleinen Vogel so anstellen könne, auf den doch gar nichts ankomme. Sie sagte, sie sei froh, daß der Spatz nicht mehr da sei, und seine Naschhaftigkeit hätte endlich einmal be-

straft werden müssen. Der Alte aber war so betrübt, daß er ohne alle Scheu vor seiner bösen Frau ihr rund heraus erklärte, sie sei ein hartherziges Geschöpf und hätte den armen Vogel für sein Vergehen viel zu hart bestraft; und als er ihr so seine Meinung gesagt, da setzte er sich traurig vor die Hütte und spähte nach dem kleinen Sperling, und so that er es von nun an Tag für Tag. Doch die Zeit verstrich, ohne daß das Vöglein zurückkam, und so ergab sich der Greis allgemach in sein Schicksal und gab seinen Liebling verloren.

Nun begab es sich einstmals, daß der alte Mann an einem schönen, warmen Sommertage ausging und im kühlen Schatten der Bäume langsam dahin schlenderte. Ein schönes Bambusdickicht lag vor ihm, und dahin lenkte er seine Schritte. Als er nun in dasselbe eintrat, sah er plötzlich ein wunderhübsches Gärtchen, das er früher nie bemerkt. Und als er verwundert umherblickte, da gewahrte er auch ein nettes, sauberes Häuschen, und aus dem Häuschen trat ein wunderhübsches, freundliches Mädchen hervor. Dasselbe schritt durch den Garten und öffnete ihm mit herzlichem Gruße die Pforte. „Komm herein, mein lieber, alter Freund," sprach des hübsche Mädchen, „du hast mich nun endlich wieder gefunden! Ich bin dein kleiner Sperling, dem du das Leben gerettet und den du so treu verpflegt hast!" Voll Freude schlug der alte Mann in die Hände, und als er der Einladung des lieblichen Mädchens folgte und sah, wie wunderhübsch es wohnte, da kannte seine Verwunderung keine Grenzen. Indessen hatte er keine Zeit, über diese wunderbare Begebenheit nachzudenken, denn kaum war er in das Häuschen eingetreten und hatte auf dem schönen Kissen, das man für ihn hinlegte, Platz genommen, da mußte er essen; das hübsche Mädchen brachte ihm viele Delikatessen, die er sonst nicht bekam, und dabei bediente sie ihn so gut und liebenswürdig, daß er sich nach Herzenslust pflegte und oft vor Freuden laut auflachte. Kaum war das Mahl verzehrt, so nahm das Mädchen sein Saitenspiel zur Hand und machte mit seinen Kameradinnen, die es herbeigerufen, schöne

Musik; es ward auch getanzt, und da verging die Zeit so herrlich, daß der alte Mann gar nicht merkte, wie es dunkel wurde; auch dachte er nicht im mindesten daran, daß seine Frau sicherlich kein kleines Gezänk anfangen würde, wenn er so spät nach Hause käme. Nein, in diesen glückseligen Augenblicken konnte der gute Greis in der That an so etwas nicht denken, und so nahm er auch ohne alles Bedenken die Einladung seiner lieben Freundin an, daß er über Nacht da bleiben möchte. Er schlief auf den reichen, schönen Decken, die man ihm auf den Boden ausbreitete, herrlich bis an den lichten Morgen, und als die Sonne durch das Bambusgezweig blitzte, da machte er sich bereit, Abschied zu nehmen, und dankte herzlich für die freundliche Bewirthung. Doch so ohne weiters ließ ihn seine kleine Freundin nicht scheiden. „Wie kannst du denken," sprach sie, „daß ich dich ohne ein Geschenk ziehen lasse?" Und damit ließ sie ein paar Kasten herbeitragen, von denen der eine klein, der andre aber groß und schwer war. Bescheiden, wie der gute Alte stets war, wählte er auch jetzt den kleinen Kasten, den er mit vielen Dankesworten in ein Tuch schlug und auf den Rücken nahm. Nun geleitete ihn das hübsche Mädchen aus dem Hause und durch das Gärtchen und sagte ihm Lebewohl.

Leichten Muthes und dankbaren Herzens ging nun der Alte seines Weges und kam wohlbehalten in seiner Hütte an. Aber nun könnt ihr euch wohl denken, wie er bei seinem Eintritt in das Zimmer empfangen wurde! Hui, das gab ein Keifen und Schelten, als wie von bösen Geistern. Doch der gute Greis ließ seine zänkische Frau gewähren; er ließ sie poltern, so viel sie wollte, und dachte bei sich: „zuletzt hört sie doch auf, denn zu einem Zanke, der lange andauert, gehören immer zwei." Damit hatte er sich stets getröstet, wenn seine Frau böser Laune war, und deshalb steckte er auch diesmal ein Pfeifchen an und setzte sich nieder, um auszuruhen. In seinem Herzen war eitel Freude und Lust; er konnte die lieben Spätzchen, die ihn so schön bewirthet, nicht vergessen, und als nun seine Blicke ganz unwillkürlich auf den

hübschen Kasten fielen, den er zum Geschenk erhalten, da nahm er ihn zur Hand und öffnete ihn, um zu erfahren, was darinnen sei. Aber was war das? Lauter blitzendes Gold und Edelgestein! Er saß ganz starr und steif vor Verwunderung, während seine Frau, die neugierig herzugetreten war, sofort den ganzen Inhalt auf die Matte schüttete und die Kostbarkeiten auseinander suchte. Nun leuchteten ihre Augen, und ganz freundlich bat sie ihn mit sanften Worten, ihr umständlich sein Abenteuer zu erzählen. Der Alte willfahrte auch ihrem Wunsch und berichtete alles, was ihm mit den Sperlingen begegnet war, ohne die geringste Kleinigkeit auszulassen. Voller Staunen hörte die Frau ihm zu, doch als seine Erzählung bis zu den beiden Kasten gekommen war, und als sie nun hörte, daß ihr Mann den großen schweren Kasten ausgeschlagen und dafür den kleinen genommen hatte, da ging der Tanz von neuem los und das Zankmaul stand nicht eher still, als bis der alte Mann ganz genau den Weg zu den lieben Sperlingen beschrieben hatte. Sofort legte die Frau ihre besten Kleider an und machte sich auf den Weg. In ihrer Gier aber ging sie so rasch von dannen, daß sie nicht gehörig auf den Pfad achtete, und erst nach manchem Hin- und Herlaufen sehr mühsam das Häuschen der Sperlinge fand. Und als sie dasselbe endlich in dem niedlichen Garten vor sich sah, da klopfte sie nicht bescheiden, wie es sich gehört und wie es schicklich ist, an die Thür, nein, sie drang ohne weiteres durch den Garten bis an das Haus, als ob es ihr gehöre. Die Sperlinge waren ganz erschrocken darüber, und das schöne Mädchen, das seine Feindin wohl erkannte, berieth sich erst längere Zeit mit ihren Genossen, was zu thun sei. Doch so ohne weiteres durfte man die alte Frau nicht aus dem Hause werfen, das wäre nicht schön gewesen, und so machten sie alle gute Miene zum bösen Spiele und hießen den unliebsamen Gast willkommen. Schöner Kuchen und Wein wurde herbeigeschafft, und als sich die Alte weidlich gepflegt hatte, da glaubten die Sperlinge, sie würde nun gehen; doch weit gefehlt! „Wollt ihr mir denn nicht auch ein Abschiedsgeschenk

geben?" fragte sie endlich geradezu, da sie merkte, daß man sie gar nicht zum Dableiben nöthigte. „Von Herzen gern," entgegnete das schöne Mädchen und ließ sofort wieder zwei ebensolche Kasten bringen, wie voriges Mal. Ohne alles Besinnen griff die alte Frau nach dem großen, schweren Kasten, den sie auch ohne weiteres auf den Rücken nahm, und mit flüchtigem Abschiedsgruß eilte sie fort.

Doch so rasch, wie sie vermeinte, kam sie nicht nach Hause denn der große Kasten wurde schwerer und schwerer, so daß sie keuchend unter der Last schier zusammenbrach. Nur ihre Habgier und ihr Geiz stachelten sie immer wieder zu neuen Anstrengungen an, und so kam sie mit Aufgebot der letzten Kräfte endlich mit dem Kasten in ihre Hütte zurück. Kaum hatte sie die Schwelle überschritten, so sank sie ermattet zu Boden; nachdem sie sich indessen nur einigermaßen wieder erholt hatte, machte sie sich daran, den Verschluß des schweren Kastens zu öffnen. Der Abend war bereits hereingebrochen, und es war im Hause ganz dunkel; doch das machte dem gierigen Weibe nichts aus. Sie nahm sich nicht die Zeit, Licht anzuzünden und hatte keine Ruhe, ehe sie die kostbaren Schätze untersucht hatte, die sie im Kasten vermuthete. So löste sie denn hastig, wenn auch nicht ohne Mühe, den Verschluß, und endlich sprang der Deckel in die Höhe. Aber, o Schrecken! keine Kleinodien und Kostbarkeiten kamen zum Vorschein, sondern scheußliche Gespenster mit glühenden Augen, mit schlangenartigen Schwänzen und mit scharfen Krallen stürzten aus dem Kasten hervor und peinigten das böse Weib auf alle erdenkliche Weise. Und so bekam sie für alle ihre Schlechtigkeit, für ihre Habgier und für ihre Grausamkeit ihre wohlverdiente Strafe.

Die Spatzenhochzeit.

In einem Walde, weit ab von der Heerstraße, lebte einst ein wohlhabender Spatz, der von seinen Nachbaren geehrt und von seiner Frau und seinen Kindern sehr geliebt wurde.

Einer seiner Söhne, der stattliche Tschiotaro, war ein sehr vergnügter Bursch; weit in den Wald hinaus zu fliegen, das war seine Lust, und wenn er dann nach Hause kam, so erzählte er seine Erlebnisse in so drolliger Weise, daß sein Vater oft auflachte und ihn ob seines lustigen Wesens höchlich belobte.

Eines Tages flog Tschiotaro wieder fort, und da kam er von ohngefähr in dasselbe Bambusdickicht, in welchem die Spätzin mit der geschlitzten Zunge wohnte. Der glückliche Junge! Die Götter waren ihm gut, die ihn so, ganz ahnungslos, dieses Weges geführt hatten; denn die Spätzin mit der geschlitzten Zunge, welche, wie wir wissen, ein sehr schönes Mädchen war, hatte sich verheiratet und besaß nun ein ebenso schönes Töchterchen; ja vielleicht war dies noch schöner, als sie früher selbst gewesen war. Die kleine Osuzu war wirklich ein reizendes Geschöpf, und Tschiotaro sah sie kaum von weitem, als er sich auch sogleich sterblich in sie verliebte. Ein wenig scheu hüpfte er zu dem schönen Mädchen heran, doch wie er merkte, daß Osuzu seinen Gruß nicht unfreundlich erwiderte, wurde er kühner, setzte sich zu ihr und unterhielt sich mit ihr in der angenehmsten Weise. Als der Abend kam, flog er heim, und erklärte sofort seinem Vater, daß die schöne Osuzu und keine andere seine Frau werden müsse. Der Vater hörte die Wünsche seines Sohnes zwar ruhig an, war aber doch darüber sehr betreten; er, der reiche, angesehene Mann, konnte seinen Sohn doch nicht mit dem ersten, besten Mädchen verheiraten, in das sich derselbe verliebte! Nein, das war unmöglich! Und so saß der Alte da, wiegte den Kopf bedenklich und blickte sinnend in die verglühende Asche des Kohlentopfes. Tschiotaro aber, der wohl merkte, was für Gedanken

seinem Vater durch den Kopf gingen, beruhigte ihn und erzählte, daß Osuzu aus sehr guter Familie stamme, berichtete umständlich von dem netten, schönen Hause, in welchem ihre Eltern wohnten und von allem, was er gesehen, in so schönen Farben, daß der alte Spatz sich entschloß, fernere Erkundigungen über Osuzus Familie in dem fernen Bambushaine einholen zu lassen. Und als sich alles bestätigte, was Tschiotaro erzählt hatte, da war der Alte mit der Verheiratung zufrieden, und man bereitete die üblichen Förmlichkeiten vor. Eine Vermittlerin ward nach altem Brauche zu Osuzus Eltern gesandt, und nach einigem Hin- und Herreden wurde der Hochzeitstag anberaumt. Die besten Geschenke, die aufzutreiben waren, wurden vom Bräutigam der Braut geschickt, und als die Eltern derselben alles dazu gelegt hatten, womit sie ihr Töchterchen auszustatten gedachten, da ward alles zusammen in das neue Haus der künftigen jungen Eheleute gebracht, das auf halbem Wege von den Wohnungen beider Elternpaare lag. Dabei versäumte man jedoch nicht, eine gehörige Menge Reiswein in das hübsche neue Häuschen zu schaffen, und als auch dies erledigt war, da konnte man mit Ruhe den Hochzeitstag erwarten. Und als er endlich erschien, da kamen von weit und breit alle Verwandten, Freunde und Bekannten in so großer Zahl daher, daß der Wald wohl noch nie solch einen fröhlichen Lärm gehört und eine so große Menge Spatzen beisammen gesehen hatte.

Der lange Hochzeitszug ging von Osuzus elterlichem Hause geraden Weges zu der neuen Behausung Tschiotaros. Hier tranken Bräutigam und Braut den Wein, der sie zu Mann und Frau weihete, und dann trank und sang die ganze Gesellschaft tapfer darauf los. Es wurde geschmaust bis in den späten Abend; die Sonne war längst hinter den Bergen verschwunden, und noch immer schwatzten und lärmten die Spatzen im Walde, als ob sie heute vergessen hätten, schlafen zu gehen. Doch endlich, als die Nacht hereinbrach, da ward es stille ringsumher, der Hochzeitsjubel verstummte und Tschiotaro und Osuzu waren Mann

und Frau. Beide waren sehr glücklich und lebten Tag aus, Tag ein zufrieden in dem frischgrünen Bambusdickicht, in dem ihr Häuschen stand; sie bekamen auch viele schöne Kinder und alles gedieh um sie her, und sie haben es niemals bereut, daß sie einander geheiratet haben.

Des Tanuki Scherflein.

Einst lebte in einem Dorfe der Landschaft Hidatschi, die sich längs der östlichen Meeresküste im Norden von der Hauptstadt Tokio ausbreitet, ein frommer Priester, der mit Wohlthun und steter Bethätigung der Liebe zu seinen Nächsten still, aber vergnügt seine Tage verbrachte. Anspruchslos, wie er war, klagte er nie, daß die Götter ihm keine von den Priesterstellen gewährt hatten, welche irdische Schätze verleihen; er fühlte sich vollkommen zufrieden im Besitze des wenigen, was er hatte. Sein Amt besorgte er mit seltener Treue, und wenn er nach gethaner Arbeit abends in seinem friedvollen Stübchen saß, blieb ihm nichts zu wünschen übrig. Seine Wohnung lag dicht neben dem Tempel in einem schönen Cedernhaine, der im Sommer Kühlung gewährte, im Winter aber, wenn die Stürme vom Ozean daher weheten und in den hohen Wipfeln der Cedern rauschten, dann schob der fromme Priester seine Läden dicht zu und setzte sich neben dem Kohlentopf nieder. Wenn derselbe recht in Gluth war und eine behagliche Wärme verbreitete, dann fühlte er sich so glücklich, daß er mit keinem Fürsten hätte tauschen mögen.

Einstmals, es war ein bitter kalter Winterabend, saß er in seiner wohldurchwärmten Klause an seinem Tischchen und las mit gedämpfter Stimme in seinen Gebetbüchern, als er plötzlich ein leises Pochen an den äußeren Läden, welche rings um das

Haus liefen, zu vernehmen glaubte. Er horchte auf, und als sich das bescheidene Klopfen wiederholte, stand er auf, schob den Riegel an dem Thürladen zurück und öffnete. Zu seiner großen Verwunderung stand ein Tanuki*) vor der Thür und bat um Einlaß. Mitleidig, wie der Priester war, gewährte er dem armen Thiere, das vor Kälte und Hunger zitterte, gern seine Bitte, er hieß den Tanuki sich wärmen, und als er sein Abendbrot verzehrte, gab er ihm einige Fischabfälle und sättigte den Gast so gut er es vermochte. Als die Zeit kam, wo sich der Priester zur Ruhe legte, war der Tanuki in seinem Winkel bereits vor Erschöpfung eingeschlafen; der Priester ließ ihn daher ungestört liegen. Aber am anderen Morgen war das Thier schon frühzeitig aufgestanden; es dankte seinem Wirthe und verabschiedete sich. Der Priester sah den seltsamen Besuch lächelnd ziehen und hatte ihn fast vergessen, als am Abend sich das nämliche wiederholte. Der Tanuki klopfte, ward eingelassen und gefüttert, und nachdem er die Nacht gut und ungestört geschlafen, ging er am nächsten Morgen wieder fort. So lange die Winterszeit dauerte, kam nun Abend für Abend der Tanuki, und der Priester gewöhnte sich so an seinen Gesellschafter, daß er ganz betrübt wurde, wenn derselbe einmal ausblieb. So verging der Winter, und als es Frühling wurde, da mußte der Tanuki scheiden; denn seine Heimat war der Wald, und dort hatte er auch Angehörige, zu denen er zurückkehren mußte. Er nahm also Abschied von seinem Freunde, dem Priester, und versprach, wieder zu kommen, sobald die kalte Jahreszeit ins Land zöge. Der Priester war damit zufrieden und beurlaubte den Tanuki, und als der Sommer vergangen war und Schnee die Flur bedeckte, als nachts rauhe Stürme einherjagten und Kälte und Frost mit sich brachten, da stellte sich der Tanuki richtig wieder ein und verbrachte die

---

*) Eine besondere Art fuchsartiger Thiere, nicht viel kleiner als der Fuchs, aber grau gefärbt, mit nur mäßig langem Schwanz und im Stande zu klettern. Der systematische Name ist **Nyctereutes viverrinus**. Dies Thier ist häufig in Japan und beliebtes Jagdthier.



Abende in der warmen Stube des Priesters auf die behaglichste Weise.

Abermals war der Winter verstrichen, und der Frühling nahete. Da fragte eines Abends der Tanuki seinen Wirth, ob er denn gar keinen Wunsch habe? Der Priester dachte ein Weilchen nach und erwiderte dann freundlich: „O, ja, ich hätte wohl einen Wunsch, aber den kann ich mir nicht erfüllen. Sieh, ich möchte so gern mir eine Grabstätte an einem heiligen Orte kaufen und das Geld haben, das ich für einige Feierlichkeiten bei meinem Begräbnisse bestimmen könnte. Indessen gehören zu diesen Dingen drei Thaler, und die vermag ich nicht aufzubringen; ein armer Priester, wie ich, muß froh sein, wenn er kümmerlich seinen Lebensunterhalt zu bestreiten vermag." Als er nun aber sah, daß der Tanuki darüber ganz betreten ward und sehr trübselig dasaß, setzte er sogleich hinzu: „Was schadet es? Im Grunde sind meine Wünsche doch nur Eitelkeiten, deren ich mich schämen sollte. Was verschlägt es, wie man bestattet wird? Das beste Andenken geben gute Thaten!" Der Tanuki, in Gedanken verloren, entgegnete nichts weiter und berührte den Gegenstand dieses Gespräches nicht wieder. Wie nun die warme Frühlingssonne vom Himmel herniederstrahlte und alles mit Blüthenpracht überschüttete, da nahm das Thier von seinem Wirthe Abschied und verschwand wie das Jahr vorher. Der Sommer verging, wie in jedem Jahre; er brachte der Freuden viele, spendete seinen Reichthum an Früchten jeder Art und ließ die Menschen fast vergessen, daß es einen Winter gäbe. Doch der böse Gesell kam unvermerkt dahinter her mit allen seinen Unbilden; Flur und Straßen wurden menschenleer, die Vögelchen verkrochen sich in ihre Schlupfwinkel, der heisere Schrei des Fuchses tönte durch die kalte Nacht, und wer ein schadhaftes Haus hatte, der stopfte jede Spalte zu und trachtete, sich so gut es ging vor der Kälte zu schützen.

Schon manche Nacht hatte der Priester in seinem warmen Zimmer gesessen und den Tanuki erwartet; er kam nicht, und



so oft auch der gute Priester vor die Thür eilte, wenn es wie ein leises Klopfen ertönte, so mußte er doch stets unverrichteter Sache die Thür wieder schließen. Der Tanuki kam nicht, er war und blieb verschwunden. Im nächsten Jahre wartete der Priester ebenso vergebens, und als der Tanuki auch im dritten Winter ausblieb, da gab ihn der Priester verloren und meinte, ein Jäger hätte das arme Thier erlegt, oder ein Bär oder Wolf hätte es zerrissen. So verging die Zeit; der Priester fühlte mehr und mehr, wie alt er wurde und dachte oft an seinen Tod.

Der Sommer war abermals dahin und der Winter im Anzuge, als eines Abends wieder, ganz wie ehedem, ein leises, bescheidenes Klopfen an den Außenläden des Hauses ertönte. Neugierig sprang der Priester auf und öffnete, und o Freude, da stand unversehrt der Tanuki. Der Priester ließ den alten Freund rasch eintreten, und als derselbe auf seinem alten Platze sich's bequem gemacht hatte, da erzählte er auf die Frage des Priesters, wo er denn die drei letzten Winter gesteckt habe, folgendermaßen:

„Euer Wunsch, den Ihr gegen mich aussprachet, ging mir sehr zu Herzen, und ich beschloß, alles mögliche dafür zu thun und zu wagen, daß ich Euch die drei Thaler verschaffte, welche Ihr zu einem würdigen Begräbnisse braucht. Als ich mich umhörte, wo ich wohl etwas verdienen könnte, da vernahm ich viel Rühmens von der Insel Sado, wo viel Goldwäschereien wären. Ich erbettelte mir daher das Geld für die Überfahrt und fing dort an zu arbeiten. Aber das Gold ist rar, und meine Pfoten waren so ungeschickt, daß ich drei Jahre brauchte, um so viel Gold zu sammeln, daß es für Euch genügt. Hier sind nun die drei Thaler in diesem Täschchen; bitte, nehmt es freundlich an!“

Der Priester war nicht nur aufs äußerste erstaunt, sondern auch tief gerührt. Er weigerte sich, das so sauer erworbene Geschenk des Tanuki anzunehmen; allein dieser bat ihn mit Thränen in den Augen darum und sagte: „Was würde mir das Geld nützen! Ich könnte es ja doch nicht brauchen!“

„Wenn ich so ohne weiteres das Geld annehme," entgegnete der Priester, „so wird man sicherlich sagen, es sei nicht ehrlich verdient. Bestehst du also darauf, daß ich es annehme, so muß ich dich bitten, mit mir in den Tempel zu gehen und deine Erzählung vor aller Welt zu bestätigen, damit man mir glaubt und mich nicht für einen Betrüger hält."

Der Tanuki war es zufrieden und erfüllte die Bitte des Priesters. Alle Menschen aber, welche seine Erzählung hörten, priesen den treuen, dankbaren Tanuki.

Der Priester kaufte sich nun einen Begräbnisplatz an heiliger Stelle und bestellte die Opfer, welche bei seinem Tode gebracht werden sollten. Hochgeehrt von aller Welt lebte er aber noch lange Jahre, und der Tanuki kam Winter für Winter jeden Abend zu ihm und leistete ihm in seiner Einsamkeit treu Gesellschaft.

Die Krabbe und der Affe.

Es war einmal eine Krabbe, die wohnte an der Schattenseite eines Berges in einer netten kleinen Höhle. Sie hielt dieselbe reinlich, wie es einer guten Hausfrau geziemt, und nährte sich durch Fleiß und Arbeitsamkeit redlich. Eines Tages sah sie auf dem Wege gekochten Reis liegen, der wahrscheinlich von einem Wandersmanne zurückgelassen war, welcher hier seine Mahlzeit gehalten hatte. Geschwind lief sie herzu, bemächtigte sich der leckeren Mahlzeit und machte sich daran, dieselbe in ihre Wohnung zu tragen. Da trat ein Affe, der auf demselben Berge wohnte, zu ihr heran, und da er auch sehr lüstern auf den Reis war, so bot er ihr einen Tausch an. Der schlaue

Bursch hatte eben einen schönen, saftigen Kaki*), so roth wie ein Liebesapfel und so süß wie Zucker, gegessen; von diesem hielt er die Kerne in der Hand und wollte dieselben der Krabbe für den Reis geben. Nun glaubt ihr wohl, die Krabbe hätte den Affen ausgelacht ob des lächerlichen Vorschlags? Nein, das that sie nicht; das kluge Thierchen legte den Kopf auf die eine Seite, blickte dem Affen gutmütig in das verschmitzte Gesicht und ging den Tausch nach einigem Besinnen ein. Der Affe verschlang sofort den Reis, und die Krabbe zog mit den Kernen des Kaki heim, die sie sogleich in ihrem kleinen Garten gerade vor der Öffnung ihrer Höhle pflanzte.

Eine lange Zeit war verflossen, als der Affe wieder einmal des Weges kam und die Krabbe, welche gemüthlich vor ihrer Thür im Schatten eines herrlichen Kakibaumes saß, höflich begrüßte. Das war nämlich derselbe Baum, der aus ihren Kernen seitdem emporgewachsen war. „Guten Tag,“ sprach der Affe. „Schönen Dank,“ sagte die Krabbe. „Dein Baum,“ fuhr jener fort, „hat ja ausnehmend schöne Früchte; ich bin sehr hungrig, willst du mir nicht ein Paar derselben schenken?“ „Herzlich gern wollte ich das,“ entgegnete die Krabbe, „doch mußt du mich entschuldigen, ich kann nicht auf den Baum klettern und dir welche herunter holen.“ „Das brauchst du auch nicht,“ fiel ihr der Affe ins Wort, „das kann ich selbst, wenn du mir nur die Erlaubnis geben willst.“ Die gutmüthige Krabbe that dies denn auch auf seine wiederholten Bitten, doch unter der Bedingung, daß er die Hälfte der Früchte, welche er abpflückte, ihr geben müsse. Der Affe erklärte sich mit dieser Bedingung einverstanden und war im Nu oben in den Zweigen des schönen Baumes. Doch was that er nun, der lose Schalk? Er that sich gütlich, aß so viel der herrlichen Kaki, daß ihm fast der Bauch platzte, und dann steckte er noch alle Taschen voll. Als die Krabbe sah, daß alle die reifsten und schönsten Früchte von

*) Frucht von Diospyros Kaki, sehr schmackhaft und von der Größe eines Apfels, sehr beliebte Obstsorte in Japan.

dem Baume verschwanden, und der Affe ihr nur ein paar schlechte Kaki zuwarf, da rief sie ihm zu und sagte, er sei ein schlechter Kerl, der sein Versprechen schlecht halte und ganz und gar seiner Pflicht vergäße. Aber da kam sie schön an; der Affe schalt sie ganz gehörig und bewarf sie mit so viel unreifen oder faulen Früchten, daß sie fast argen Schaden gelitten hätte. Und wie nun die arme Krabbe sah, daß gegen den falschen Affen nichts auszurichten sei, weil er viel stärker war als sie, da nahm sie zur List ihre Zuflucht. „Herr Affe," rief sie, „du kannst wohl schön klettern, aber so voll wie du dich jetzt gestopft hast, bist du doch nicht im Stande, einen regelrechten Purzelbaum zu schlagen; nicht wahr, das kannst du nicht?" Kaum war ihr das Wort aus dem Munde, da schlug der Affe, der richtig in die Falle ging, zwei, drei Purzelbäume um den Ast, auf dem er aß, und dabei fielen ihm alle die schönen Kaki, die er eingesteckt hatte, aus den Taschen heraus und kollerten am Boden umher. Die Krabbe war nicht faul und zog flink, flink die besten Kaki ins Haus. So brachte sie eine ziemliche Anzahl in Sicherheit; als sie aber wieder einmal zum Vorschein kam, um abermals eine Frucht zu holen, da packte sie der Affe und prügelte sie so, daß sie für todt liegen blieb. Der Affe sprang fort und suchte das Weite.

Da war es ein Glück für die arme Krabbe, daß sie noch Freunde hatte, die ihr zu Hülfe eilten, als sie hörten, was ihr begegnet war. Die Wespe kam zuerst, tröstete die Krabbe und pflegte sie, dann aber flog sie zu dem Ei und zu dem Reismörser und erzählte ihnen die ganze Geschichte von dem schlechten Streiche des Affen. Beide gingen nun mit der Wespe zu der Krabbe, und da sie mit Recht muthmaßten, daß der Affe wiederkommen würde, um sich von den schönen Früchten abermals unrechtmäßiger Weise einige anzueignen, so beriethen sie sich, wie sie den Bösewicht für alle Zeiten unschädlich machen könnten. Der Mörser kletterte auf den Querbalken über der Eingangthür und setzte sich still auf denselben. Das Ei legte sich ruhig auf

die Erde und that ganz unschuldig. Die Wespe flog zu dem Wassereimer und setzte sich in eine dunkle Ecke. Die Krabbe aber kroch tief in ein Erdloch und ließ nichts von sich blicken. Da kam denn auch recht bald mein lieber Affe richtig herbei, und da er ein böses Gewissen hatte, so that er ganz scheinheilig und hielt vor der Thür eine lange Entschuldigungsrede. Indessen blieb alles still; er blickte ins Haus, sah Niemand und trat ein. Auch hier suchte er überall die Krabbe vergebens, und weil er nun von Natur gierig war, so sah er das Ei nicht sobald da liegen, als er es auch ergriff und auf das Kohlenfeuer legte. Das Wasser floß ihm im Munde zusammen, so freute er sich auf den Schmaus; wenn die Krabbe heim käme, so dachte er schadenfroh, dann könne sie zusehen, wie sie das Ei wieder bekäme. Aber während ihm diese Gedanken noch durch den Kopf gingen, platzte das Ei, und die scharfe Schale flog ihm in tausend Stückchen an den Kopf und zerriß ihm das Gesicht. Nun lief er zu dem Wasser, um sich zu kühlen, doch wie er nur die Hand danach ausstreckte, da kam die Wespe mit lautem Gesumm aus ihrem Winkel hervor und stach ihn tief und unbarmherzig in die Nase. Der Affe schrie laut auf und ergriff die Flucht; aber dabei sollte er noch schlimmer wegkommen, denn im rechten Augenblicke, als er gerade über die Schwelle lief, stürzte sich der schwere Mörser von seiner Höhe herab auf den armen Sünder und tödtete ihn mit einem Schlage. Da lag er nun, der böse Schelm, und hatte seine verdiente Strafe bekommen. Die Krabbe aber erholte sich bald vollends und lebte nun in Frieden und in guter Ruhe weiter, bis sie nach langen lieben Jahren unter ihrem schönen Kakibaume starb.

Der Hase und der Tanuki.*)

Mitten zwischen hohen Bergen, aber nicht weit von einem größeren Flusse, lebte einst ein alter Bauer mit seiner Frau. Der große Wald, der rings um seine Wohnung sich weit, weit hin ausdehnte, gewährte ihm fast seinen ganzen Lebensunterhalt, denn täglich ging er dahin, um dies oder jenes zu sammeln, das nachher in seiner eigenen Wirthschaft verbraucht oder von ihm verkauft wurde. Bei seinen Wanderungen schloß er feste Freundschaft mit dem guten Hasen, mit dem er manch Stündlein verplauderte, wenn er sich am Wege niedersetzte und seine mitgenommene Mahlzeit verzehrte. Der Tanuki aber sah dies mit Neid und Mißgunst an, denn er war ein böses, zankſüchtiges Thier; er bestahl den Bauer so oft er konnte, fraß oder verdarb das Essen, das der Bauer dem Hasen geben wollte, und verübte so manchen Schabernack gegen die beiden Freunde, daß sie endlich die Geduld verloren und dem Tanuki nach dem Leben trachteten.

So legte sich denn der Bauer eines Tages in den Hinterhalt, und als der Tanuki nichts ahnend des Weges kam, da überfiel ihn der Bauer, packte ihn und band ihm alle vier Beine mit Stricken fest, so daß er sich nicht rühren noch regen konnte. Voll Freude schleppte er ihn nach Hause; jetzt war er Herr des bösen Thieres, das ihm so manchen Verdruß bereitet hatte. „Nun soll er es mit dem Tode büßen," sagte er zu seiner Frau, „wir wollen ihn schlachten und sein fettes Fleisch kochen." Mit diesen Worten hängte er den Tanuki mit dem Kopfe nach unten an einen Balken auf, und da kein Holz im Hause war, so ging er nochmals in den Wald, um sich die nöthige Feuerung zusammen zu holen.

Die alte Frau, welche eben dabei war, den Reis für die Woche im Mörser zu stampfen, rührte den schweren Stößel ganz gewaltig, damit sie die saure Arbeit vollendet hätte, wenn ihr

*) S. Märchen: des Tanuki Scherflein, S. 26.

Mann aus dem Walde zurück käme. Während sie so emsig arbeitete und kaum aufblickte, hörte sie auf einmal ein Wimmern und Wehklagen, das der Tanuki ausstieß. Sie hielt nun inne mit der Arbeit und blickte zu demselben empor. Das eben hatte der Schalk gewünscht, und nun that er so sanft und bat die Frau so kläglich, ihn doch von den Stricken zu befreien, die ihm so weh thäten, daß sie auch ganz mitleidig gegen ihn wurde. Noch aber rührte sie sich nicht vom Flecke und behielt den Stößel in der Hand, denn sie dachte, ihr Mann würde es ihr sehr verübeln, wenn sie seinen Feind losbände. Der Tanuki aber war viel zu klug und fing mit neuen Listen und Ränken wieder an zu bitten. Die Frau möchte ihn nur losbinden, sagte er, er wollte auch ganz gewiß nicht fortlaufen und wollte ihr den Reis in kurzer Zeit fertig stampfen. „Dann kannst du dich erholen," setzte er in gutmüthigem Tone hinzu, „denn das Reisschälen ist eine schwere Arbeit und paßt nicht für schwache Frauen." Das leuchtete auch der Alten ein, und so band sie den Tanuki los. Die gute, alte einfältige Frau! Nun mußte sie für ihre Leichtgläubigkeit büßen. Denn kaum stand der böse Tanuki auf den Füßen, so packte er die Frau, nahm ihr die Kleider ab und warf sie unbarmherzig in den großen Reismörser. In wenig Augenblicken hatte er sie kurz und klein gestampft. Allein damit noch nicht zufrieden, stellte er einen Topf aufs Feuer und kochte dem Bauer ein Mittagsessen aus dem Fleische seiner Frau. Als er aber damit fertig war und aus der Thür hinausblickte, da sah er den Alten mit einem großen Bündel Holz herankommen. Nun zog er nicht allein die Kleider der alten, von ihm gemordeten Frau über seinen Leib, sondern nahm auch durch Zauberkünste, die er verstand, ihre Gestalt an. Geschwind setzte er dem Bauer sein Essen vor, und da derselbe sehr hungrig war, ließ er es sich gut schmecken und aß alles auf. Und wie der falsche Tanuki sah, daß nichts mehr übrig war, da lachte er hell auf, ließ die Kleider auf die Matte fallen und nahm seine eigene Gestalt wieder an. Und nun schalt er den Bauern: „Du bist ein

schlechter Kerl, der Thiere fängt und sie schlachten will, pfui! Jetzt hast du dich in deiner eigenen Falle gefangen, denn was du gegessen hast, das war deine Frau, und wenn du ihre Knochen haben willst, so geh nur vor das Haus und sieh unter den Fußboden, da liegen sie!" Wie er dies gesagt hatte, lief er fort und verschwand bald im Walde.

Der alte Bauer aber war starr vor Schrecken und so betrübt, daß er sich lange nicht vom Flecke rühren konnte. Dann sammelte er jedoch sorgfältig die Knochen seiner guten alten Frau, die er richtig fand, bestattete sie und schwur dem bösen Tanuki ewige Rache. Als er sein Werk vollendet, setzte er sich in sein einsames Haus und weinte bitterlich, und das war ihm auch nicht zu verdenken, denn er hatte ja seine eigene Frau ohne es zu ahnen selbst aufgegessen.

Wie er nun weinte und jammerte, da kam sein Freund, der Hase, vorbeigesprungen; der spitzte die Ohren und horchte auf das Klaggeschrei des Alten, und wie er deutlich hörte, daß dieser und kein anderer die Jammertöne ausstieß, da steckte er verwundert seinen Kopf zur Thür hinein und fragte den Bauern nach dem Grunde seiner Klagen. Unter Seufzen und bitteren Thränen erzählte dieser die ganze fürchterliche Begebenheit, und der Hase, von Mitleid und Entrüstung ganz erfüllt, tröstete seinen Freund und versprach, ihm bei seiner Rache zu helfen. „Ich will gleich damit beginnen," sprach er, „denn der falsche Gesell muß sofort bestraft werden." Er sah sich in der Haushaltung des Alten um, fand bald, was er brauchte, und bereitete einen Brei aus heißem Pfeffer, den er gut mischte und wohlverwahrt in die Tasche steckte. Nun nahm er noch eine Axt, empfahl sich dem Alten und ging in den Wald. Er lenkte seine Schritte zu des Tanuki Wohnung und klopfte bei ihm an. Der Tanuki, der gegen den Hasen keinen Argwohn hatte, freute sich sehr, als er in dessen Händen eine Axt sah, denn er selber besaß keine. Er dachte also, da wäre etwas zu gewinnen, und machte sich augenblicklich bereit, mit dem Hasen zu gehen. Das war nun

ganz nach Wunsch und Absicht des Hasen, der die diebische Art des Tanuki wohl kannte. Er stellte sich hoch erfreut darüber, daß dieser mit ihm gehen wollte, und war ausnehmend höflich und gefällig gegen ihn. Als sie miteinander durch den Wald wanderten, hieb der Hase mit der Axt viele dicke Äste ab; als er aber eine tüchtige Tracht derselben hatte, nahm er dünnere Sträucher für sich und sagte, die dicken könne er nicht fortbringen. Der gierige Tanuki war darüber sehr vergnügt und sammelte alle die dicken Zweige, die ihm der Hase auf den Rücken festbinden half. Und so trottete er schwer beladen nach Hause; der Hase lief mit seinem dünnen Bündel hinter ihm drein.

Nun konnte der Hase seinen Plan ausführen, und das that er auch, indem er heimlich das Holz auf dem Rücken des Tanuki in Brand steckte. Der Tanuki merkte nichts und fragte nur, was das Knattern bedeute, das er höre. „Das sind Steine, die von dem Berge abbröckeln und herabrollen, die rasseln so," entgegnete der Hase, und damit gab sich der Tanuki zufrieden und merkte nicht eher, daß das Geräusch von den brennenden Zweigen auf seinem Rücken herrühre, bis ihm das Fell auf dem Rücken ganz und gar verbrannt war. Von Schmerz gepeinigt, ließ er das Bündel Holz vom Rücken fallen und klagte und stöhnte. Der Hase aber tröstete ihn und sagte, daß er ein gutes Pflaster bereit habe, das ihm Linderung verschaffen würde; so etwas habe er für den Fall der Noth immer bei sich. Damit holte er seinen Brei hervor, strich ihn auf ein großes Bambusblatt und legte es auf die Brandwunden. Da aber heulte der Tanuki vor Schmerz laut auf und sprang wie unsinnig umher; der Hase aber lachte ihn obendrein aus und lief in heller Freude zu seinem Freunde, dem alten Bauer, und erzählte ihm den Streich, den er ihrem Feinde gespielt. Der alte Mann jedoch schüttelte sorgenvoll sein Haupt und meinte, jetzt würde der böse Gesell erst recht auf Ränke sinnen; nein, das einzige Mittel, um Ruhe vor seinen Tücken zu haben, sei, daß man ihn für immer unschädlich mache. Wie sie nun zusammen auf Mittel sannen, da

beschlossen sie zuletzt, zwei Kähne anzufertigen; der kleinere sollte aus Holz gemacht werden, wie alle anderen Kähne, der zweite, größere aber sollte aus Thon gemacht werden. Alsogleich gingen sie ans Werk, und als beide Kähne fertig und beide mit gleicher Farbe bestrichen waren, da ging der Hase zu dem Tanuki, der noch immer krank lag, und lud ihn zu einem Fischzuge ein. Der Tanuki war freilich dem Hasen noch böse wegen seines Schabernacks, aber schwach und sehr hungrig, und deshalb kam ihm die Einladung sehr gelegen. Er ging also mit dem Hasen ans Ufer des Flusses, wo beide Kähne angebunden waren und in den Wellen schaukelten. Als der Tanuki sah, daß der eine Kahn viel größer war und bedachte, wie viel mehr Fische er fangen könnte, wenn er diesen wählte, da sprang er ohne Bedenken in den großen, schöneren Kahn, während der Hase in dem kleinen, hölzernen Platz nahm. Und nun ruderten beide flott aufs Wasser hinaus; doch kaum waren sie weit genug vom Ufer gekommen, so versetzte der Hase mit seiner Ruderstange dem anderen Kahne einen so starken Stoß, daß derselbe sogleich zerbrach. Der Tanuki fiel ins Wasser, und als er sich durch Schwimmen retten wollte, stieß ihn der Hase so lange immer wieder unter das Wasser, bis er kein Lebenszeichen mehr von sich gab. Dann nahm er den Leichnam in seinen Kahn und ruderte ans Land. Und als er nun alles dem alten Manne verkündet und dieser gesehen hatte, daß der Tanuki todt war, da ward er seines Lebens erst wieder froh, und beide, der Alte und der Hase, waren glücklich, daß der Tod der alten Frau so bald und so vollkommen gerächt war, und lebten noch lange zusammen als gute Freunde in ihren Bergen.



Der neidische Nachbar.

Vor langen, langen Jahren lebte in einem Dorfe ein altes Ehepaar. Sie waren stets ehrlich und brav gewesen, und da ihnen die Götter das Glück, Kinder zu haben, versagt hatten, so schenkten sie ihre Liebe einem kleinen Hündchen, das sie besaßen. Sie hätschelten und pflegten das Thierchen, als ob es ihr Kind wäre, und der Hund war dafür so dankbar und treu, daß er sich keinen Augenblick von ihnen trennte und stets mit ihnen lief, wenn sie Geschäfte außer dem Hause besorgten. Eines Tages arbeitete der Mann fleißig in seinem Garten, und als er die schwere Hacke für eine Weile ruhen ließ und sich den Schweiß von der Stirne wischte, sah er, wie das Hündchen an einer bestimmten Stelle auf dem Rasen schnupperte und kratzte. Der Mann hatte indessen Anfangs kein Arg daraus und wollte schon seine Arbeit von Neuem beginnen, als der Hund laut bellend auf ihn zulief und dann ebenso freudig bellend zu der Stelle zurückkehrte und eifrig kratzte. Dies that er zu wiederholten Malen, so daß der Mann endlich die Hacke nahm und sich auf den Platz begab, den der Hund ihm bezeichnete. Bellend tanzte nun der Hund vor ihm her und freute sich offenbar darüber so sehr, daß der Mann nebst seiner Frau, welche dazu gekommen war, herzlich über ihn lachte. Der Mann that nun mit der Hacke ein paar tüchtige Schläge in die Erde, und –– siehe da! — es währte nicht lange, so klang es hell unter dem Stahl der Hacke, und ein großer Schatz von alten, glänzenden Goldmünzen kam zum Vorschein. Mit Hülfe der Frau wurde der Schatz gehoben und sicher nach Hause getragen. Nun waren die alten guten Leute mit einem Male wohlhabend, und wenn sie schon früher den Hund gut gehalten hatten, so thaten sie dies jetzt erst recht. Er bekam stets das beste Essen, und sie bereiteten ihm ein so reiches und schönes Lager, daß es ein Prinz sich nicht hätte besser wünschen können.

Die Geschichte von der Auffindung des Schatzes durch den Hund wurde indessen ruchbar, und ein neidischer Nachbar der alten Leute wurde davon so aufgeregt, daß er nicht essen noch trinken noch auch schlafen konnte. Stets dachte er an die Geschichte, und der bitterste Neid verzehrte ihn. Endlich dachte er, daß der Hund doch wohl die Gabe haben müsse, alle Schätze der Welt aufzuspüren, und deshalb kam er schmeichelnd zu den alten Leuten und bat sie, ihm doch ihr Hündchen für kurze Zeit zu borgen. „Wohin denkst du?" sprach der alte Mann; „wir können den Hund nicht entbehren, wir haben ihn viel zu lieb und können uns keine Stunde von ihm trennen." Doch der neidische Nachbar ließ nicht nach und kam täglich mit derselben Bitte, und da die guten alten Leute Niemand eine Bitte abschlagen konnten, so ließen sie sich endlich erweichen und überließen ihr Hündchen dem Nachbar. Eines Tages nun, als dieser den Hund in den Garten laufen ließ, stand er still, schnupperte auf dem Boden umher und fing richtig zu kratzen an. Hoch erfreut lief der Nachbar herzu, seine Frau brachte rasch eine Hacke, und dann gruben beide gierig nach dem vermeintlichen Schatze. Aber was fanden sie? Eitel Unrat und Todtengebein, und das stank so abscheulich, daß sie sich die Nase zuhalten mußten. Da waren sie voller Wuth, daß der Hund, den sie doch auch sehr gut verpflegt hatten, sie so arg betrogen hatte. Der Mann war darüber so aufgebracht, daß er auf der Stelle das arme Thierchen todtschlug. Dann aber klagte der Heuchler laut und kam jammernd zu dem Besitzer des Hundes, um nicht als Mörder desselben in Verdacht zu kommen. „Euer Hund," sprach er, „den ich so gut gefüttert habe, ist plötzlich gestorben, und Niemand weiß, wie dies hat geschehen können; ich kann nicht dafür und bringe euch sofort die Nachricht — er ist eben verschieden."

Trauernd trug der gute Alte die Leiche seines Lieblings zu der Stelle, wo der Schatz gefunden war. Er begrub ihn dort unter einer alten Fichte und klagte vom Morgen bis in die Nacht über den Verlust des treuen Thieres. Doch einstmals, als

er Nachts auf seiner Decke lag und fest schlief, da erschien ihm der Hund im Traum und sagte ihm, er möge den Baum, unter dem er selber begraben liege, fällen und einen Reismörser daraus machen, der würde ihn trösten. Der Mann, der den schönen Baum nicht gern umhauen wollte, erzählte seiner Frau den Traum und fragte sie, was er thun solle. Die Frau aber rieth ihm dringend, den Rath des Hundes zu befolgen, und so ward der Baum gefällt, und aus seinem Stamme ward ein schöner, großer Reismörser angefertigt. Als die Zeit der Reisernte gekommen war, da sollte der neue Mörser gebraucht werden, und als der Mann die Körner, die geschält werden sollten, hineingethan hatte und anfing zu stoßen, da — o Wunder — kamen statt der weißen Reiskörner lauter blanke Goldstücke znm Vorschein. Nun war die Freude groß, und die alten Leute waren tief gerührt über die Treue ihres Hündchens, die sich noch nach dem Tode bewährte.

Aber wiederum hörte der neidische Nachbar von der Geschichte, und als er herausgefunden, daß sie auf Wahrheit beruhte, da ging er abermals zu den alten Leuten und bat und flehte heuchlerisch, sie möchten ihm doch den Mörser borgen. Der gute Alte gab ihn nur sehr ungern her, aber was wollte er machen? Erschien es nicht gar zu ungefällig, wenn er die Bitte des Nachbarn abschlug?

Als der Neidische nun den Mörser im Hause hatte, heißa, da ging es daran, Reiskörner zu schälen. Mann und Weib schleppten die Ballen herbei und gedachten eine große, unermeßliche Ernte an Goldstücken zu halten. Aber wiederum ward ihre Habgier arg bestraft, denn statt des Goldes zeigte sich nicht einmal Reis, nein, da kam der ekelhafteste stinkende Unrath zu Tage. Und abermals wurden die beiden schlechten Menschen, die ihrem Nachbar kein Glück gönnten, so böse und ergrimmt, daß sie ohne sich zu besinnen den Mörser in kleine Holzsplittern zerhackten und ihn verbrannten.

Die guten alten Leute waren natürlich sehr betrübt, als sie

kamen, um sich den werthvollen Mörser zurück zu erbitten, und den Sachverhalt erfuhren, der ihnen nicht vorenthalten wurde Klagend legten sie sich Abends zur Ruhe. Aber im Traume erschien dem alten Manne abermals sein liebes Hündchen, das ihn tröstete und ihm sagte, er möge nur zu dem neidischen Nachbar gehen und sich die Asche von dem verbrannten Mörser holen. Mit dieser Asche möge er auf die Landstraße gehen, und wenn der Daimio, der Landesfürst, vorüber reise, so möge er auf die Kirschbäume klettern und dieselben mit der Asche bestreuen; dann würden sie alsogleich über und über blühen.

Das war ein merkwürdiger Traum. Der alte Mann ging daher sogleich am Morgen zu seinem Nachbar und bekam auch Asche von seinem verbrannten Mörser vollauf. Diese that er nun in einen Beutel und ging damit auf die Landstraße. Alle Kirschbäume waren noch kahl — es war die Zeit, wo die Kunstgärtner für vieles Geld kleine Kirschbäume in Töpfen verkaufen, um den Leuten den Genuß der hochverehrten Kirschblüthe Winters im Zimmer zu verschaffen, doch draußen gab es weit und breit keine Kirschblume; dazu war es viel zu früh im Jahre, man konnte darauf getrost noch einen Monat warten. Als der alte Mann an der Landstraße angekommen war, da sah er in einiger Entfernung den Zug des Daimio herannahen. Der Fürst kam in voller Pracht und mit großem Gefolge. Alle Menschen, die des Weges kamen, warfen sich pflichtschuldigst zu Boden, um dem Herrn der Provinz ihre Ehrfurcht zu beweisen, und als der alte Mann dies nicht that, sondern vor des Daimio Augen flink auf einen Baum kletterte, da wurde der Fürst zornig und befahl den Mann zu ergreifen, der so der guten Sitte Hohn spreche. Doch der alte Mann ließ sich nicht verblüffen, griff mit der Hand in seinen Sack und bestreuete rings umher die Bäume mit der feinen Asche. Im Nu stand alles in Blüthe, und der Fürst war darüber so erfreut, daß er den alten Mann reich beschenkte und ihn nach seiner Rückkehr in sein Schloß bescheiden ließ, wo er hoch geehrt wurde.

Dies alles erfuhr ebenfalls der neidische Nachbar, und wieder ließ ihm die Habgier und Mißgunst keine Ruhe. Deshalb sammelte er sorgfältig alle die Asche, welche noch von dem verbrannten Mörser da war, und machte sich mit dieser auf den Weg, um dem Daimio dieselbe Vorstellung zum Besten zu geben, mit der sein Nachbar so viel Glück gehabt hatte. Als er den Zug des Daimio herankommen sah, als er die vielen Reiter und Fußgänger, die reich geschmückten Kagos*) des Fürsten erblickte, da hüpfte sein Herz vor Freude, wenn er an die Ehre dachte, die ihm bevorstand. Deshalb griff er mit beiden Fäusten in seinen Aschenbeutel, und just als der Zug unter dem Baume vorüber kam, auf dem er saß, da streute er plump die feine Asche aus. Aber diesmal trieb kein einziger Baum Knospen und keine Blüthe zeigte sich; die Asche aber flog dem vorüberziehenden Daimio in die Augen und den reichgeschmückten Kriegern ins Gesicht und auf die prächtigen Gewänder. Im höchsten Grade aufgebracht, holten sie den Uebelthäter vom Baume herunter und prügelten ihn tüchtig durch; dann banden sie ihn und warfen ihn ins Gefängniß, in dem er lange Zeit schmachten mußte. Als er wieder frei kam, da hatten die Leute in seinem Dorfe alle seine Bosheit erfahren und wollten nichts, durchaus gar nichts mehr mit ihm zu thun haben, und so nahm er schließlich ein klägliches Ende.

Die guten alten Leute aber, die ihren lieben Hund, durch den sie reich und glücklich geworden waren, in treuem Andenken behielten, lebten bis an ihren Tod froh und zufrieden.

*) Tragkörbe, deren sich die Japaner auf Reisen bedienen.

Der Wunderkessel.

In einer der Provinzen im inneren, bergigen Theile von Japan, in Joschiu, lebte ein Priester in einem kleinen Tempel. Derselbe kramte einst in dem alten Gerümpel, das in den Winkeln umherlag, und da zog ein alter eiserner Wasserkessel, der wohl lange, lange Jahre das Tageslicht nicht mehr gesehen, seine Aufmerksamkeit auf sich. Der Priester nahm ihn in die Hand, besah ihn von allen Seiten, und wie er fand, daß der alte Bursch noch unversehrt und nirgends schadhaft war, da reinigte er ihn vom Staube und nahm ihn mit sich auf sein Zimmer. „Das war ein guter Fund," dachte der Priester und schmunzelte ob des Vortheils, den er sich verschafft hatte; denn ein guter Wasserkessel kostet viel Geld, und man kann froh sein, für den Fall der Noth einen zweiten Kessel in Bereitschaft zu haben. Deshalb nahm er denn auch seinen eigenen Kessel, der schon anfing, schadhaft zu werden, rasch vom Kohlenfeuer herunter, füllte den eben gefundenen Kessel und stellte ihn vergnügt an die Stelle des anderen.

Doch kaum ward das Wasser in dem Kessel warm, so bekam der Priester ein Schauspiel zu sehen, von dem er sich nichts hätte träumen lassen. Der wunderbare Kessel nämlich bekam einen Kopf und einen Schwanz, die sich lang hervorstreckten, und als nun auch noch vier Beine zum Vorschein kamen, da erkannte der Priester, daß der Kessel ein regelrechter, ausgewachsener Tanuki*) wurde, der alsbald vom Kohlenbecken herunterstieg und nach Herzenslust im Zimmer umherzuspringen begann. Der Priester, über alle Maßen erstaunt, wollte unwillkürlich sein Gebet hersagen; doch kam er nicht dazu, denn der Tanuki machte so tolle Sprünge gegen die Wände und an die Decke des Zimmers, daß der Priester ganz von Angst ergriffen ward und einen jungen Ordensbruder herbeirief. Mit diesem ging er

*) S. Märchen: des Tanuki Scherflein, S. 26.



nun dem wilden Thiere zu Leibe; mit Besen und langen Bambusstäben schlugen sie so lange auf den Tanuki ein, bis sie endlich seiner habhaft wurden und ihn in einer Holzkiste fest verwahrten. Als dies geschehen war, setzten sie sich ermüdet auf die Matten nieder und beriethen, was sie mit dem Thier anfangen sollten. Nachdem sie die Sache hin und her überlegt hatten, beschlossen sie, dasselbe zu verkaufen, und sandten zu diesem Zwecke zu einem Handelsmanne, von dem sie wußten, daß mit ihm ein solches Geschäft gemacht werden könne. Der Handelsmann kam denn auch; als sie aber vorsichtig den Deckel der Kiste öffneten, um den Tanuki besichtigen zu lassen, da war derselbe verschwunden, und der alte Kessel stand so ruhig und gleichmüthig da, als ob die ganze Sache ein Traum gewesen wäre. Dem mochte indessen sein, wie ihm wollte, auf keinen Fall konnte und mochte der Priester den Kessel behalten, und deshalb verkaufte er ihn ohne Zögern an den Handelsmann für ein Geringes, und als dieser mit dem Kessel abzog, da war der Priester froh und glücklich, das unheimliche Ding los zu sein.

Der Handelsmann aber, der den Kessel nach Hause trug, merkte, daß derselbe schwerer und schwerer wurde, und deshalb warf er ihn ärgerlich in eine Ecke seines Zimmers und dachte nicht weiter an ihn. Doch in der Nacht, als er sich schon zur Ruhe gelegt hatte und eben eingeschlafen war, da weckte ihn ein Geräusch, das von der Stelle herkam, wo der alte Kessel stand. Er ermunterte sich und blickte aufmerksam dorthin, sah aber nichts als den Kessel. Nach einiger Zeit jedoch wiederholte sich das Geräusch, und als er nun abermals nach der Stelle hinsah, da verwandelte sich der alte Kessel in einen Tanuki, der die abenteuerlichsten Sprünge machte. Er setzte sich auf das Gestell, in dem die Nachtlampe brannte, ohne es irgend wie zu beschädigen, dann kletterte er an den Balken umher und schlug die lustigsten Purzelbäume. Der Kaufmann sah verwundert und auch etwas in Angst alle dem zu und schloß erst gegen Morgen die Augen. Als er dann bei Tageslicht erwachte, stand der alte

Kessel richtig an seinem Platze. Nun verschloß der Kaufmann sein Haus und ging zu einem alten Nachbar, um diesem die Geschichte zu erzählen. Der alte Mann hörte ihn ruhig an, schien aber gar nicht verwundert; er behauptete, in seiner Jugend einmal von einem solchen Wunderkessel gehört zu haben, und rieth dem Besitzer, ihn für Geld der Welt zu zeigen. „Du kannst ein reicher Mann werden," setzte er hinzu; „doch wenn du auf meinen Rath eingehst, so mußt du zuvor die Einwilligung des Tanuki erbitten, und vor allen Dingen mußt du vermeiden, daß während der Vorstellung ein Gebet gehalten oder sonst eine religiöse Feierlichkeit veranstaltet wird, denn das würde den Tanuki sofort verscheuchen." Der Handelsmann verabschiedete sich von seinem Nachbar und dankte ihm für den guten Rath. Gesagt, gethan: die Einwilligung des Tanuki ward eingeholt, eine Bude erbaut und das Volk benachrichtigt, daß es für Geld hier das Allermerkwürdigste erblicken könne, das je gesehen worden sei.

Vor der zahlreich erschienenen Menge wurde nun auf der Bühne der unscheinbare eiserne Wasserkessel gezeigt und niedergesetzt; doch auf Kommando streckten sich Kopf und Schwanz und die vier Beine hervor, und dann ging der Tanz los. Der Tanuki ging behende und nach allen Regeln der Kunst auf dem gespannten Seile auf und ab, er führte mit Grazie den Fächertanz aus und riß die begeisterten Zuschauer zu brausendem Beifall durch den Regenschirmtanz hin. Alles war aus Rand und Band, der Jubel hatte kein Ende. Tag für Tag war nun die Schaubude gedrängt voll, denn Jedermann wollte den viel bewunderten Tanuki sehen. Wie der weise Nachbar vorhergesagt, so kam es; der Handelsmann ward reicher und reicher. Doch war er nicht glücklich; die Sache hatte einen kleinen Haken. Er mußte das Beten verabsäumen, und daran konnte er sich nicht recht gewöhnen. So nahm er denn eines Tages den Kessel unter den Arm und steckte hundert Goldthaler ein. Beides brachte er dem Priester, von dem er den Kessel gekauft. Nachdem er ihm von

allem getreulich Bericht erstattet, machte er ihm begreiflich, daß er nun doch den Kessel nicht länger behalten könne, und bat ihn, für Ablaß seiner so lange fortgesetzten Unterlassungssünden zu sorgen und dagegen die hundert Goldthaler als Sühnegeld anzunehmen.

Der Priester ging nach einigem Überlegen auf die Wünsche des Bittenden ein; er versprach, durch Gebete die Götter zu erweichen und sie zu bewegen, daß sie dem Handelsmanne im ruhigen Besitze seines übrigen Geldes beließen. Zugleich aber vermochte er den Reumüthigen, zu den hundert Goldstücken noch so viel hinzuzulegen, daß eine kleine Kapelle erbaut werden konnte. In diese Kapelle stellte alsdann der Priester den Kessel und sprach ihn heilig. Man nannte ihn nun den großen kunstverständigen Heiligen, und die Menge kam scharenweis von allen Seiten, um ihn anzuschauen, und spendete dem Tempel gar manche Gabe.

Freilich ward die heilige Ruhe der Kapelle niemals wieder durch das Erscheinen eines Tanuki gestört, der Kessel aber steht noch heutzutage dort, und Jeder, der Lust hat, kann ihn nach Belieben in Augenschein nehmen.

Der bestrafte Verrath des Tanuki.*)

Die Jäger hatten viele Jahre einen Wald so stark beschlossen daß zuletzt alles Wild daraus entschwunden war. Kein Hase ließ sich blicken, Hirsche und Eber gab es schon lange nicht mehr, und selbst der wilden Taube, welche sonst so hübsch in allen Zweigen gurrte und ihr Nest in jede dichtbelaubte Krone baute, war der Garaus gemacht. Nur drei Thiere waren übrig

*) S. Märchen: des Tanuki Scherflein, S. 26.

geblieben und hausten allein in dem großen Walde auf einem Berge, wo sie allesammt ihre Wohnungen hatten. Es war ein Tanuki und eine Füchsin mit ihrem kleinen Söhnchen. Die Füchsin und der Tanuki waren nicht nur sehr klug, sondern auch zauberkundig, und diesen Eigenschaften hatten sie es zu verdanken, daß sie nicht schon längst das Schicksal ihrer armen Gefährten getheilt hatten. Denn hörten sie auch nur von weitem eine Büchse knallen, so kamen sie nicht zum Vorschein, und selbst wenn der Hunger sie plagte, wußten sie sich klüglich zu beherrschen und kamen keiner Falle zu nahe, die man ihnen stellte, selbst wenn dieselbe die schönsten Leckerbissen blicken ließ. So waren sie denn freilich einem mörderischen Schicksal entgangen, aber zuletzt war doch guter Rath theuer, denn weit und breit war keine Nahrung zu finden, und nur mühsam fristeten sie ihr Dasein und mußten oft Hungerpfoten nagen. Als sie nun eines Tages recht sorgenvoll zusammen saßen und beriethen, wie sie es wohl anfingen, ein besseres Dasein zu führen, da hatte der Tanuki einen gescheidten Einfall, den er auch sofort der Füchsin mittheilte. „Ich werde mich todt stellen," sprach er zu seiner Freundin, „du nimmst Menschengestalt an und trägst mich zum Verkauf aus. Gewiß wird sich bald ein Käufer finden; du kaufst dann für das erlöste Geld Speisen, gehst damit zurück in den Wald, und ich werde bald Mittel und Wege finden, mich frei zu machen. Wer wird auch auf einen todten Tanuki achten?" Als der Tanuki dies gesagt, da lachte die Füchsin und freute sich des Vorschlages. Sie war damit einverstanden, daß er sogleich ausgeführt würde, und willigte gern ein, daß auch sie sich todt stellen und vom Tanuki zum Kauf ausgetragen werden sollte, wenn der Streich gelänge und dann die eingekauften Speisen verzehrt wären. Gesagt, gethan; man ging ans Werk, und Alles gerieth aufs Beste. Im nächsten Dorfe schon verkaufte die Füchsin den Tanuki, den die Leute natürlich für todt hielten, für ein hübsches Stück Geld. Er blieb in einem Winkel liegen, man achtete nicht auf ihn, und sehr bald ergriff er die Flucht und verschwand im Walde. Hier

erwartete ihn eitel Freude, duftende Speisen wurden aufgetragen, und lange, lange waren die versammelten Freunde nicht so lustig und guter Dinge gewesen, wie heute. Die nächste Zeit verstrich auch noch gut, aber bald war doch alles aufgezehrt und die alte Noth hielt wiederum ihren Einzug. Da kam die Reihe an die Füchsin, sich todt zu stellen, und der Tanuki, der sich in einen Bauer verwandelt hatte, trug sie in das Dorf zum Verkauf. Als er aber den guten Handel abschloß, da kamen ihm böse Gedanken, und verrätherisch, wie er im Grunde stets gewesen, gab er dem Manne, der seine alte Leidensgefährtin kaufte, heimlich einen Wink und sagte ihm, die Füchsin sei nicht ganz todt, sondern sie lebe noch und könne ihm weglaufen. Der Käufer faßte sich kurz; er gab ihr einen Keulenschlag und machte mit einem Streiche ihrem Leben ein Ende. Der Tanuki aber strich das Geld ein und dachte bei sich, daß die Speisen, die er dafür kaufen könne, nun weit länger ausreichen würden, da die Füchsin nicht mit esse, und deshalb freute sich der Betrüger und lachte boshaft in sich hinein. Als er zu Hause angelangt war, ließ er es sich gut schmecken und gab auch dem kleinen Füchslein nichts ab, das, wie es der böse Tanuki meinte, auch gewiß zu Grunde gegangen wäre, wenn es sich nicht schlau zu helfen gewußt hätte. Es suchte sich sein Futter auf eigene Hand, so gut es gehen wollte, und wartete ruhig auf seine Mutter. Aber ach, die Zeit verging und die alte Füchsin kam nicht wieder. Da sah das Füchslein denn nur allzu gut, daß der Tanuki Verrath an seiner Mutter geübt habe und daß sie durch ihn ums Leben gekommen sei. Aber es ließ sich nichts merken und war unverändert freundlich gegen den schlechten Kerl. Im Herzen zürnte es ihm dafür desto mehr und nahm sich fest vor, den Tod seiner Mutter zu rächen.

Als sie nun beide, der alte Tanuki und das Füchslein, eines Tages beisammen saßen, da behauptete der Fuchs kecklich, er hätte die Zauberkunst von seiner Mutter erlernt und sei darin viel bewanderter, als der Tanuki. Das nahm diesen Wunder,

und er sprach gegen den Kleinen sehr entschieden seine Zweifel aus; das Füchslein jedoch that so klug und war seiner Sache so sicher, daß der Tanuki eine Wette anbot, er würde den jungen Burschen in jeder Gestalt wieder erkennen. „Ich will in die Nähe des Dorfes gehn,“ so schlug er vor, „und wenn du dann über die Brücke kommst, welche über den Fluß führt, so will ich dich erkennen, du magst anfangen, was du willst!“ Das Füchslein ging die Wette ein und lief sofort in die Gegend, welche der Tanuki bezeichnet hatte; es hütete sich aber wohl, irgend eine fremde Gestalt anzunehmen, sondern es setzte sich nur in der Nähe der Brücke in einen Schlupfwinkel, wo Niemand es sehen konnte, während es selber alles beobachtete, was auf der Brücke vorfiel.

Und kaum hatte es ein Weilchen gewartet, so schlich auch schon der Tanuki herzu und legte sich ebenfalls auf die Lauer. Wieder dauerte es nicht lange, da kam von weitem der Zug eines Fürsten daher. Der Fürst selbst saß in einem schönen Tragkorbe und war von vielen Kriegern und Dienern umgeben. Beide, Tanuki und Füchslein, sahen den Zug mit freudiger Erwartung näher und näher kommen; der Tanuki dachte nämlich, das Füchslein habe sich in den Fürsten verwandelt. „Mich kannst du nicht überlisten,“ murmelte er in den Bart, und kühn sprang er hervor, gerade als der Fürst mit seinem Gefolge die Brücke betrat, und verlangte den Preis seiner Wette. Aber nun war es um den Sünder geschehen, denn kaum erblickten ihn die Leute des Fürsten, so ward er unbarmherzig todt geschlagen, und das Füchslein hatte die große Genugthuung, den Tod seiner armen Mutter an dem Bösewichte auf diese Weise gerächt zu sehen. Vergnügt sprang es in den Wald zurück, und wenn es ihm dort nicht zu einsam geworden ist, so lebt es wohl noch heute darinnen.

Schippeitaro.

In alten Zeiten war es Sitte, daß die tapfersten jungen Krieger in Japan auf Abenteuer auszogen; ähnlich wie die fahrenden Ritter unserer Vorzeit, jedoch nicht so hoch zu Rosse, durchstreiften sie das Land, und wo sie einem ihrer Zunft begegneten, da kämpften sie mit ihm, bis einer der Streiter dem anderen den Sieg und die größere Waffentüchtigkeit zuerkannte. Wo sie aber böse Räuber und andere Unholde trafen, da kämpften sie muthig gegen dieselben und befreiten die Bedrängten von ihren übermächtigen Feinden. In jenen Tagen zog einstmals auch ein junger Held aus, um seinen Muth und die Stärke seines Arms in Wagnissen solcher Art zu prüfen.

Schon war er manchen Tag gewandert, ohne daß ihm etwas besonderes aufgestoßen wäre. Da führte ihn der Weg in ein wildes Gebirge, in welchem er lange umherstreifte. Obgleich er stets wohl bedacht war, die Richtung nicht zu verfehlen, so ward dies hier, wo dichtes Gesträuch und hoher Wald, wo steile Felswände und tausend andere Hindernisse sich ihm entgegenstellten, doch endlich ganz unmöglich. Bald fand er sich inmitten einer solchen Wildniß, daß er sich nicht hinauszufinden vermochte. Der Abend kam heran, und so mußte er sich bequemen, so gut es gehen wollte ein Plätzchen unter freiem Himmel zu suchen, wo er seine Nachtruhe halten konnte. Als er sich im Dämmerlichte danach umsah, da gewahrte er in geringer Entfernung eine Art kleiner Kapelle mit einem Altare darin. Rasch ging er auf das Bretterhäuschen zu und machte sich in der engen Behausung ein Lager für die Nacht zurecht. Müde, wie er war, schlief er bald ein, doch um Mitternacht wurde er von einem entsetzlichen Lärm geweckt. Er horchte darauf, denn anfangs glaubte er, daß ein Traum seine Sinne beherrsche; doch dem war nicht so, der grauenvolle Lärm umtobte die Kapelle fort und fort. Vorsichtig richtete er sich empor, lugte durch die Holzstäbchen der Wände

und sah zu seinem nicht geringen Erstaunen eine Schaar scheußlicher Katzen, welche einen wilden Tanz aufführten. Dabei stießen sie gellende, herzzerreißende Töne aus, die weithin durch die Nacht hallten. Der hoch am Himmel stehende Mond bestrahlte hell die Scene, und der junge Krieger war von dem Anblicke so betroffen, daß er still in seinem Verstecke verblieb und die widerlichen Gäste unbehelligt ließ. Noch hörte er deutlich die Worte, welche sie unaufhörlich in ihr Geschrei mischten: „Sagt es ja dem Schippeitaro nicht! Haltet es geheim und verborgen! Sagt es ja dem Schippeitaro nicht!“ Und dann, als die Mitternachtstunde vorüber, zogen sie von dannen, und der junge Krieger war wieder allein. Erschöpft fiel er auf sein nothdürftig hergerichtetes Lager nieder und schlief abermals ein.

Als er am anderen Morgen erwachte, trieb ihn der Hunger, eilig fort zu gehen und sich einen Ausweg aus der Wüstenei zu suchen. Kräftigen Schrittes ging er fort und war auch gar nicht lange gewandert, als er einen Seitenpfad erblickte, dessen Fußstapfen verriethen, daß Menschen in der Nähe sein müßten. Diesen Pfad schlug er auch ein, und als er ihm folgte und um einen Felsenvorsprung bog, sah er vereinzelt stehende Hütten und in einiger Entfernung ein Dorf vor sich liegen. Erfreut über die Entdeckung, wollte er dem Dorfe zueilen, als er laute Klagetöne ausstoßen hörte. Es schien eine weibliche Stimme zu sein, die in großer Bekümmerniß die Menschen um Erbarmen anrief und ohne Unterlaß wehklagte. Unser junger Krieger hörte nicht sobald diese Töne, als er sich selbst und seinen Hunger vergaß und in die nächste Hütte trat, um sich nach der Ursache zu erkundigen. Betrübt und sorgenvoll hörten ihn die Menschen, die er um Auskunft bat, an, und kopfschüttelnd bedeuteten sie ihn, daß er nicht helfen könne, denn der große Berggeist, der alle Jahr eine Jungfrau zur Speise verlange, sei die Veranlassung dieses Jammers. „Nächste Nacht,“ so erzählten die Leute, „ist nun der Augenblick gekommen, wo der schreckliche Geist wiederum seine Mahlzeit hält, und die Klagen, welche durch den Wald schallen,

rühren von der Jungfrau her, welche geopfert werden soll.“ Und als sich der junge Krieger erkundigte, wo denn der Berggeist sein Opfer in Empfang nehme, da nannten sie ihm dieselbe kleine Kapelle, in der er geschlafen, und setzten hinzu, daß ein Käfig dicht in die Nähe gestellt würde, in dem die Jungfrau eingeschlossen sei.

Erstaunt und durch und durch von dem Wunsche beseelt, die Jungfrau zu retten, hörte der junge Krieger die schauerliche Erzählung an, und da er bereits mit dem Schauplatze bekannt war, so fühlte er sich schon mit der ganzen Angelegenheit verwachsen. Genau führte er sich alle Einzelheiten der Spuknacht vor die Seele und erinnerte sich dabei auch der bedeutungsvollen Worte, in denen ein Schippeitaro genannt wurde. Vor allen Dingen erkundigte er sich deshalb, ob man ihm nicht sagen könne, wer Schippeitaro sei. „Das ist der schöne, große Hund des Oberbeamten unseres Fürsten, nicht sehr weit von hier,“ so riefen ihm die Leute zu und lachten ob der sonderbaren Frage. Doch der junge Krieger lachte durchaus nicht, sondern machte sich auf und ging rasch zu dem Herren des Hundes, um denselben zu bitten, daß er ihm den Hund für die nächste Nacht überlassen möchte. Es bedurfte einigen Zuredens, bevor sich Schippeitaro's Herr entschloß, dem Wunsche des Fremden zu willfahren. Endlich aber nahm dieser das Thier in Empfang und zog, nachdem er fest versprochen, es am anderen Morgen zurückzubringen, mit demselben von dannen. Nachdem dies geschehen, suchte der junge Krieger die Eltern des Mädchens, das geopfert werden sollte, auf und gebot ihnen, ihre Tochter in einem sicheren, gut verwahrten Zimmer zu halten, und statt ihrer sperrte er den Hund Schippeitaro in den Käfig, der am Abend neben der Kapelle niedergestellt wurde. Er selbst begab sich in die Kapelle und harrte der Dinge, die da kommen würden.

Um Mitternacht, als die glänzende, große Mondscheibe über die hohen Berge gestiegen war und in das öde Thal hinabschaute, da kamen auch die Katzen wieder mit ihrem Geschrei,

und der ganze Zauberspuk wiederholte sich. Diesmal hatten sie in ihrer Mitte einen riesig großen Kater, der ihr Oberhaupt zu sein schien, und in dem unser Held nicht unschwer den gefürchteten bösen Berggeist erkannte. Der schwarze Kater, der sehr lüstern auf sein Opfer zu sein schien, erblickte nicht so bald den Käfig, als er auch ein gräßliches, weithin tönendes Freudengeschrei anstimmte und den Käfig in hohen Sprüngen umtanzte. Endlich, als er sein Opfer lange genug gequält zu haben glaubte, öffnete er den Käfig und spähete mit gierigem Blick in dessen Inneres. Aber diesmal sollte es ihm schlecht bekommen, denn im Nu sprang Schippeitaro hervor, packte den Kater und hielt ihn mit seinen Zähnen fest, bis der junge Krieger herbeilief und mit einem wohlgezielten, scharfen Schwerthiebe ihm den Garaus machte. Da lag nun das Ungethüm erschlagen in seinem Blute, und die Katzen waren so gelähmt vom Schreck, daß der junge Krieger deren noch viele erlegte und Schippeitaro gar manche von ihnen todt biß.

Der junge Krieger aber brachte den braven Schippeitaro unversehrt und mit vielen Dankesbezeigungen seinem Herrn zurück, und der Jungfrau verkündete er, daß sie gerettet und ihr böser Feind getödtet sei. Und seit dieser Zeit haben die Menschenopfer, die man dem bösen Geiste im Gebirge darzubringen genöthigt war, ein Ende gehabt; die Menschen, welche früher die Gegend mieden, durchwandern jetzt den Wald nach jeder Richtung und preisen noch heute den Muth und die Tapferkeit des jungen fahrenden Kriegers und des trefflichen Hundes Schippeitaro.

Kätzchens Entführung.

Es war einmal ein wunderhübscher Kater, der hatte ein Fell wie Seide und kluge, grasgrüne Augen, die im Dunkeln weithin leuchteten. Der Kater hieß Gon und sein Herr war Musiklehrer. Er hatte das Thier so lieb und war so stolz auf ihn, daß er sich um alles in der Welt nicht von ihm hätte trennen mögen.

Ganz ebenso wie dem Musiklehrer ging es einer jungen Dame in der Nachbarschaft, welche eine allerliebste kleine Katze besaß, die Koma hieß. Dies kleine Schmeichelkätzchen war ein so liebes Geschöpfchen, es blinzelte so niedlich mit den Aeugelein und fraß so appetitlich sein Süppchen, und es fuhr mit der der kleinen Zunge so keck über das rosenrothe Näschen, sobald das Mahl verzehrt war, daß seine Herrin immer auf's Neue ausrief: „Koma, Koma, ich werde dich nie von mir lassen!“

Nun aber ereignete es sich, daß die beiden, Katerchen und Kätzchen, einander erblickten und sich sterblich eins in das andere verliebten. Gon, der schöne Kater, hätte längst eine Braut haben können, denn alle Kätzchen rings umher hatten ein Auge auf ihn geworfen; aber in seinem Stolze hatte er sie gar nicht beachtet. Nun hatten ihn die Netze der Liebe doch gefangen, und voll Sehnsucht blickte er zu Koma hinüber. Ebenso erging es der kleinen Koma; auch sie ward traurig und sann gemeinsam mit Gon auf Mittel, wie sie vereint werden könnten. Gon bat seinen Herrn, die kleine Koma ihrer Herrin abzukaufen, und als diese nichts davon hören wollte, da bat Koma ihre Herrin, doch Gon zu kaufen. Aber der Musiklehrer ging ebenso wenig auf die Bitten seiner Nachbarin ein, ihr den Kater zu überlassen, und so blieb alles beim alten.

Indessen war die Liebe des Pärchens zu groß, als daß sie sich dabei hätten beruhigen können, und so kamen sie endlich zu einem ganz verzweifelten Entschlusse: sie wollten ihr behagliches

aber seine Freude sah, da merkte sie wohl, wer es war, und da war sie eben so froh und glücklich, ihn wiedergefunden zu haben.

Beide gingen nun Hand in Hand zur Prinzessin, und Gon erzählte ihre ganze Leidensgeschichte. Die Prinzessin hörte dieselbe mit großer Theilnahme und versprach ihnen, daß sie nun für immer glücklich sein sollten, denn sie wollte sie beide, so lange sie lebten, bei sich behalten. Nun ward eine vergnügte Hochzeit gefeiert, und als nach einiger Zeit sich auch die Prinzessin mit einem Prinzen aus einem weit entfernten Parke verheirathete, da erzählte sie ihm sogleich von der Liebe der beiden Kätzchen und von der Heldenthat des tapferen Gon, der ihr das Leben gerettet und sie von der abscheulichen Schlange befreit hatte.

Als der Prinz das hörte, da war er ganz damit einverstanden, daß Gon und Koma die Prinzessin begleiteten, als er sie in sein Haus führte, und hier haben sie alle zusammen ein glückliches und vergnügtes Leben geführt. Gon und Koma bekamen viele schöne Kinder, die mit den Kindern der Prinzessin spielten und ebenso anhänglich an diese waren, wie ihre Eltern, und der Prinzessin immerdar ihre Liebe und Treue bewahrten, und so war es dieser denn auch nie leid, das niedliche brave Katzenpaar bei sich behalten zu haben.

Der Glühwurm.

In dem aufsprießenden Geäst einer Lotospflanze, die in einem Sumpfe stand, saß die Tochter einer Feuerfliege als unscheinbarer, kleiner Wurm. Niemand beachtete sie, und so verbrachte sie einsam ihre Tage; indessen machte sie sich nichts daraus, denn sie dachte bei sich, wenn die Zeit gekommen wäre, wo sie erwachsen sei, dann müßte ihr Loos sich wenden, und während sie jetzt allein in ihrem Blüthenkelche ruhete, würde sie später Gesellschaft und Unterhaltung genug bekommen.

Herrlichkeit; sie hatte alles, was sie sich wünschte, und hätte so recht von Herzen glücklich sein können, wenn nicht eine große Schlange beständig ihre Ruhe gestört hätte. Diese Schlange hatte sich nämlich in die Prinzessin verliebt und belästigte sie so oft sie nur konnte. Die Prinzessin war darüber natürlich sehr unglücklich und ließ stets Wachen ausstellen, um die Schlange zu verscheuchen, sobald sie sich blicken ließ. Eines Tages aber hatten die Wächter nicht gehörig Obacht gegeben, und als die Prinzessin ahnungslos in ihrem Zimmer saß und den Koto *) spielte, da schlich das Unthier ganz heimlich herein, um sie zu überfallen. Gon aber, der in der Nähe seiner Herrin saß und ihrem Spiele lauschte, sah die Schlange sogleich und sprang mit solcher Wuth auf sie zu, daß sie vor Schreck nicht wußte, was sie thun sollte. Gon aber wußte wohl, was er zu thun hatte; rasch klammerte er sich am Halse des abscheulichen Thieres fest und biß ihm so tief in die Kehle, daß es sofort seinen Geist aufgab und todt am Boden lag. Die Prinzessin, die das Geräusch hörte, wandte sich um und war tief ergriffen und voll Dankbarkeit gegen Gon. Sie lobte ihn sehr und hätschelte ihn Tag für Tag; sie gab ihm die schönsten Leckerbissen, und in der That wäre ihm nichts zu wünschen übrig geblieben, wenn er nur seine geliebte Koma hätte wiederfinden können.

Eines Tages lag er vor der Hausthür in der Sonne und blickte in die Welt hinaus. Da gewahrte er in einiger Entfernung einen wahren Vagabonden von einem Kater, der eine hübsche kleine Katze arg mißhandelte. Voller Zorn lief er herzu und verjagte den Bösewicht; als er sich aber nach dem Kätzchen zur Seite blickte und dasselbe trösten wollte, sah er Niemand anders als Koma vor sich, und nun war er so glücklich, daß er es gar nicht aussprechen konnte. Koma hätte ihn fast nicht wieder erkannt, so groß und stattlich war er geworden; als sie

*) Großes, mit vielen Saiten versehenes Musikinstrument, das der Spielende vor sich liegen hat; es steht bei den Japanern in hohem Ansehen.



aber seine Freude sah, da merkte sie wohl, wer es war, und da war sie eben so froh und glücklich, ihn wiedergefunden zu haben.

Beide gingen nun Hand in Hand zur Prinzessin, und Gon erzählte ihre ganze Leidensgeschichte. Die Prinzessin hörte dieselbe mit großer Theilnahme und versprach ihnen, daß sie nun für immer glücklich sein sollten, denn sie wollte sie beide, so lange sie lebten, bei sich behalten. Nun ward eine vergnügte Hochzeit gefeiert, und als nach einiger Zeit sich auch die Prinzessin mit einem Prinzen aus einem weit entfernten Parke verheirathete, da erzählte sie ihm sogleich von der Liebe der beiden Kätzchen und von der Heldenthat des tapferen Gon, der ihr das Leben gerettet und sie von der abscheulichen Schlange befreit hatte.

Als der Prinz das hörte, da war er ganz damit einverstanden, daß Gon und Koma die Prinzessin begleiteten, als er sie in sein Haus führte, und hier haben sie alle zusammen ein glückliches und vergnügtes Leben geführt. Gon und Koma bekamen viele schöne Kinder, die mit den Kindern der Prinzessin spielten und ebenso anhänglich an diese waren, wie ihre Eltern, und der Prinzessin immerdar ihre Liebe und Treue bewahrten, und so war es dieser denn auch nie leid, das niedliche brave Katzenpaar bei sich behalten zu haben.

Der Glühwurm.

In dem aufsprießenden Geäst einer Lotospflanze, die in einem Sumpfe stand, saß die Tochter einer Feuerfliege als unscheinbarer, kleiner Wurm. Niemand beachtete sie, und so verbrachte sie einsam ihre Tage; indessen machte sie sich nichts daraus, denn sie dachte bei sich, wenn die Zeit gekommen wäre, wo sie erwachsen sei, dann müßte ihr Loos sich wenden, und während sie jetzt allein in ihrem Blüthenkelche ruhete, würde sie später Gesellschaft und Unterhaltung genug bekommen.

Diese ihre Hoffnung erfüllte sich auch richtig, denn eines Abends strahlte ihr Körper in so zauberhaftem Lichte, daß alles rings umher davon geblendet wurde, und die schmale, glänzende Mondsichel am Himmel zog sich vor lauter Neid hinter eine Wolke zurück. Von dem magischen Lichte angezogen, kamen aber Tausende von Insekten und brachten dem glänzenden Glühwurm ihre Huldigungen dar. Der graue Nachtfalter umflatterte den Kelch der Lotosblume, in welchem sie wohnte, ohne Unterlaß; große und kleine Käfer schwirrten unaufhörlich in der Luft oder setzten sich der Leuchtenden zu Füßen, und zahllose buntfarbige Thierchen stimmten ihr zu Ehren ein Concert an, das weithin tönte. Aber allen diesen Huldigungen setzte das Glühwürmchen kalte Verachtung entgegen. Es rührte sich kaum in seinem duftenden Blumenbette und that, als ob es von alle dem Gewirre rings umher nichts vernähme.

Als jedoch Abend für Abend sich die nämliche Scene abspielte, da erhob sich die Schöne endlich und trat hervor. „Laßt mich in Ruhe," rief sie. „Keiner von euch gefällt mir; ich werde nur den erhören, der mir ein Licht bringt, wie ich selbst es habe."

Betroffen hörten alle ihre Bewunderer diesen Ausspruch; allein kaum waren die Worte verklungen, so flog alles von dannen, um Licht zu holen, damit der Wunsch des leuchtenden Wesens erfüllt würde. Eitel Bemühen! Alle die zahllosen Insekten stürzten sich tapfer und ohne sich zu besinnen in die Flamme jeder Lampe, jeder Kerze, die ihnen in den Weg kam, und dennoch haftete kein Strahl davon auf ihren Flügeln oder ihrem Leibe, nein, kläglich mußten sie für ihr Wagniß büßen.

Die spröde Prinzessin Glühwurm blieb nun verschont und allein, und sie hätte lange auf einen Freier warten können, wenn nicht plötzlich der Leuchtkäfer gekommen wäre. Dieser glänzte genau so hell als der Glühwurm, und als sich beide erblickten, da waren sie gegenseitig von ihrer Schönheit bezaubert, so daß sie alsogleich beschlossen, einander zu heiraten.

Die armen Insekten aber, welche die Prinzessin mit so hinterlistigen Worten fortgeschickt hatte, mühen sich bis zum heutigen Tage vergebens ab, so bald sie ein Licht sehen, etwas davon zu erhaschen; sie verbrennen sich dabei Flügel und Füße oder gar den ganzen Leib und gehen elendiglich zu Grunde.

Uraschimataro.

Es war einmal ein frommes Ehepaar, das hart an der Küste wohnte und sich vom Fischfange nährte. Ein einziger Sohn war das Glück der beiden Alten, und da derselbe sehr wohl gerathen und brav war, so klagten sie nie über ihr hartes Tagewerk, sondern verbrachten in Zufriedenheit ihre Lebenstage. Der Sohn hieß Uraschimataro, das bedeutet: Sohn der Meeresinsel. Er wuchs zu einem schönen, beherzten Jüngling heran, und da er die Stütze seines Vaters beim Fischfange wurde, so sah man ihn täglich selbst bei Wind und Wetter auf die See fahren. Niemand im Dorfe, das wegen seiner Fische in der ganzen Gegend berühmt war, wagte sich so weit hinaus auf das Meer wie er, und manchmal sagten die Nachbarn zu seinen Eltern: „Wenn euer Sohn so tollkühn bleibt, so erlebt ihr noch einmal ein Unglück, die Wellen werden ihn begraben und eines Tages wird er nicht zu euch zurückkehren." Doch Uraschimataro kümmerte sich nicht um diese Reden, und da er stark und unerschrocken seinen Kahn zu lenken wußte, so waren seine Eltern auch ohne Sorge.

Eines Morgens, bei klarem, hellem Wetter, als er seine schwer gefüllten Netze aus dem Wasser zog und in seinen Kahn entleerte, fand er unter den Fischen eine kleine, allerliebste Schildkröte. Er freute sich sehr darüber und warf sie in ein Holzgefäß. Da plötzlich redete ihn das Thier an und bat gar jämmer-

lich um sein Leben. „Schone mich," so sprach es, „was kann ich dir nützen? Ich bin ja noch so jung und klein und möchte so gern noch leben; wenn du barmherzig bist und mich frei giebst, so werde ich dir erkenntlich sein, das verspreche ich dir."

Mehr bedurfte es nicht: Uraschimataro war viel zu gutmüthig, als daß er hätte irgend Jemand einen Wunsch abschlagen können, und deshalb ergriff er sofort die Schildkröte und setzte sie wieder ins Wasser.

Jahre waren verflossen, und Uraschimataro trieb nach wie vor jeden Morgen seinen Kahn hinaus auf das weite Meer. Eines Tages aber überraschte ihn, als er sein Fahrzeug gerade um einen Felsen lenkte, ein gewaltiger Wirbelwind, der die Wogen aufwühlte und den Kahn zertrümmerte. Uraschimataro ward in das Wogengebrause hinein geschleudert; da er aber gut schwimmen konnte, so verzagte er nicht, sondern theilte mit kräftigen Armen die Fluth und suchte das Ufer zu gewinnen. Da sah er plötzlich eine große Schildkröte auf sich zu schwimmen, die ihn anredete und deutlich, trotz des Sturmgeheuls, folgende Worte zu ihm sprach: „Ich bin die Schildkröte, der du einst das Leben gerettet hast; ich will nun meine Schuld abtragen und mich dankbar bezeigen. Das Ufer ist noch weit entfernt; du würdest es ohne meine Hülfe nimmermehr erreichen. Steig deshalb auf meinen Rücken; ich bringe dich, wohin du willst." Uraschimataro ließ sich das nicht zweimal sagen und nahm die Hülfe seiner Freundin dankbar an. Doch kaum saß er auf ihrem Rücken, so machte sie ihm den Vorschlag, für heute nicht an den Strand zurückzukehren, sondern sich von ihr tragen zu lassen, wohin sie wolle. „Du wirst Wunder schauen," sagte sie; „es wird dich nicht gereuen."

Uraschimataro war höchlich erstaunt, willigte aber ein und tauchte schon im nächsten Augenblicke mit der Schildkröte unter, in die Tiefe des Meeres hinein. Hei, wie rasch ging es fort und fort durch die blauen Fluthen dahin! Der kühne Jüngling wußte kaum, wie ihm geschah, und so schwamm er drei Tage

lang, bis endlich die Schildkröte bei einem riesigen Palaste Halt machte. Derselbe war aus Krystall und köstlichem Gestein erbaut und flimmerte von Gold und Silber, von leuchtend rothen Korallen und schimmernden Perlen. Die Schildkröte führte Uraschimataro in den Palast, und wenn er schon draußen ganz erstaunt über die Pracht und Schönheit desselben gewesen war, so wuchs seine Verwunderung noch, als er hineintrat. Da gab es eine unbeschreibliche Pracht, goldene Früchte, mit Perlen bestreuete Blätter, strahlende Edelsteine, und an den Wänden glitzerten rings umher köstliche Fischschuppen wie tausend Lichter.

„Wohin hast du mich gebracht?“ fragte Uraschimataro seine Führerin leise.

„In den Palast Riugu, in das Haus des Meeresgottes, dem wir alle unterthan sind,“ entgegnete die Schildkröte; „ich aber bin die erste Dienerin seiner Tochter, der unvergleichlich schönen Prinzessin Otohime, die du bald sehen wirst.“

Uraschimataro blickte noch immer verwundert um sich und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Die Schildkröte aber, welche ihrer Herrin viel von dem schönen Jüngling erzählt hatte, und welche auf den Wunsch der Prinzessin ausgezogen war, um ihn herbeizuführen, ging nun hin, um die Ankunft Uraschimataros zu melden. Und als die Prinzessin ihn sah, fand sie ihn so schön, wie die Schildkröte ihn beschrieben, und deshalb ließ sie ihn festlich empfangen und bat ihn alsogleich, für immer bei ihr zu weilen; der Lohn dafür solle ewige Jugend und Schönheit sein. „Du wirst nie und nimmer altern,“ sprach sie schmeichelnd, und da sie so schön wie die Sonnenkönigin selber war und so liebenswürdig und reizend bat, so willigte Uraschimataro ein und blieb bei ihr. Nun führte er mit der Prinzessin das glücklichste Leben; in lauter Freude und Wonne verging die Zeit. Wie lange das war? er wußte es nicht und kümmerte sich nicht darum.

Doch plötzlich überkam ihn inmitten allen Glückes eine große, unbeschreibliche Sehnsucht nach seinen guten Eltern. Er

konnte, so viel er auch dagegen ankämpfte, dies Gefühl nicht verbergen und saß eines Morgen so traurig da, daß es der Prinzessin ganz unmöglich war, ihn aufzuheitern. Endlich fragte sie ihn nach seinem Kummer, und da gestand ihr Uraschimataro ganz aufrichtig, daß er Sehnsucht nach seinen Eltern habe und nicht leben könne, wenn er sie nicht wiedersähe. Die Prinzessin war darüber sehr erschrocken. Vergebens stellte sie ihm vor, daß dieser Wunsch für ihn die größte Gefahr mit sich bringe. „Ich werde dich verlieren, wir sehen uns nie wieder," klagte sie unter Thränen. Doch Uraschimataro blieb fest und sagte traurig und beklommen: „Ich muß meine Heimat, meine Eltern wiedersehen! Doch will ich gern zu dir zurückkehren, wenn du es befiehlst."

Traurig senkte die schöne Prinzessin das Haupt und seufzte tief. „Es giebt wohl ein Mittel, dich sicher zurückzubringen," sprach sie, „doch fürchte ich, du wirst die Bedingung, welche daran geknüpft ist, nicht erfüllen können."

„Ich werde alles thun, um zu dir zurückzukehren," entgegnete Uraschimataro und blickte sie treuherzig an; doch die Prinzessin blieb traurig — ihr sagte eine Ahnung, daß sie ihn verlieren würde. Dennoch stand sie auf und holte eine kleine goldene Büchse. Diese übergab sie Uraschimataro und ermahnte ihn mit vielen eindringlichen Worten, sie gut zu verwahren und vor allen Dingen sie nie und nimmer zu öffnen. „Kannst du diese Bedingung erfüllen," sprach sie ernst, als sie ihm Lebewohl sagte, „so brauchst du nur deine Freundin, die Schildkröte am Strande herbeizurufen, und sie bringt dich auf dem dir bekannten Wege zu mir zurück." Tief gerührt dankte ihr Uraschimataro und gelobte nochmals, ihrem Geheiße unverbrüchlich Folge zu leisten. Er verwahrte die Büchse gut in seinem Gewande und setzte sich auf den Rücken der bereit stehenden Schildkröte, die ihn von dannen trug, indessen ihm die Prinzessin traurig nachblickte.

Sie schwammen abermals drei Tage und drei Nächte und

landeten glücklich am heimatlichen Strande. Die Schildkröte sagte ihm Lebewohl und verschwand in den schäumenden Wellen.

Uraschimataro nahete sich raschen Schrittes und fröhlich seinem Dorfe; er sah den Rauch von den Herden aufsteigen, er sah die alten Strohdächer aus den grünen Gebüschen hervorragen, er hörte der Kinder fröhliches Rufen und Jauchzen, er hörte die Klänge des Koto*) aus einer Hütte am Wege und jubelte voller Entzücken und Freude über die heißersehnte Heimkehr.

Aber wie wurde ihm plötzlich bange ums Herz, als er weiter durch die Straßen wanderte! Alles war verändert, kein Haus, kein Mensch war ihm bekannt. Hastig lief er dem Hause seiner Eltern zu; ja, es stand wohl noch da, aber es hatte ein fremdes Aussehen. Beklommen fragt er die Bewohner nach seinen Eltern, doch sie kannten den Namen nicht und wußten ihm keine Auskunft zu geben.

Aufgeregt und unglücklich lief er auf den Friedhof, den einzigen Platz, der ihm Rath und Hülfe in seiner Noth geben konnte. Hier waren ja alle guten Götter zugegen; sie würden ihm gewiß Aufschluß über diese sonderbaren, qualvollen Augenblicke geben. Und er hatte sich nicht getäuscht — nach kurzem Suchen fand er die Gräber seiner Eltern, und die Steine zeigten eine Jahreszahl, welche nicht viel von der verschieden war, die man schrieb, als er fort in den Palast der Meeresprinzessin gezogen war. Er verrichtete sein Gebet und blickte um sich, und immerfort sah er Gräber mit jüngerem Datum. Und endlich fand er, daß dreihundert Jahre verflossen sein mußten, seit er seine Heimat verlassen.

Schaudernd lief er die Dorfstraße zurück, um sich zu erkundigen, und da hörte er nur zu gut, daß es so und nicht anders war. In Verzweiflung holte er die Büchse der Prinzessin Otohime hervor — vielleicht umgab ihn ein böser Zauber, und sie konnte ihn retten! Fast mechanisch drehte er sie auf

*) Saiteninstrument, S. Märchen von Kätzchens Entführung, S. 56.

und sah einen purpurnen Dunst daraus hervorsteigen. Er hielt verwundert die leere Büchse in der Hand und sah, wie diese Hand, welche noch vor einem Augenblicke die kräftige Hand eines Jünglings gewesen, nun zusammengeschrumpft, faltig und knochig wie die eines steinalten Mannes war. Er ging zu dem klaren Bache, der aus dem Berge daherfloß, und besah sein Bild in der spiegelglatten Fläche; ein mumienhaftes Antlitz blickte ihm daraus entgegen. Entsetzt und bis zum Tode ermüdet, schleppte er sich durch das Dorf — Niemand erkannte in dem alten, alten Manne den kräftig schönen Jüngling, der erst vor einer Stunde durch die Straßen lief. So ging er mühselig weiter, bis er an den Strand des Meeres kam. Hier setzte er sich nieder und rief vergebens nach der Schildkröte; sie kam nicht mehr, und so erlöste ihn bald der Tod. Vorher aber hat er den Leuten, die ihn einsam am Strande sitzen sahen und herbeikamen, um ihn zu trösten, seine Erlebnisse mitgetheilt, und diese erzählten sie weiter und weiter und priesen den braven, guten Sohn, der aus Liebe zu seinen Eltern alle Pracht und alle Wunder des Palastes der schönen Meeresprinzessin verlassen hatte. Und so preist man ihn noch heute, und wenn ein Sohn in die Ferne zieht, so ermahnen ihn seine Eltern, dem Beispiele Uraschimataros zu folgen und im höchsten Glück nie die Eltern und die Heimat zu vergessen.

Die Qualle.

Ihr wundert euch vielleicht, warum die Qualle nackt umherschwimmt und weder ein Gehäuse noch eine Schale hat? Das war in alter Zeit nicht so; da hatte sie eine Schale gleich anderen Muschelthieren, aber sie verlor sie durch ihre eigene Schuld, und wie das zuging, das will ich euch erzählen.

Die Meeresprinzessin Otohime in Riugu, von der ihr schon im Märchen von Uraschimataro gehört habt, erkrankte einst sehr;

Niemand konnte ihr helfen, und so siechte sie lange Zeit in schwerer Pein dahin. Endlich aber fand sich ein erleuchteter Arzt am Hofe des Königs, ihres Vaters, ein und erklärte, daß sie nur durch den Genuß einer Affenleber Gesundheit und Frohsinn wieder zu erlangen vermöge. Sofort traf man Anstalten, einen Affen herbeizuschaffen, den man schlachten könnte, um die Leber aus seinem Bauche zu bekommen. Die kluge Schildkröte ward ausersehen, die Reise nach dem Lande anzutreten, und erhielt den Auftrag, einen Affen lebend und gesund herbeizubringen. Also machte sich die Schildkröte auf und davon; sie kam ans Land und wanderte ins Gebirge, wo viele Affen leben. Aber so leicht war das nun allerdings nicht, eines dieser Thiere zu bewegen, mitzugehen, und deshalb mußte die Zuflucht zur List genommen werden. Eines Tages stellte sich die schlaue Schildkröte schlafend; sie lag da an einer schattigen Stelle und rührte kein Glied. Die neugierigen Affen kamen herbei und betrachteten sie von allen Seiten, und ein junges Aeffchen, das dreister als die anderen war, ging an sie heran und befühlte das schöne glänzende Schild, das sie auf dem Rücken trug. Da plötzlich fuhr sie empor, schnappte mit dem Maule nach dem Aeffchen und richtig bekam sie seine Hand zu fassen, welche sie mit dem Maule festhielt. Als die anderen Affen sahen, daß der Schildkröte nicht zu trauen war, liefen sie davon und ließen ihren jüngeren Gefährten im Stich.

Die Schildkröte aber sprach zu ihrem Gefangenen: „Wenn du nicht willig thust, was ich dir sage, so tödte ich dich. Jetzt steig auf meinen Rücken; du mußt mit mir gehen.“ Zur Sicherheit hielt sie fortwährend die Hand des Affen fest; was wollte das arme Thier also machen? Es fügte sich eben, so gut es ging, in sein Schicksal.

Die Schildkröte trabte nun, so rasch sie konnte, von dannen, dem Strande zu, und als das Wasser erst ihre Füße bespülte, da ging es pfeilschnell hinab in das Meer, dem Palaste der Meeresprinzessin zu. Alles freute sich, als der Affe glücklich auf dem Rücken der Schildkröte anlangte, und nun ward der-

selbe so freundlich aufgenommen und so gut verpflegt, daß er bald alle Sorge vergaß und sich in der Fremde heimisch fühlte. Mitunter freilich überkam ihn doch das Heimweh, und dann ging er traurig umher und suchte ein stilles Plätzchen, wo er ungestört weinen und seufzen konnte. Und als ihn eines Tages wiederum diese Traurigkeit befiel, da trat die mitleidige Qualle zu ihm heran und sagte theilnehmend: „Ja, du magst wohl weinen, du armes Thier, ich beklage dich von ganzem Herzen! Deine Tage sind gezählt; nicht lange mehr kannst du dich deines Lebens freuen, dann wirst du geschlachtet und verspeist werden!“

Der Affe erschrak fürchterlich; er sprang auf und fragte hastig die Qualle, was er denn verbrochen hätte, daß man ihm nach dem Leben trachte?

„Du hast gar nichts verbrochen,“ erwiderte die Qualle, „aber wie sollen wir deine Leber bekommen, ohne daß du geschlachtet wirst? Und deine Leber müssen wir haben, denn ohne die kann unsere Prinzessin nicht gesund werden. Also füge dich in dein Schicksal und mache keinen Lärm; es ist genug, daß ich dich von Herzen bedauere, mehr kannst du nicht verlangen.“ Damit ging die Qualle fort, und der Affe war ganz starr vor Schrecken und Erstaunen. In seinen Eingeweiden wühlte es, und es war ihm, als würde seine Leber schon aus seinem Bauche geschnitten, so daß er sich unwillkürlich zusammenkrümmte.

Doch in seiner Herzensangst verlor er die Besinnung nicht, sondern er dachte darüber nach, wie er sich wohl retten könnte, und richtig! nach einigem Sinnen fand er guten Rath. Hatte ihn die Schildkröte schlau bethört, so sollte sie erfahren, daß er auch nicht zu den Dummen gehörte. So stellte er sich ganz sorglos und sprang vergnügt umher; als es aber bald darauf anfing zu regnen, begann er laut zu heulen und zu schreien. Die Schildkröte, welche zu seiner Hauptpflegerin bestellt war, kam herbei und fragte nach dem Grunde seiner Klagen, und da erzählte ihr der Affe mit den kummervollsten Geberden, er habe seine Leber zum Trocknen auf einen Busch gehängt, und wenn

es nun immerfort regne, so müsse sie verderben und er könne sie nicht mehr brauchen. Und dabei wehklagte und winselte der Schalk, daß es einen Stein erbarmen mußte, und rief fort und fort, warum man ihn so eilig aus seiner Heimat entführt hätte, ohne daß er seine Leber hätte mitnehmen können.

Nun war guter Rath theuer; verblüfft standen alle da, und sofort beschlossen sie, daß die Schildkröte den Affen wieder ans Land bringen solle, damit er seine Leber holen könne; zugleich ward sie bei strenger Strafe dafür verantwortlich gemacht, daß sie den Affen keinen Augenblick außer Acht ließe, damit er heil und gesund mit der werthvollen Leber zurückkäme. Der Affe aber wußte durch allerlei Reden, mit denen er den Aufenthalt im Palaste Riugu rühmte, die Schildkröte sorglos und vertrauensvoll zu machen, so daß sie zuletzt gar nicht mehr auf ihn Acht gab. Sie kamen ans Land, wanderten wohlgemuth in die Berge, und als der Affe seine Familie erblickte, entwischte er der Schildkröte und erzählte allen die entsetzliche Geschichte, die ihm widerfahren war. Und da gab es ein Zetergeschrei über die Unbill, und die Affengesellschaft kam überein, sich gehörig an der Schildkröte, die den Affen entführt hatte, zu rächen. Sie liefen auf sie zu, legten sie mit vereinten Kräften auf den Rücken und rissen ihr unbarmherzig das Brustschild vom Leibe. Mit bitteren Vorwürfen und Scheltreden überhäuft, jagten sie nun die Schildkröte fort, die noch froh war, mit dem Leben davon zu kommen. Matt und verdrossen eilte sie zu dem Palaste der Prinzessin Otohime zurück, denn ihre Brust, die kein Schild mehr hatte, war bloß, und die Kälte, die sie empfand, machte sie elend und krank. Als sie angelangt war und alles erzählt hatte, was ihr widerfahren, da wurde großer Rath gehalten und vor allem ausgeforscht, wie es wohl gekommen sein könne, daß der Affe erfahren habe, weshalb er aus seiner Heimat entführt sei. Und — siehe da — der Verdacht blieb auf Niemand anders als auf der unglücklichen Qualle hängen, und zuletzt mußte sie eingestehen, daß sie die Uebelthäterin sei und alles an den Affen ausgeplaudert habe.

Da wurde die Prinzessin sehr böse und nahm zur Strafe der Qualle ihre Schale ab, aus der sie der Schildkröte ein neues Brustschild machen ließ. Und so ist es gekommen, daß die Qualle bis auf den heutigen Tag ihren weichen Körper ohne allen Schutz im Meere umhertragen muß. Wäre sie nicht vorwitzig gewesen und hätte sie nicht geplaudert, dann hätte sie ihre Schale wie alle anderen ihres Geschlechtes behalten.

Mosoo.

Vor grauen Jahren lebte in China ein sehr frommer und braver Mann mit Namen Mosoo. Er besaß eine Hütte und ein Gärtchen nebst ein paar Feldstücken und arbeitete unverdrossen, um seine bejahrte Mutter so gut als irgend möglich zu verpflegen. Gewillt, sich ganz der Erfüllung seiner Pflichten gegen die Mutter zu widmen, war er ledig geblieben, obwohl seine Mutter selber ihn oft angetrieben hatte, einen Hausstand zu gründen; er kannte kein größeres Glück, als ganz allein dem heiligen Gebote der Kindesliebe zu folgen, und wollte von nichts anderem wissen, so lange seine Mutter lebte. Die leisesten Wünsche, welche dieselbe äußerte, wurden stets aufs schleunigste von ihm erfüllt, und ängstlich wachte er über ihr Wohlergehen.

Mosoos Bekümmerniß war daher sehr groß, als seine Mutter bedenklich erkrankte. Alle Gebete und Amulete, alle Mittel, welche man ihr anrieth, waren erfolgslos; die alte Frau siechte dahin, und Mosoo konnte sich nicht verhehlen, daß sie kaum noch hoffen dürfe, jemals ihr Krankenlager zu verlassen. Einstmals — es war tief im Winter, und Schnee bedeckte alles weit umher — sagte sie zu ihrem Sohne: „O könnte ich nur einige junge Bambussprossen zu essen bekommen! Ich glaube, die würden meine Kräfte wieder herstellen, so daß ich noch einmal das Bett

verlassen und froh an deiner Seite, mein lieber Sohn, sitzen könnte!" Mosoo war darüber in hohem Grade bestürzt. „Wenn wirklich nur Bambussprossen meine arme Mutter wieder herstellen können, so ist das sehr schlimm," dachte er, „denn um die jetzige Jahreszeit ist nirgends etwas der Art zu finden!" Um jedoch seiner Mutter keinen Kummer zu machen, ergriff er seine Hacke und verabschiedete sich von ihr, um so schnell als möglich, wie er sagte, ihrem Wunsche nachzukommen.

Mit schwerem Herzen trat er vor das Haus und durchschritt sein Gärtchen, an dessen anderer Seite ein kleines Bambusdickicht lag. Hier machte er Halt und räumte emsig mit der Hacke den Schnee fort, obwohl er überzeugt war, daß alle seine Mühe umsonst sein würde. Aber — o Wunder — kaum hatte er die Schneedecke entfernt, so sah er eine Menge der zartesten, frischesten Bambussprossen, die schönsten, die ihm jemals vorgekommen. Er las sie sorgfältig zusammen und hatte in kurzer Zeit mehr, als zu einer Mahlzeit vonnöthen war, und als er sie heimgebracht und seine Mutter durch ihren Anblick erfreut hatte, bereitete er aus ihnen ein Gericht, wie es die Kranke wünschte.

Als dieselbe die Wunderspeise gegessen, fand sie sich außerordentlich erquickt und erfrischt; von Stund an genaß sie, stand bald von ihrem Lager auf und lebte noch viele, viele Jahre mit ihrem Sohne zusammen. Diesen aber belohnten die Götter für die fromme Erfüllung der Sohnespflichten mit ungetrübtem Wohlsein bis in sein hohes Alter.

Kwakkiyo.

In einer fernen, bergigen Gegend wohnte einst eine sehr arme Familie, bestehend aus einem alten Ehepaare und ihrem Sohne; aber, so kümmerlich sie auch ihr Leben fristeten, sie waren bei saurer Arbeit stets vergnügt und wohlgemuth, und als der Sohn erwachsen und ein tüchtiger Arbeiter geworden war, da heirathete auch er ein gutes, fleißiges Mädchen der Nachbarschaft, das ihm alsbald ein Kind, ein niedliches Mädchen, schenkte. Die Großeltern hatten darüber nicht minder ihre Freude, als die Eltern, und alles ging gut, bis eines Tages der Großvater erkrankte und trotz der sorgsamsten Pflege, welche ihm Frau und Kind angedeihen ließen, starb.

Nun lag die Sorge, die ganze Familie zu ernähren, ausschließlich dem Sohne ob. Aber Kwakkiyo, so war sein Name, ließ es sich nicht verdrießen und verdoppelte seine Anstrengungen, um sich und die Seinen redlich durchzubringen. Vor allen Dingen aber war er darauf bedacht, seine Mutter nichts davon merken zu lassen, wie sauer es ihm wurde; auch wußte er jeden ihrer Wünsche zu befriedigen, besonders, als ihr hohes Alter manche Beschwerden mit sich brachte und sie zu kränkeln begann.

Da aber brach zu Kwakkiyos Jammer ein großes Ungemach über die ganze Gegend herein; es war Mißwachs eingetreten, und nur Wenige hatten noch so viel, daß sie nicht zu darben brauchten. Hunger und Seuchen gaben dem Tode eine reiche Erndte; doch von Krankheit wenigstens blieb Kwakkiyo verschont, und so hielt er mit äußerster Anstrengung eine Zeit lang sich und die Seinen aufrecht. Endlich aber versagten ihm bei der kargen Kost, die er sich gönnen konnte, die Kräfte. Was sollte er beginnen? Mutter, Kind und sich selbst mit seiner Frau zu ernähren, war geradezu unmöglich; und wenn er nun daran dachte, ein Opfer zu bringen, wer konnte das sein? Am liebsten hätte er sich selbst dazu ausersehen; dann aber waren alle übrigen

um so sicherer dem Hungertode preisgegeben. Seine Frau, das wußte er, würde ebensowenig gezaudert haben, ihr Leben für die Ihrigen dahinzugeben, allein auch ihre Hülfe war unentbehrlich, wenn die Lage derselben nicht noch schlimmer werden sollte, denn sie allein vermochte den Haushalt zu besorgen und alle dazu nöthigen Arbeiten zu verrichten, während Kwakkiyo auf Gelderwerb ausging. So mußte denn eins der ihnen anvertrauten hülflosen Wesen, Mutter oder Kind, geopfert werden, wenn nicht alle zusammen zu Grunde gehen sollten. Vergebens flehte Kwakkiyo zu den Göttern, daß sie ihm den grausamen Entschluß ersparen möchten; die Noth wuchs mit jedem Tage. So entschloß er sich mit seiner Frau zu reden; unter Thränen legte er ihr die trostlose Lage dar und sagte, daß er nicht länger zögern dürfe, den verzweifelten Entschluß zu fassen, da seine Kräfte ihn zu verlassen droheten. Er fügte hinzu, daß er zwar sein Kindlein aufs zärtlichste liebe, allein doch dies noch eher opfern möchte, als die Mutter, an welche die heilige Pflicht der Kindesliebe und der Dankbarkeit ihn ketteten.

Kwakkiyo's Frau dachte ebenso, und obgleich ihr der traurige Opfertod des unschuldigen Kindleins die bittersten Thränen auspreßte, so vermochte sie es doch über sich, ihren Gatten in seinem Vorhaben zu bestärken. Voll unbeschreiblichen Jammers gingen die armen Eltern mit dem Kinde, das nichts von alle diesen Qualen ahnte, hinaus aufs Feld in der Absicht, ein tiefes Grab zu graben. In dieses wollten sie dann ihr Kind hineinstürzen und rasch mit Erde bedecken, da sie meinten, so würde sein Tod am schmerzlosesten sein.

Es war eine ehrwürdige, ihre Zweige weithin streckende Fichte, unter welcher Kwakkiyo die trostlose Arbeit begann; die Frau, mit dem Kinde auf dem Rücken, stand leise weinend neben ihm. Kaum aber war er durch das Wurzelgeäst und durch die oberste Lage des Bodens mit seiner Hacke gedrungen, als sein Auge durch einen goldigen Glanz geblendet wurde, der ihm aus dem dunklen Erdreich entgegenschimmerte. Verwundert grub er

den Gegenstand, den er erblickt, vollends aus und entdeckte zu seinem maßlosen Erstaunen, daß es eitel Gold war, ein großer, schwerer goldener Kessel.

Da sah er wohl, daß nun alle Noth vorbei war. Tief ergriffen dankte er den Göttern, die ihm und seiner braven Frau zum Lohne für die treue Liebe zu seiner Mutter, der sie mehr als ihr eigenes Leben zu opfern nicht gezögert hatten, noch zu rechter Zeit Hülfe gesandt und ihn mit einem Schlage zu einem reichen Manne gemacht hatten. So bekümmert die Gatten ausgezogen waren, so voll Jubel kehrten sie heim, und alle Nachbaren rings umher freuten sich mit ihnen und priesen Kwakkiyo's frommen Sinn und der Götter Gnade, die ihn so herrlich aus großer Noth gerettet.

Oschoo.

Oschoo war der Sohn frommer und fleißiger Fischersleute, die ihn zu einem braven Manne und tüchtigen Arbeiter in ihrem Gewerbe auferzogen. Als seine Eltern alt und schwach wurden, war er ihre einzige Stütze und wußte durch unverdrossenen Eifer sie vor jeglichem Mangel zu schützen. Seine Ehrlichkeit und sein freundliches Wesen machten ihn bei Jedermann beliebt, und Niemand war in der ganzen Umgegend, der nicht am liebsten von Oschoo seinen Bedarf an Fischen gekauft hätte. So war es ihm denn gelungen, sein Geschäft aufs beste einzurichten, und namentlich hatte er einige Teiche im Gebirge in seinen Besitz gebracht, in denen die herrlichsten Karpfen sich befanden.

Einstmals war der Winter ungewöhnlich hart, die Teiche froren fest zu und waren mit so dickem Eise bedeckt, daß Oschoo oft mit Sorge an seine Karpfen dachte. Noch mehr bekümmerte

es ihn aber, daß auf diese Weise seine beste Nahrungsquelle versagte, als gerade jetzt seine Mutter sehr krank ward und ihre Pflege stete Sorgfalt und mancherlei Kosten verursachte. So schwer es aber auch dem braven Oschoo wurde, er schaffte getreulich nicht nur das herbei, was für die Kranke nöthig war, sondern auch all und jedes, was seine Mutter irgend wünschte.

Eines Tages lag sie recht schwach und hinfällig auf ihrem Krankenlager und sagte zu Oschoo: „Hätte ich doch nur etwas von den schönen Karpfen aus deinen Teichen. Ich glaube, wenn ich davon äße, wäre ich bald geheilt.“ Oschoo war sehr betroffen; fast hätten ihm diese Worte seiner Mutter Thränen entlockt, allein er beherrschte sich und sprach mit anscheinend heiterem Sinne: „Wohl denn, liebe Mutter, ich gehe, Euch sofort diese Speise zu holen.“ Die Alte segnete ihren Sohn und er trat aus der Hütte. Aber hätte er auch nur die geringste Hoffnung gehabt, daß ein milder Thauwind das Eis seiner Teiche mürbe machen und ihm so das Durchhauen ermöglichen könnte, so sah er sogleich ein, daß dies vergeblich sei; der kalte Wind strich nach wie vor über Berg und Thal, und die starre Spiegelfläche des Eises war so spröde, daß die Arbeit gar manchen Tages nicht hingereicht hätte, um zu den Karpfen unten im Wasser zu gelangen. Verzweifelnd warf sich Oschoo auf das Eis; er rang die Hände und bat den Himmel um Hülfe.

Und die Götter erhörten ihn in der That. Er fühlte, wie plötzlich eine gar wunderbare Wärme seinen Leib durchdrang, und von einem Strahle der Hoffnung belebt, streifte er sein Gewand ab und blieb ausgestreckt auf dem Eise liegen. Und siehe da, so weit sein Körper reichte, thauete das Eis so rasch, daß er bald wieder aufsprang, um durch wenige Hiebe mit seiner Hacke die Eisdecke vollends zu entfernen. Kaum war dies geschehen, so schwammen auch schon von allen Seiten große Karpfen herzu, unter denen Oschoo die besten für seine Mutter auswählte.

Mit reichem Ertrage beladen, machte er sich auf den Heim-

weg. Als er nun die Fische zubereitet und seine Mutter davon genossen hatte, da fühlte sie sich, wie sie vorhergesagt, wunderbar gekräftigt, und als sie dann vernahm, wie sichtbarlich die Götter ihrem Sohne geholfen und ihn für seine kindliche Liebe belohnt hatten, da faßte sie noch besseren Muth. Noch ehe der böse Winter zu Ende ging, war sie völlig genesen, und bis an ihren Tod ward sie nicht müde, den getreuen Sohn Oschoo als ihren Retter zu preisen.

Das Mädchen mit dem Holznapfe.

Vor langen, langen Jahren lebte in der Provinz Yamato*) in einem kleinen Dorfe ein Ehepaar, das ehedem gute Tage gesehen hatte. Geachtet und geehrt hatte dasselbe in Wohlstand und Behaglichkeit gelebt, doch das Unglück war über sie gekommen und hatte sie gänzlich verarmen lassen. Da es ihnen nun unerträglich war, in so traurig veränderten Verhältnissen angesichts ihrer Freunde und Verwandten zu leben, so zogen sie aus deren Nähe fort, weit fort, in das kleine Dorf. Das einzige Glück, das sie besaßen, war ein bildschönes Töchterlein, so schön, o so schön, daß weit und breit kein schöneres Mädchen zu finden war. Leider konnte der Vater sich nicht lange dieses Glückes freuen, denn er legte sich hin und starb, und da war die Mutter mit ihrer Tochter ganz allein. Als der Kummer um den Verlust ihres guten Mannes sich etwas gelegt hatte, konnte die arme Frau sich doch nicht mehr so recht von Herzen der Schönheit ihres Kindes freuen. „Diese große Schönheit," dachte sie, „kann sehr verderblich werden, denn einem armen

*) Im mittleren Theil der Hauptinsel, nahe der Südküste derselben und in der Umgegend von Kioto.

Mädchen werden zu viele Fallstricke gelegt, in denen es oft elendiglich zu Grunde geht.“ Deshalb ließ sie von nun an die Schönheit ihrer Tochter unbeachtet und lenkte deren Sinn nur auf Fleiß und Tugenden aller Art, die ihr Segen bringen mußten. Das Mädchen hörte auch auf alle Lehren der Mutter und ward ein braves, gutes Kind, das ihr nur Freude bereitete. So waren Jahre verstrichen, als eines Tags die gute Mutter erkrankte und ihr Ende nahen fühlte. Da rief sie ihre Tochter an das Lager und ermahnte sie, immer gut und fromm zu bleiben. Und weil die Sorge um das schöne Mädchen, das nun bald allein und ohne jeglichen Schutz in der Welt dastehen würde, alle ihre Sinne gefangen hielt, so befahl sie ihrer Tochter, einen runden Holznapf, der draußen stand, herein zu holen. Das Mädchen that dies auch sofort, und als sie den Napf der Mutter reichte und neben deren Lager niederkniete, da nahm ihn die Sterbende und setzte ihn, den Boden nach oben gekehrt, der Tochter auf den Kopf. Nun war das Gesicht des schönen Kindes ganz beschattet, und Niemand konnte ahnen, wie viel Schönheit der Napf verborgen hielt. Die Kranke war beruhigt, und nachdem sie sich noch von ihrer Tochter das Versprechen hatte geben lassen, den Napf nie von ihrem Kopfe zu entfernen, da legte sie sich getröstet auf ihr Lager zurück und verschied. Nun war das Mädchen ganz allein auf der Welt und auf sich angewiesen; sie mußte sich selbst ihren Lebensunterhalt verdienen. Tag für Tag ging sie nun fort und arbeitete treu und fleißig für die Landbesitzer der Umgegend auf deren Feldern, und wenn sie Abends sich zur Ruhe legte, so konnte sie mit gutem Gewissen ihrer Eltern gedenken und brauchte sie nicht zu scheuen, denn sie blieb den Ermahnungen der Mutter stets treu und hütete sich vor jedem Fehltritt. Da sie stets den Holznapf trug, so nannten sie die Leute Hatschibime, das heißt die Jungfrau mit dem dem Napfe, und weil es doch genug übermüthige Menschen auf der Welt giebt, so kam mancher Jüngling, der etwas von ihrer Schönheit merkte, und suchte sie zu bewegen, den Holznapf abzu-

nehmen. Doch das schöne Mädchen blieb standhaft und wies die Zumuthungen stets von sich, auch wenn es seine harte Lage damit hätte verbessern können. Pflichtgetreu fuhr sie fort zu arbeiten; der spärliche Lohn fristete ihr Leben, und das war ihr genug, sie verlangte nichts mehr. Doch eines Tages, als sie emsig auf dem Felde arbeitete, da bemerkte der reichste Landbesitzer der ganzen Umgegend ihren Fleiß und dachte bei sich, daß sie eine treffliche Arbeiterin wäre, wie man sie selten haben könnte; und deshalb trat er zu ihr heran und belobte sie und behielt sie in Arbeit, lange Zeit. Und wie er merkte, daß sie eben so sittsam und wohlerzogen wie arbeitsam war, nahm er sie zu sich ins Haus und führte sie an das Bett seiner kranken Frau, deren Pflegerin das schöne Mädchen nun wurde. Jetzt kamen ruhigere, gute Zeiten für die treue Hatschibime, und sie dankte den Göttern inbrünstig für ihr Glück. Doch hatte sie sich geirrt, wenn sie meinte, sie würde immerdar sich dieser Ruhe freuen; das Ende ihrer Prüfungszeit war noch nicht gekommen.

Gerade um dieselbe Zeit, als Hatschibime in das Haus des reichen Mannes einzog, kam dessen ältester Sohn nach Hause zurück. Derselbe war in Kioto, der großen, herrlichen Residenz des Mikado, gewesen und hatte dort viel studirt und gelernt. Uebersättigt von allen genossenen Herrlichkeiten war er sehr glücklich in der ländlichen Zurückgezogenheit, die er in seiner Heimat fand, und sehnte sich nicht nach den schalen Vergnügungen der Hauptstadt zurück. Und nicht sobald hatte er das Mädchen mit dem Holznapfe erblickt, als er auch neugierig ward, von ihr zu hören. Man erzählte ihm von ihrer Grille, den Napf nie abnehmen zu wollen, und er lachte darüber. Doch als er ihr sinniges, tugendsames Wesen gewahr ward, und als er eines Tages, ohne daß sie es merkte, ein wenig unter den Napf lugte und ihre große Schönheit ersah, da entbrannte er ganz und gar in Liebe zu ihr, verhehlte dies auch keinen Augenblick und beschloß das Mädchen zu heiraten. Allein die Eltern und Verwandten stellten sich dieser Absicht durchaus entgegen; seine



Mutter und seine Tanten wollten sogar Uebles von dem guten Mädchen reden. Er jedoch kehrte sich daran nicht; er sah stündlich ihre vielen Tugenden und fand bald, daß alle jene Verleumdungen eitel Geschwätz waren. So blieb er denn fest in seinem Entschlusse, sie zu heiraten, und setzte ihn auch endlich bei den Seinigen durch, alle mußten sich drein ergeben. Was wollten sie auch machen? Er ließ sich nun einmal in die Sache nicht dreinreden, und so machten sie einer nach dem andern gute Miene und erklärten sich mit der Heirat einverstanden. Doch nun geschah, woran Niemand gedacht, was Niemand geahnt hatte: das arme Mädchen mit dem Holznapfe auf dem Kopfe machte Schwierigkeiten und wollte nicht in ihre Verbindung mit dem jungen Manne willigen. Das war doch sonderbar; allein Hatschibime dachte, es sei doch nicht recht, ihr hartes, aber ruhiges und sicheres Loos gegen den Wunsch ihrer Beschützer mit Wohlleben und die gewohnte Arbeit mit Nichtsthun zu vertauschen. Zwar war sie dem Sohne ihres Wohlthäters von Herzen zugethan und weinte deshalb bittere Thränen, aber sie blieb doch seinem Vorsatze treu. Als aber die Nacht gekommen und das arme Kind eingeschlafen war, da erschien ihm seine Mutter im Traume und befahl ihm, den jungen Mann zu heiraten. Nun stand es vergnügt auf, und als es noch einmal gefragt wurde, ob es nicht dennoch Ja sagen wolle, da willigte es mit tausend Freuden ein. Der Hochzeitstag ward angesetzt, und die prächtigsten Zurüstungen wurden gemacht. Freilich mußte der junge Mann, dessen Vater der reichste, angesehenste Mann weit und breit war, manche Stichelreden über das Bettelmädchen und besonders über den Holznapf hören; doch er machte sich nichts daraus und freute sich seines großen Glückes.

Und als der Hochzeitstag endlich da war und man das neue Haus mit allem versehen hatte, was zu einer schönen, reichen Ausstattung gehört, da sollte endlich auch der Holznapf von dem Kopfe der Braut herunter genommen werden. Aber wer hätte das gedacht? — es war unmöglich; der Napf ließ sich

nicht entfernen, nicht rücken und schien dem Mädchen auf dem Kopfe festgewachsen zu sein, denn als man ihn gewaltsam entfernen wollte, da fing es vor Schmerz laut zu wehklagen an. Doch auch über dies Ereigniß tröstete sich der Bräutigam und beruhigte das Mädchen. Auch mit dem Holznapfe sollte die Hochzeit gefeiert werden. Als man nun fröhlich beisammen saß und der Wein gebracht wurde, den die Brautleute zusammen trinken müssen, wenn Hochzeit gefeiert wird: was geschah da? Gerade als sie die Weinschale geleert hatten, barst der Holznapf mit lautem Schalle auseinander und fiel in Stücken zu Boden. Und als man diese Stücke genau betrachtete, da erblickte man viele seltene Edelsteine und andere Kostbarkeiten, die unter denselben verborgen waren, und das war der Brautschatz des guten, tugendhaften Mädchens. Aber mehr als über diese Kostbarkeiten erstaunten die Hochzeitsgäste über die große Schönheit der Hatschibime, und nun wurde mit verdoppelter Lust gejubelt, geschmaust, getanzt und gesungen, die ganze fröhliche Nacht hindurch, und das junge Ehepaar lebte glücklich bis an ihr letztes Ziel, umgeben von Kindern, welche sämmtlich die Tugenden und die Schönheit ihrer Mutter geerbt haben.

Die Warze und die Kobolde.

Einst lebte in einem Dorfe ein herzensguter, fröhlicher Mann, der sich mühevoll seinen Lebensunterhalt verdiente, dabei aber immer lustig und guter Dinge war. Auf der rechten Wange hatte er eine große, häßliche Warze, die ihn sehr verunzierte, doch machte er sich nicht viel daraus, und wenn ihn die Leute dann und wann wohl darüber neckten, so fing er mit ihnen zu lachen an und kränkte sich nicht darüber.

Sein Nachbar indessen, der merkwürdiger Weise dieselbe Verunstaltung auf der linken Wange hatte, war anderer Natur, er war zänkisch, und Niemand hätte wagen dürfen, in seiner Gegenwart auf die häßliche Warze anzuspielen. Deshalb hatte dieser Nachbar auch wenig Freunde, während der andere freundliche Mann von allen im Dorfe geliebt wurde.

Eines Tages nun nahm dieser, wie er dies öfter that, seine Axt und ging in den Wald, um Holz zu fällen, das er verkaufen wollte. Er wanderte tief in den Wald hinein, und als er den hohen Taikoberg*) bestieg, da fing es so gewaltig zu regnen an und der Sturm heulte so sehr, daß er nicht weiter kommen konnte und unter den breiten Aesten der dicken Bäume Schutz suchte. Stundenlang hoffte er, das Unwetter werde nachlassen, und er könne dann den Heimweg antreten; doch sein Hoffen war vergebens, es regnete und stürmte fort und fort, und so mußte er sich entschließen, die Nacht im Walde zu bleiben; denn die Sonne ging bereits unter, und es begann rings umher zu dunkeln. Als er sich nach einem Plätzchen umschaute, das ihn einigermaßen vor Regen und Sturm schützen konnte, denn weit und breit war keine Hütte zu sehen, da gewahrte er ganz in der Nähe einen hohlen Baum. Geschwind ging er darauf zu und stieg in die weite Höhlung. Ja, nun war er geborgen; hier konnte er es ganz gut aushalten. Der gute alte Mann lachte vor Freuden, und zufrieden, wie er von Natur war, machte er es sich so bequem in seinem Verstecke, wie er nur konnte.

Schon fielen ihm vor Müdigkeit die Augen zu und der Schlaf stellte sich ein, da hörte er ganz in seiner Nähe das Geräusch von Schritten, und sofort wurde er wieder wach und munter. Vorsichtig lugte er durch eine Spalte des Baumes und sah zu seinem nicht geringen Erstaunen eine ganze Schaar sonderbarer Kobolde, welche die merkwürdigsten Sprünge machten

---

*) Wörtlich Trommelberg; es ist kein bestimmter Berg gemeint.

und gar wunderlich aussahen. Viele waren über und über von rother Farbe, andere wieder waren schwarz, mit sonderbaren rothen Kleidern behängt, manche hatten keinen Mund und wieder andere hatten nur ein Auge. Es waren ihrer wohl über hundert, und der alte Mann war halb todt vor Grauen und Furcht. Indessen hielt er sich mäuschenstill und wartete athemlos der Dinge, die da kommen würden. Die gespenstischen Wesen hatten auch einen Oberkobold; den sah der arme Mann jetzt ganz deutlich, und das Ungeheuer, das einen großen Schnabel statt der Nase im Gesichte hatte, versammelte die Menge gerade unter dem hohlen Baume, in dem der Alte saß. Hier setzte sich der Oberkobold nieder, schlug die Beine unter und hieß die Andern sich zu beiden Seiten in zwei langen Reihen niedersetzen. Dies geschah denn auch sogleich, und kaum war es geschehen, so fingen die Kobolde zu schmausen an. Sie tranken den Wein wie gebildete Menschen und hielten ein so regelrechtes Gastmahl, daß der Lauscher sich nicht wenig darüber verwunderte. Doch als die Schale mit Wein immer wieder die Runde gemacht hatte, da schien der Oberkobold trunken zu werden, das konnte man aus seinen Geberden merken. Den alten Mann, der alles genau beobachtete und allmälich seine Furcht verlor, belustigte dies nicht wenig, aber es sollte noch besser kommen. Einer aus der Gesellschaft trat, nachdem die Mahlzeit beendet war, aus der Reihe hervor, machte mit allem erdenklichen Ceremoniell seine Verbeugungen vor dem Oberkobold und führte dann einen Tanz auf, so spaßhaft und komisch, daß es gar nichts lächerlicheres geben konnte. Und kaum hatte dieser den Anfang gemacht, so fingen sie alle an zu tanzen, schlugen sich über und waren überaus possirlich. Der alte Mann, den dies über alle Maßen belustigte, konnte sich nun nicht mehr halten; er vergaß ganz und gar, daß er nicht zu der Schar gehörte und sprang mit den tollsten Sprüngen mitten zwischen sie. Die Kobolde umringten ihn sogleich und stürzten von allen Seiten herbei, doch ihn schien dies gar nicht zu kümmern; er tanzte fort und fort,

und als er in die Nähe des Oberkoboldes kam, da führte er den spaßhaften Tanz eines Trunkenboldes auf, zu dem er laut zu singen anfing. Als die Gesellschaft dies sah und hörte, da lachte sie, daß es im Walde wiederhallte, und der Oberkobold sowohl als seine Genossen gaben das größte Entzücken zu erkennen. Als der alte Mann seinen Tanz beendet hatte, sagten sie: „Wie lange schon halten wir in diesem Walde unsere Feste, und noch nie haben wir etwas so spaßhaftes gesehen, wie heute den Tanz dieses fröhlichen Alten! Er muß wiederkommen und an unseren Vergnügungen theilnehmen!" „Das will ich gern thun," sagte der alte Mann eifrig, denn es fing ihm doch wieder an unheimlich zu werden, „und das nächste Mal will ich es viel besser machen; heute habt ihr von meinen Künsten nur eine schwache Probe gesehen!" „Ach, wenn er heute uns verspricht, wiederzukommen," schrien die Kobolde, „so wird er doch sein Wort nicht halten, das wissen wir vorher." „So soll er ein Pfand hier lassen," sprach der Oberkobold; „geschwind, nehmt ihm die schöne Warze aus dem Gesicht!" „Nein, nicht die Warze," rief der alte Mann, „alles andere, nur die nicht! Ich habe die Warze nun schon so lange Jahre, von der kann ich mich nicht trennen!" „Nun, dann gerade wollen wir sie behalten, damit wir sicher sind, daß du sie wieder holst," sprachen die Kobolde, griffen ihm mit den Händen ins Gesicht, und fort war die Warze. Als der Tag grauete, zogen die Kobolde ab und der alte Mann war ganz allein. Ungläubig befühlte er sein Gesicht — die Warze war und blieb fort.

Freudig eilte er heim und erzählte seiner Frau die wunderbare Begebenheit, und als die Leute ihn sahen, da wünschten sie ihm Glück dazu, daß er die häßliche Warze nicht mehr zu tragen brauchte.

Aber der neidische Nachbar nebenan, der ergrimmte bei der Nachricht und war nun doppelt ärgerlich über sein Gebrechen. Er ging zu dem glücklichen Alten, der die Warze verloren hatte, und ließ sich haarklein den ganzen Hergang erzählen, und als

er sich alles genau gemerkt, da machte er sich auf und ging in den Wald. Bevor der Abend kam, fand er auch die beschriebene Stelle und versteckte sich in den hohlen Baum. Und gerade so, wie es der alte Mann erzählt, kam es auch diesmal. Die Kobolde zogen herbei, lagerten sich, schmausten und tranken, und als der Tanz begann, da riefen sie: „Wo ist der spaßige alte Mann? Kommt er noch nicht?“ „Hier ist er,“ sprach zitternd vor Furcht der neidische Nachbar, und als die Kobolde vor Freude schrien, da fing er auch wirklich zu tanzen an, obgleich er gar nicht tanzen konnte. Und als er seine unbeholfenen Sprünge machte, da sprach der Oberkobold: „Du tanzest heute viel schlechter, als das vorige Mal; höre damit auf, ich kann es nicht mehr ansehen! Gebt ihm sein Pfand wieder,“ befahl er den anderen Koboldens, „und laßt ihn fortgehen!“

Die Kobolde warfen ihm die Warze ins Gesicht, genau an die Stelle, an der sie sein Nachbar getragen, und sie blieb ihm fest an der rechten Wange haften. Nun hatte er zwei große Warzen, und als er voll Kummer in das Dorf zurückkehrte, da mußte er noch den Spott der Menschen ertragen und wünschte von Herzen, daß er nie in den Wald zu den Kobolden gepilgert wäre. Ja, ja, das konnte er auch bleiben lassen!


Fabeln



Die Ratten und ihr Töchterlein.

Einst lebte in der Nähe eines einsamen Gehöftes, das von Reisfeldern umgeben war, ein Rattenpaar, sehr geachtet von seines gleichen und in bestem Wohlstand. Diesen Ratten wurde unter vielen anderen Kindern einmal eine Tochter geboren, so niedlich und mit so glänzendem, grauem Felle versehen, mit so nett emporstehenden breiten Oehrchen und so leuchtenden Aeug-lein, daß sie ganz außerordentlich stolz auf dies Töchterlein wurden und Tag aus, Tag ein nur daran dachten, wie sie ihm eine recht glänzende Zukunft bereiten sollten. Und als die kleine Ratte heranwuchs, da kamen ihre Eltern immer mehr darin überein, daß nur das mächtigste Wesen der ganzen Welt ihr Ge-mahl werden solle.

Als sie diese Angelegenheit einstmals mit einem Nachbar besprachen, sagte dieser: „Wenn ihr eure Tochter nur dem Mäch-tigsten zur Frau geben wollt, so müßt ihr die Sonne zu eurem Schwiegersohne ausersehen, denn ohne alle Frage ist der Sonne Niemand an Macht gleich."

Das leuchtete dem Rattenpaare ein, und ohne Zögern machten sie sich auf den Weg zur Sonne und brachten ihr Anliegen vor, sie möchte ihr Töchterlein heiraten. Die Sonne aber erwiderte: „Zwar bin ich euch sehr verbunden, daß ihr euch so weit her-

bemüht habt und die freundliche Absicht hegt, mir eure vielgeliebte Tochter zur Frau zu geben; aber bitte, sagt mir, was für einen Grund habt ihr dafür, daß ihr gerade mich zum Schwiegersohne ausersehen habt?“ Die Ratten sagten: „Wir möchten unsere Tochter gern dem mächtigsten Wesen der Welt zur Frau geben, und das bist ohne allen Widerstreit eben du. Darum haben wir dich zum Schwiegersohne erwählt.“ Da sprach die Sonne: „Was ihr da sagt, ist wohl nicht ohne allen Grund, aber es giebt doch etwas, das mächtiger ist als ich. Dem müßtet ihr also euer Töchterchen zur Frau geben.“ Die Ratten entgegneten: „Kann denn wirklich etwas mächtiger sein, als du?“ Die Sonne aber sprach: „Wenn ich die Welt bescheinen will dann kommt gar oft eine Wolke herangezogen und deckt mich zu, und meine Strahlen vermögen sie nicht zu durchdringen noch zu verscheuchen; ich bin machtlos gegen die Wolke. Da müßtet ihr also zur Wolke gehen und sie zu eurem Schwiegersohne machen.“ Das sahen die Ratten ein und gingen zur Wolke.

Als sie dieser ihr Anliegen vorgetragen hatten, da sprach die Wolke: „Ihr irrt, wenn ihr meint, daß ich das mächtigste Wesen bin. Wohl habe ich die Macht, die Sonne zu bedecken, aber ganz ohnmächtig bin ich gegen den Wind, und fängt der zu wehen an, so treibt er mich fort, reißt mich in Stücke und ich vermag nichts gegen ihn.“ Da gingen denn die Ratten zum Winde und machten ihm den Vorschlag, ihre Tochter zu heiraten, die sie gern dem mächtigsten Wesen zur Frau geben wollten. Der Wind aber sagte: „Ihr seid im Irrthum; wohl habe ich Kraft, die Wolke zu verjagen, aber machtlos bin ich gegen die Mauer, die man errichtet, um mich zurückzuhalten; ich kann nicht hindurchblasen und ihr nichts anhaben, die Mauer ist viel stärker als ich.“ Da zogen die Ratten wieder fort und kamen zur Mauer, der sie in gleicher Weise ihre Bitte vortrugen. Die Mauer jedoch entgegnete: „Wohl wahr, ich habe die Kraft, dem Winde zu widerstehen; aber da ist die Ratte, die untergräbt mich, bohrt sich in mich hinein und macht Löcher durch

mich hindurch, ohne daß ich es hindern kann. Ich bin ohnmächtig gegen die Ratte. Viel besser thut ihr also, ihr nehmt die Ratte zu eurem Schwiegersohne, als daß ihr mich wählt!"

Da freuten sich die Ratten und sahen ein, daß die Mauer vollkommen recht hatte. Sie gingen heim und verheirateten ihr liebes Töchterlein an einen stattlichen Rattenjüngling. Und das haben sie nicht bereut, denn ihr Töchterlein lebte mit dem Manne aus ihrem eigenen Geschlecht vergnügt und glücklich und nicht minder zur Freude und Zufriedenheit ihrer Eltern, die so hoch mit ihr hinaus gewollt hatten.

Der Steinhauer.

Es war einmal ein Steinhauer, der ging täglich zu einem hohen Felsen und brach Steine aus demselben. Diese Steine verkaufte er zu Grabsteinen und Hausschwellen, und da er seine Arbeit verstand und die Steine, die er zum Verkaufe bot, stets sehr sorgsam bearbeitet waren, so fand er auch immer Abnehmer dafür. Freilich war sein Verdienst gering und seine Last groß, aber er war lange Zeit zufrieden und wünschte nichts mehr.

Es ging die Sage, daß da, wo er arbeitete, ein großer Berggeist hause, der manchmal den Menschen erschiene und ihnen zu ihrem Fortkommen behülflich wäre; doch hatte er noch nichts von dem Berggeiste entdeckt und schüttelte stets ungläubig den Kopf, wenn von demselben die Rede war.

Einstmals aber, als der Steinhauer bei einem reichen Manne einen Grabstein abgeliefert und gesehen hatte, wie schön dieser wohnte und auf was für einem kostbaren Bette der schlief, da rief er bei seiner saueren Arbeit, die ihm den Schweiß auf die Stirne trieb: „O, wäre ich doch ein reicher Mann, dann brauchte

ich mich nicht so zu plagen und könnte auch auf einem Bette mit rothseidenen Vorhängen und goldenen Quasten schlafen!"

Kaum hatte er die Worte gesprochen, so ertönte eine Stimme durch die Lüfte, welche ihm zurief: „Dein Wunsch ist dir gewährt, du sollst ein reicher Mann sein!"

Verwundert blickte der Steinhauer um sich; doch da er Niemand gewahrte, so nahm er sein Arbeitszeug und ging heim, denn er beschloß, für heute die Arbeit ruhen zu lassen. Als er zu Hause angelangt war, da erstaunte er aber erst recht, denn statt seiner kleinen Hütte fand er ein schönes, stattliches Haus mit einer herrlichen Einrichtung, bei welcher auch das gewünschte Bett nicht fehlte. Erfreut nahm er von allem Besitz, vergaß sehr bald sein mühevolles Gewerbe und ließ es sich wohl sein.

Doch eines Tages, als die Sonne vom Himmel brannte und es so heiß war, daß er nicht hinauszugehen wagte, da sah er einen stattlichen Zug von Menschen an seinem Hause vorüberziehen. In der Mitte einer Menge herrlicher Ritter ward ein kostbarer Tragkorb von schön geputzten Dienern getragen, und in dem Tragkorbe saß ein Fürst, der sich einen goldschillernden Schirm über das Haupt halten ließ, damit die Strahlen der Sonne ihn nicht träfen. Mißvergnügt blickte der ehemalige Steinhauer dem Zuge nach, und als derselbe seinen Augen entschwunden war, da rief er aus: „O, wäre ich doch ein Fürst, dann könnte ich mich auch so tragen lassen und hätte einen goldenen Schirm, der mich vor den Strahlen der Sonne schützte!"

Und als er die Worte gesprochen, da ertönte abermals die Stimme des Berggeistes: „Dein Wunsch sei erfüllt, du sollst Fürst sein!"

Und nun war er Fürst. Vor seinem Tragkorbe ritten viele Reiter einher und ebenso viele folgten ihm, er hatte Ehre, Glanz und Reichthum vollauf, kurz alles, was er sich wünschte, und natürlich auch den goldenen Schirm, mit dem er sich schützte. Dennoch war er nicht zufrieden; stets blickte er umher und suchte auszuforschen, womit er wohl seine Lage noch angenehmer machen

könnte, und als er sah, wie die mächtige Sonne alles rings umher verbrannte, als er sah, daß in ihren Strahlen das Gras verdorrte und daß sein Gesicht trotz des goldenen Schirmes von der Sonnenhitze immer stärker gebräunt wurde, da gefiel ihm sein Leben nicht mehr, und ärgerlich rief er: „Die Sonne ist mächtiger als ich; ich möchte die Sonne sein!"

Abermals rief der Berggeist: „Dein Wunsch sei dir gewährt, du sollst die Sonne sein!"

Und da ward er die Sonne und fühlte sich sehr stolz in seiner Macht. Er sandte seine Strahlen nach oben und unten, nach rechts und links, er versengte das Gras auf der Erde und verbrannte die Haut den Fürsten so gut wie allen anderen Leuten. Doch als er seine Lust gekühlt hatte, da fing er schon an, seiner Macht überdrüssig zu werden, und als eine Wolke kam und sich schützend zwischen die Erde und ihn stellte, da rief er voll Zorn: „Was ist denn das? Die Wolke fängt alle meine Strahlen auf, sie ist ja mächtiger als ich! Das geht nicht an, ich will die größte Macht besitzen und möchte die Wolke sein!"

Und wie er diesen Wunsch ausgesprochen, da ertönte abermals die Stimme des großen Berggeistes: „Dein Wunsch sei dir gewährt, du sollst die Wolke sein!"

Und nun war er die Wolke und legte sich zwischen Sonne und Erde. Er fing die sengenden Strahlen der Sonne auf und sah zu seiner Freude, wie die ganze Erde grünte und blühte; doch das war ihm nicht genug, er wollte so recht seine große Macht zeigen, und deshalb sandte er den Regen in großen, schweren Tropfen hinab, tage- und wochenlang. Da schwollen die Ströme und Flüsse gewaltig, die Dämme und Deiche brachen und alle Felder wurden verwüstet. Die Wogen rissen alles mit sich fort, was sich ihnen in den Weg stellte. Nur der Fels blieb ruhig stehen und blickte spöttisch auf die entfesselten Fluthen. Ihn kümmerte all der Wirrwarr nicht, und nicht ein Stückchen des harten Gesteins konnte das wüthende Element ihm rauben.

Da rief die Wolke voller Staunen: „Was ist denn das?

Der Fels ist stärker als ich? Niemand soll mächtiger sein als ich, und deshalb möchte ich wohl der Fels sein!“

Kaum hatte er diesen Wunsch ausgesprochen, so rief der Berggeist: „Was du dir wünschest, sei dir gewährt, du sollst der Fels sein!“

Nun wurde er der Fels und freute sich seiner Macht. Stolz stand er da, wenn die Sonne heißglühend vom Himmel strahlte und wenn der Regen herabfiel. Ihn kümmerten die Elemente nicht; stark und fest war er mit der Erde verwachsen. Doch eines Tages hörte er ein merkwürdiges Geräusch zu seinen Füßen, und als er nach der Ursache forschte, sah er einen unscheinbaren Steinhauer, der eiserne Keile in sein Gestein eintrieb und große Klüfte davon loslöste, die donnernd zur Erde fielen. Als er dies sah, da wurde er sehr entrüstet und rief aus: „Was ist denn das? So ein kleines Menschenkind ist mächtiger als ich, der starke Felsen? Das geht nicht an, da will ich lieber der Mann sein!“

Und als die Stimme des großen Berggeistes wiederum ertönte und ihm verkündete, daß sein Wunsch erfüllt werden sollte, da war er der arme Steinhauer von ehedem. Im Schweiße seines Angesichts verdiente er sich sein kärgliches Brod, aber er war damit zufrieden und wünschte sich niemals wieder eine andere Lebensstellung als die, welche er seit früher Jugend gehabt hatte. Und da er keine vermessenen Wünsche mehr hegte und vom Schicksal nichts weiter forderte, so hörte er auch nie wieder die Stimme des großen Berggeistes.

Die beiden Frösche

Es waren einmal zwei Frösche, von denen der eine ganz nahe bei der Küstenstadt Osaka in einem Graben, der andere dicht bei der schönen Hauptstadt Kioto in einem klaren Bache wohnte. Beide kamen auf den Gedanken, eine Reise zu machen, und zwar wollte der Frosch, der in Kioto wohnte, sich einmal Osaka ansehen, und der andere, der in Osaka wohnte, hatte Sehnsucht, die Kaiserstadt Kioto, wo der Mikado residirte, zu besuchen. Ohne daß sie sich kannten oder auch nur von einander gehört hatten, machten sie sich daher beide zu derselben Stunde auf den Weg und begannen ihre mühsame Wanderung. Die Reise ging nur langsam von Statten, denn ein Berg, dessen Höhe die Hälfte des Weges war, mußte überschritten werden, und diesen Berg zu erklimmen, war für die Frösche ein mühsames Stück Arbeit. Doch endlich war die Spitze erreicht, und siehe da, beide trafen sich, glotzten sich im ersten Augenblick einander an und fingen dann an, sich zu unterhalten. Als nun einer dem andern den Beweggrund seiner Reise mittheilte, da lachten sie beide vor Vergnügen, setzten sich zusammen in das hohe Gras und beschlossen, erst ein wenig auszuruhen, ehe sie sich trennten. „Wenn wir nur größere Thiere wären," sprach der eine, „dann könnten wir von hieraus beide Städte sehen und könnten schon jetzt beurtheilen, ob es sich der Mühe verlohnt, noch weiter zu wandern." „O, dem ist abzuhelfen," entgegnete der zweite, „wenn wir das Ziel unserer Reise von hier aus sehen wollen, so können wir uns an einander aufrichten, und jeder blickt nach der Stadt hin, die er noch nicht kennt." Dieser Vorschlag leuchtete dem anderen Frosche gewaltig ein, und gesagt, gethan, die beiden kleinen Kerlchen stellten sich auf ihre langen Hinterfüße und hielten sich mit den Armen umschlungen, damit sie nicht umfielen. Der Frosch, welcher aus Kioto kam, richtete seine Nase nach Osaka zu, und der, welcher aus Osaka kam,

wandte die seine nach Kioto. Und so standen sie da, ganz steif, still und versunken in ihre Betrachtungen. Nun hatten die dummen Frösche aber gar nicht bedacht, daß ihre großen Augen, wenn sie den Kopf so hoch in die Luft reckten, wie sie es thaten, auf dem Rücken lagen und nach rückwärts blickten, und daß sie daher beide ihre eigene Heimat und die Stadt, von der sie ausgezogen waren, zu Gesicht bekamen. „Ach, was sehe ich?" rief der Frosch aus Osaka, „was sehe ich? Kioto sieht ganz so aus, wie Osaka; ich kann mir den Weg dahin ersparen!" Und ganz dasselbe sagte der Frosch aus Kioto, und wie beide zu dieser Erkenntniß gekommen waren, da ließen sie einander los, und plumps! fielen sie in das Gras. Dann machten sich die beiden Frösche eine Verbeugung, sagten einander Lebewohl und wanderten heim. Bis an ihr Lebensende haben sie geglaubt, daß die Städte Kioto und Osaka, die doch so grundverschieden sind, einander so ähnlich wären, wie ein Ei dem andern, und nie haben sie ihren Irrthum, der aus ihrer Dummheit entsprang, eingesehen.

Der Affe und sein Herr.

Ein reicher Herr war einst in den Besitz eines sehr zahmen Affen gekommen. Derselbe war willig und gutmüthig, aber nicht sehr gescheidt und mitunter auch recht faul. Sein Herr, der seine guten und schlechten Eigenschaften am besten kannte, verwandte ihn zu allerlei Arbeiten, und wenn der Affe ihm nicht recht folgsam war, so nahm der Herr oft zur List seine Zuflucht. Eines Tages hatte er dem Affen, wenn er fleißig sein und willig arbeiten wollte, zur Belohnung jeden Morgen drei und jeden Abend vier Pfirsiche versprochen. Der Affe, der ungemein gern Pfirsiche aß, freute sich sehr über die Aussicht, täglich eine so große Anzahl zu erhalten, und arbeitete sehr brav. Aber als

einige Tage vergangen waren, versäumte er wieder viel Zeit und war der Arbeit müde. Der Herr bemerkte dies sogleich und sprach zum Affen: „Ich will deinen Lohn erhöhen, du sollst eine Pfirsiche mehr haben. Von jetzt an bekommst du Morgens vier und Abends drei Pfirsiche!“ Der Affe freute sich sehr über die vermeintliche Zulage und arbeitete nun aufs neue zur Zufriedenheit seines Herren.

Die Seeschnecke.

In Japan giebt es eine Art Seeschnecke, mit sehr dicker Schale und starken, langen Buckeln ringsum und mit einem festen Deckel, der ihr Gehäuse völlig zu schließen vermag. Die Japaner nennen sie Sazaye.

Eine solche Schnecke lag einst wohlgemuth auf dem Meeresgrunde, und da kam ein rother Meerbrasse, ein Tai, angeschwommen und sagte zu ihr: „Wie glücklich bist du doch, in einem so festen Hause zu wohnen! Niemand kann dir etwas anhaben, während wir Fische tausend Fährlichkeiten ausgesetzt sind!“ Das hörten noch andere Fische, und alle gaben dem Tai recht. Die Seeschnecke meinte auch, daß dem so sei, und wurde sofort über das ihr gespendete Lob sehr hochmüthig. Ruhmredig pries sie ihre starke Schale und brüstete sich nicht wenig den anderen Thieren im Meere gegenüber. Aber während sie noch so prahlte, vernahm man plötzlich ein unheimliches Plätschern; ängstlich suchten alle Fische das Weite, die Schnecke aber, die nicht so flink war, blieb an Ort und Stelle und schloß nur ihren Deckel. So meinte sie, aller Gefahr enthoben zu sein. Noch eine Weile fühlte sie eine unruhige Bewegung; dann aber ward alles still, und vorsichtig öffnete sie ihren Deckel. Aber ach, wo war sie nun? Nicht mehr im Meere, auf einer platten Tafel lag sie mit mehreren ihres gleichen, und zwischen ihnen stak ein Holzbrettchen mit einigen Schriftzeichen darauf. Sie befand sich in

einem Fischladen, und auf dem Brettchen war der Preis verzeichnet, den der Händler für sie verlangte. Davon ahnte sie freilich nichts, aber ängstlich harrte sie doch der Dinge, die noch über sie ergehen sollten. Und bald kam es auch noch schlimmer; ein Kuli trat herzu, las die Zeichen auf jenem Brettchen, erstand sie und kochte sie sich zum Abendessen. So nahm sie trotz ihres Hochmuthes und ihrer geträumten Sicherheit ein gar klägliches Ende.

Der giftige Fisch.

Ein Mann hatte einstmals einen Fisch gefangen, den man Stachelbauch oder Fugu nennt und für giftig hält. Er kannte aber dessen böse Eigenschaften nicht recht und begann, ihn zum Mahle herzurichten, obwohl er doch nicht ohne alle Besorgniß war. Während er mit dem Zubereiten des Fisches beschäftigt war, kam eine hungrige Katze, ergriff ein Stück von dem Fische und lief mit demselben davon. Der Mann verfolgte sie; sie lief deshalb in einen engen Spalt zwischen zwei Häuser, wo sie in Sicherheit war; das Stück Fisch hielt sie fortwährend im Maule.

Der Mann dachte nun, als er von der Verfolgung der Katze zu seiner früheren Beschäftigung zurückgekehrt war, daß seine Besorgniß wohl unbegründet sein müsse, denn wenn die schlaue Katze den Fisch nicht verschmähe, könne er ihm unmöglich schaden. Er begann daher, als sein Mahl fertig war, ruhig den Fisch zu verspeisen.

Die Katze aber hatte, nachdem sie ihre Beute in Sicherheit gebracht, doch auch einige Bedenken gehabt. Sie kam daher aus ihrem Verstecke wieder hervor und sah zu, ob der Mann den Fisch auch wirklich verzehre. Als sie nun sah, daß er ihn wirklich aß, da zögerte sie nicht länger und fraß ihr Stück ebenfalls. Beide, Mann und Katze, starben elendiglich. So täuschen sich die schlauesten oft am allerleichtesten.


Göttersagen

fe
schla
schade
Fisch zu

Die
gebracht, d
ihrem Verst
Fisch auch wi
lich aß, da zög
Beide, Mann un
die schlauesten oft a



Isanagi und Isanami.

Im Urbeginn aller Zeiten, welcher im Grunde noch keine Zeit genannt werden kann, damals, als es vor Erschaffung der Welt nur ein wirres Chaos gab, als der Himmel noch nicht von der Erde getrennt war, als noch keine Kreatur existirte und alle Dinge vermengt, gestaltlos und planlos umherschwammen wie Wolken auf der Meeresfläche, da erstanden bereits — so erzählen die Japaner — die uranfänglichen Gottheiten. Und die allererste derselben entstammte einer riesigen Schilfknospe, die gleich einem emporstrebenden Horne inmitten des grenzenlosen Wirrwarrs aufsproßte. Aus dieser ersten Gottheit folgten andere, und so vergingen drei Geschlechter, bevor die richtige Sonderung der feinen, flüchtigen Theile nach oben und der schweren, gröberen nach unten hin vor sich ging. Selbst als endlich durch die dritte Gottheit, welche man den großen Himmelsgeist nennt, Götterpaare entstanden und am obern Ende, wo sich jene aufstrebende Knospe einer Pflanze ähnlich ausbreitete, der Himmel sich bildete und von der unteren Welt schied, blieb auf Erden noch alles verworren, und hier war der Unterschied gegen ehedem noch gering.

So folgten — wie lange Zeit darüber verging, das kann man unmöglich angeben, ja nicht einmal ahnen — im ganzen

vier Götterpaare auf einander, und erst durch das letzte derselben ward die Erde erschaffen, wie wir sie kennen.

Dies vierte Götterpaar waren der gewaltige Urgott der Luft, Isanagi, und die Urgöttin der Wogen, Isanami; diesen beiden war es vorbehalten, die Erde zu bilden, und von ihnen stammen alle Menschen ab und alles, was da lebt und webt.

Einstmals lustwandelten beide auf der schwebenden, in sieben Farben schillernden Brücke des Himmels, einem wunderbaren Gebilde, das ohne irgend welche Stütze fest dastand. Und da sprach plötzlich der Urgott der Luft, Isanagi, zu der Urgöttin der Wogen, Isanami: „Es giebt doch auch noch unter uns ein Reich; warum sollen wir nicht einmal auf dasselbe hinunter steigen?“ Und wie er also gesprochen, stieß er seine kostbare Lanze, die mit Edelsteinen und Korallen besetzt war, in die gährende Masse dort unten. Und wie er sie anrührte, da gerann es um die Spitze der Lanze herum, und das erste Eiland, die Insel Onogoro, entstand. Auf diese Insel nun stiegen die beiden Gottheiten hernieder und errichteten darauf einen hohen Pfosten, einen riesenhaft aufstrebenden Bergzacken, auf dessen Spitze sie die Himmelsbrücke legen konnten, und diesen Pfosten, diese steile Klippe machten sie zum Mittelpunkte der Erde, auf der sie nun wohnen wollten.

Nun war aber durch die Weisheit des großen Himmelsgeistes der Urgott Isanagi ein männliches Wesen und die Urgöttin Isanami ein weibliches, und so beschlossen sie, sich zu vermählen und künftig als Mann und Frau auf der Erde zu leben. Mit diesem Entschlusse aber kam auch sofort der Gedanke in ihre Seele, daß sie feierlich und förmlich um einander zu werben hätten, und zu dem Zwecke beschlossen sie, daß Isanagi von links her, Isanami von rechts her den hohen Berg umwandeln sollte, und wenn sie sich träfen, sollte die Werbung vor sich gehen. Und so geschah es; sie gingen der eine links, die andere rechts um den Bergpfosten, und sowie sie einander ansichtig wurden, rief Isanami, die Göttin der Wogen, begeistert

aus: „O, welch ein schöner Mann!“ Dabei ergriff sie zuerst die Hand des Gemahls und die Vermählung ward vollbracht. Nun aber geschah es, daß sie keine so glückliche Nachkommenschaft hatten, als sie geglaubt, und das war nicht allein der Fall bei einem Sohne, den sie bekamen, sondern auch in allen anderen Dingen; denn diesen höchst wunderbaren Gottheiten war es beschieden, daß sie auch Länder zur Welt bringen mußten. Nun war das Eiland, das sie erzeugten, kein großes, herrliches Reich, wie sie gehofft, sondern nur eine öde, armselige Insel, das Eiland Awaji. Und der Knabe, den sie bekamen, war kein stattlicher Herrschersohn, sondern nur ein lahmes, krüppelhaftes Kind. Er hieß Hiruko, und da er noch nach drei Jahren nicht zu stehen vermochte, so flochten die Eltern aus Schilf einen Kahn; in diesen setzten sie das Kind und ließen das Fahrzeug von Wind und Wellen ins weite treiben.

Dann aber stiegen der Urgott Isanagi und die Urgöttin Isanami wieder zum Himmel empor und fragten den großen Himmelsgeist, wie es wohl zugehe, daß sie so viel Mißgeschick hätten, und wie sie es anfangen müßten, glücklicher zu werden. Und da belehrte sie der erhabene und weise große Himmelsgeist, daß stets und immerdar der Mann den Vorrang haben müsse. Es sei nicht wohlgethan gewesen, daß Isanami, das Weib, die Werbung begonnen habe; das sei Sache ihres Herrn und Gebieters Isanagi gewesen, und aus dieser Ursache sei all ihr Mißerfolg hervorgegangen.

So belehrt, zogen beide eilig wieder zur Erde hinab, um ihre Werbung auf's neue zu beginnen. Und abermals wandte sich Isanagi von der Linken und Isanami von der Rechten um den zuerst geschaffenen Grundpfeiler der Erde, und als sie nun sich trafen, rief zuerst der Urgott der Luft, Isanagi: „O, welch ein schönes Weib!“ Und nun waren sie abermals vermählt und viel glücklicher als ehedem. Jetzt bekamen sie als Nachkommen die schönen acht großen Inseln des Reiches Japan, zuerst die herrliche, fruchtbare Insel von Yamato — dem alten Mittel-

7*

punkte der Hauptinsel, — dann Schikoku, Kiuschiu, Oki, Sado und andere Inseln. Die kleinen Felseilande aber gerannen von selbst aus der Brandung an den Küsten jener von Isanagi und Isanami geschaffenen Inseln, und ebenso entstanden die Inseln und Landschaften von China und alles Festland und alle Eilande der übrigen Welt. Dann aber wurde ihnen der Gott des Meeres geboren, der Beherrscher der Flüsse, der Gott der Berge, darauf der Gott der Bäume und eine Göttin, der sie die Obhut der zarteren Pflanzen anvertrauten.

Nun aber sprachen sie: „Wir haben das große Reich der acht Inseln geschaffen, Berge, Flüsse und Gewächse; jetzt müssen wir auch noch eine Gottheit haben, welche Gebieter darüber ist und es versteht, dies alles zu lenken.“

Als sie nun ihr nächstes Kind bekamen, da war es eine Tochter, und diese war von so strahlender Schönheit, daß sie das Kind Amaterasu nannten, das heißt: die Leuchte des Himmels. Und beide Eltern freuten sich so sehr über die schöne Amaterasu, daß Isanagi sagte: „Unsere Tochter soll droben in den Himmelsgefilden wohnen und von dort aus das Weltall lenken.“ Isanami war es zufrieden, und so führten sie Amaterasu auf den hohen Bergpfeiler und über die schwebende Brücke in den Himmel, der damals noch der Erde ganz nahe war. Der große Himmelsgeist aber machte sie dort zu der erhabenen Sonnengöttin, und deshalb sah auch das Götterpaar Isanagi und Isanami sie als ihre eigentliche Erstgeborene an, die sie vor allem hoch und werth hielten. Das folgende Kind, das sie bekamen, war ein Sohn, fast nicht minder schön als Amaterasu, aber von wilderer Gemüthsart. Auch ihn versetzte Isanagi in den Himmel und ließ ihn neben Amaterasu den Himmel beherrschen; er war der Mondgott Tsukuyomi. Auch noch ein dritter Sprößling wurde geboren: es war Sosanoo, der kräftige, tapfere Held mit langem, wallendem Barte; er war jedoch sehr unwirsch und hatte einen schwermüthigen Sinn. Er weinte und wehklagte so sehr, daß das Gras auf den Bergen verdorrte und die Menschen

dahinstarben. Isanagi machte ihn anfangs zum Beherrscher des Oceans, aber er hatte wenig Freude an dem Sohne, der ihn nur zu oft erzürnte.

Doch jetzt war es mit dem Glück und der Schaffensfreude des ruhmreichen Götterpaares zu Ende, denn der jüngste Sohn, der Gott des Feuers, ward geboren, und daran mußte Isanami sterben; und obwohl mit ihm noch der Gott der Metalle, die Göttin des Ackerlandes und die Göttin des Sumpflandes während der Todesqualen seiner Mutter erschaffen wurden, so vermochte diese doch die Geburt des Feuergottes nicht zu überleben und ward durch ihn verbrannt. So verschied sie und verbarg sich in tiefste Einsamkeit im Reiche der Bäume — in der Landschaft Kii, — wo sie bis auf den heutigen Tag durch Feste, Prozessionen, Tanz, Gesang und Blumenspenden verehrt wird. Von hier entwich sie in die Unterwelt.

Isanagi aber war durch den Verlust seiner Gemahlin heftig erzürnt; er ergriff sein Schwert und zerhieb seinen jüngsten Sohn, den Feuergott, durch den er sie verloren, in drei Stücke. Aus diesen Theilen aber entstanden drei neue Götter, der Gott der Wetterwolke, der Gott des Donners und der Gott des Blitzes.

Und nun stieg Isanagi aus Sehnsucht nach seiner vielgeliebten Isanami auch in das finstere Reich der Unterwelt hinab. Sie aber kam ihm als Geist entgegen, in derselben Gestalt, in der er sie zu sehen gewohnt war, und bat und flehete, er möge nicht versuchen, zu ihr zu kommen. Doch er ließ sich nicht warnen, er drang in die finstere Tiefe und verschaffte sich Licht, indem er durch Reiben eines Kammes einen Span anzündete. Mit diesem suchte er seine Isanami und — fand nur ihren verwesten Leichnam. Isanami, die ihm zürnte, weil er ihre Bitte nicht erfüllt hatte, ließ ihn nun durch acht gräuliche Weiber, denen die Wache der Unterwelt übertragen ist, fortjagen, und hart bedrängt mußte er fliehen. Doch wehrte er sich tapfer und hieb mit dem Schwerte hinter sich; auch warf er seine Perrücke

ab, die sich in Trauben verwandelte, und jenen Kamm, durch welchen er sich Licht verschafft, und dessen Zacken zu Bambussprossen wurden. Während nun die acht Weiber erst die Trauben und dann die Bambussprossen gierig verzehrten, entkam Isanagi glücklich aus der Unterwelt; auf der breiten Treppe aber, die von dort herauf führt, stand er still und rief Isanami zu, daß sie nun auf ewig von einander geschieden wären, und dies Gelöbniß beschwor er mit Eiden. Zugleich wälzte er einen ungeheuren Stein, den zu bewegen wohl tausend Menschenkräfte erforderlich wären, vor das Thor der Unterwelt und verwehrte so den Zugang derselben. Als Isanami dies gewahrte, drohte sie, daß nun täglich tausend Menschen durch sie sterben sollten, und darauf erwiderte Isanagi, daß dann eintausend fünfhundert Menschen geboren werden sollten. Mit diesem Ausspruch lief er fort, warf Stab und Kleider von sich und ging zu den Meerengen, welche das Binnenmeer Japans nach außen abschließen und seine Theile unter sich trennen. Hier suchte er die besten Stellen aus und badete, um die Verunreinigung zu tilgen, welche er aus der Unterwelt mitgebracht hatte, und in Folge dieses Bades entstanden verschiedene Götter, welche noch heute als Gottheiten des Meeres und Strandes in Japan hoch verehrt werden.

Nun aber faßte Isanagi den Entschluß, da seine göttlichen Werke vollbracht seien, sich zur Ruhe zu begeben. Er übertrug seinen drei Kindern Amaterasu, Tsukuyomi und Sosanoo die Herrschaft der ihnen übertragenen Gebiete. Sosanoo aber, der gewaltige Gott mit dem wallenden Barte, klagte und grollte ärger denn je und bat seinen Vater, ihn doch in die Unterwelt zu seiner Mutter zu senden; nur dort könne er Ruhe finden. Obgleich nun Isanagi darüber zürnte, gewährte er doch zuletzt seine Bitte und übertrug dem Tsukuyomi die Obhut der Meeresfluthen, die seitdem dem Monde gehorchen. Sosanoo aber, obwohl nun zufrieden gestellt, bat, noch eine kleine Weile bei seiner Schwester Amaterasu weilen zu dürfen. Auch diese Bitte ward ihm gewährt, und so stieg er vorerst in den Himmel hinauf.

Isanagi, der ruhmreiche Schöpfer und Gebieter der Erde, baute sich einen Tempel in Awaji, dann aber stieg auch er gen Himmel und wohnte von nun an in dem neuen, herrlichen Palaste den Sonnengöttin, seiner geliebten Tochter, der er durch weise Rathschläge nützte und helfend zur Seite stand.

Ukemotschi.

Zur Zeit, als der Feuergott Kagutsutschi geboren und von seinem Vater Isanagi in drei Stücke gehauen wurde, da entstanden aus seinem Blute noch die Gottheiten des Ackerlandes und der Felder. Von diesen stammte in gerader Linie die nahrungspendende Göttin Ukemotschi.

Amaterasu, welche auf ihres Vaters Geheiß die Welt beherrschte, hörte einst oben im Himmel, wo sie residirte, von dieser nahrungspendenden Göttin und beauftragte ihren Bruder, den Mondgott Tsukuyomi, sich auf die Erde zu begeben und der Sache nachzuforschen. Tsukuyomi folgte sofort dem Befehle und fand auch alsobald die Göttin Ukemotschi auf. Er begrüßte dieselbe und erbat sich von ihr Speise, um seinen Hunger zu stillen. Ukemotschi, hoch erfreut über die Gesandtschaft, willfahrte seinem Wunsche nur zu gern; sie wandte sich gegen das Meer, und siehe da, es fielen zu Tsukuyomi's großer Verwunderung viel große und kleine Fische aus ihrem Munde, Fische mit breiten oder schmalen Flossen. Dann aber richtete sie sich gegen die Berge und Wälder, und alsogleich kamen aus ihrem Munde mancherlei Thiere, mit Federn und Haaren bedeckt. Ukemotschi wandte sich nun gegen das ebene Feld, und da kam aus ihrem Munde Reis hervor. Ukemotschi bereitete nun die Speisen und ordnete sie auf hundert kleinen Tischchen vor Tsukuyomi an. Dieser aber war nicht im Stande, einen Bissen zu essen; er

hatte der Göttin Treiben beobachtet, und es ekelte ihn vor den Speisen, die aus ihrem Munde gekommen waren. Sein Zorn entbrannte. „Abscheulich," rief er, „welche verächtlichen Dinge sind dies? Wie kannst du wagen, mir so etwas vorzusetzen, und glauben, daß ich esse, was in so unreiner Weise aus deinem Munde hervorgegangen ist?" Ukemotschi war erschrocken; doch bevor sie noch ein Wort entgegnen konnte, hatte der Wütherich sie schon mit seinem scharfen Schwerte niedergehauen.

Tsukuyomi kehrte hierauf zum Himmel zurück und erzählte der Amaterasu den Verlauf seiner Sendung. Doch Amaterasu billigte sein grausames Verfahren durchaus nicht und war sehr erzürnt darüber. „Du bist ein Bösewicht," sprach sie zu ihm, „wir sind fortan geschieden!" Darauf blieb sie einen ganzen Tag und eine ganze Nacht fern von ihm und ließ ihn den Himmel nur dann erleuchten, wenn sie es nicht that.

Zur Ukemotschi aber sandte sie nun einen anderen Himmelsgott, den Wolkengebieter Amakumanouschi, der sich erkundigen sollte, ob der armen Erschlagenen nicht mehr zu helfen sei. Ukemotschi aber war inzwischen gestorben und es war ihr nicht zu helfen. Dem Himmelsgotte war es sehr leid, Amaterasu keine bessere Nachrichten bringen zu können; doch als er die erschlagene Ukemotschi genau betrachtete, da sah er Wunderdinge, die ihn nicht wenig in Erstaunen setzten. Oben aus ihrem Scheitel da entsproßte das Rind und das Pferd; auf ihren Augenbrauen da wuchs der Maulbeerbaum und das Seidengespinst; aus den Augenhöhlen kam koreanische Hirse hervor und auf der Stirn wuchs die eigentliche Hirse. Auf ihrem Bauche da sproßten der wunderbare goldährige Reis, die große Bohne, die kleine, rothe Bohne und die Gerste.

Von allen diesen merkwürdigen Dingen nahm Amakumanouschi eine Probe mit sich in den Himmel hinauf, um sie der Sonnengöttin Amaterasu zu zeigen. Diese war darüber hoch erfreut und sprach: „Das sind vortreffliche Dinge; sie sind köstliche Speise für das herrliche Geschlecht der lebenden Menschen,

das bislang nur grüne Kräuter aß.“ Doch auch der Himmel sollte Nutzen von der Entdeckung ziehen, denn Amaterasu ordnete an, daß dort der Reis angepflanzt würde, theilte die Felder ab und zog ihre Grenzen. Sie gründete Dörfer und gab ihnen Vorsteher, gerade so, wie es später ihre Nachkommen auf Erden thaten. Sofort ging es an die Bestellung der Reisfelder, und schon im nämlichen Herbste hingen auf den großen und kleinen Feldern der Himmelsebene von hochgewachsenen Halmen die schweren Ähren herab. Auf alle Hügel des Himmels aber pflanzte sie den Maulbeerbaum; sie nahm das Seidengespinst in den Mund und zog die feinen, glänzenden Fäden daraus hervor. Und wie sie sah, daß alles zu gedeihlichem Nutzen sich entfaltete, da ward auch die Erde mit allen diesen Dingen gesegnet. Amaterasu wurde die erste Lehrerin des Ackerbaues; sie bestimmte nach weiser Einsicht, daß der Reis auf den tiefer gelegenen Feldern zu bauen sei; die Hirse, die Gerste und alle Bohnenfrüchte sollten dafür auf die höher gelegenen Felder gepflanzt werden, wo sie vortrefflich gedeihen. Auch preist man sie als die Erfinderin der Kunst, die Seide zu spinnen und zu weben.

Seit jener Zeit aber wird Ukemotschi neben der Sonnengöttin Amaterasu auf Erden hoch geehrt, uud viele Tempel, die man zu ihrem Ruhm erbaut hat, künden dies noch heute. Sie beschirmt vornemlich den Reisbau und thut dies vereint mit ihrem treuen Diener, dem weißen Fuchs; denn während sie für das Gedeihen der Reispflanzen sorgt, verjagt dieser die schädlichen Mäuse und Ratten, die der Frucht nachstellen. Und deshalb findet man auch neben den Heiligthümern der Göttin aus Stein gehauene Füchse als Sinnbild ihrer Gemeinschaft. Besonders tritt diese Sitte zu Tage vor dem großen Tempel von Inari unweit der großen Stadt Kioto, und deshalb erhalten oft die Göttin Ukemotschi sammt ihrem Diener, der häufig auch als alter Mann den Menschen erscheint, den Namen Inari-Sama, das heißt Herrin oder Herr von Inari.

Amaterasu und Sosanoo.

Eine der Lieblingssagen der Japaner berichtet von einer lustigen theatralischen Aufführung in den Gefilden des Himmels, und keine geringere als Amaterasu selber war es, die — freilich sehr gegen ihre Absicht — die Veranlassung dazu gab. Die Sache, so erzählt man, trug sich folgendermaßen zu.

Als Sosanoo, der griesgrämige Gott, der später die Unterwelt beherrschen sollte, in Folge der Erlaubniß seines Vaters Isanagi vorher noch seine Schwester Amaterasu im Himmel besuchte, war diese bei seinem Anblicke sehr erschrocken. Sie kannte nur zu gut seine wilde Gemüthsart und war von Sorge erfüllt, daß er gekommen sei, ihr die Herrschaft zu entreißen. Daher rüstete sie sich zum Kampf und trat ihm muthig entgegen.

Sosanoo aber hatte augenblicklich durchaus keine bösen Absichten und kam zu seiner Schwester, der er aufrichtig zugethan war, mit der friedlichsten Gesinnung. Er versicherte ihr dies auch aufs feierlichste, doch Amaterasu mißtraute ihm und verlangte Beweise seiner Friedfertigkeit. „Nun wohl,“ sprach er, „so will ich augenblicklich aus den Edelsteinen deines Halsbandes Götter schaffen; sind es Weiber, so halte mich für schuldig, sind es aber Männer, so glaube mir und laß mich bei dir weilen!“ Amaterasu war es zufrieden, doch wollte sie nicht minder ihre göttliche Macht beweisen, und deßhalb sprach sie: „Gieb mir dein Schwert!“ Und als es Sosanoo ihr reichte, biß sie die Spitze davon ab, spie sie aus und hauchte in die Luft. Da entstanden drei liebliche Göttinnen, welche Amaterasu als Gottheiten der Flur auf die Insel Kiuschiu versetzte. Sosanoo sah das und lobte seine Schwester, doch alsobald nahm er die Schnur der Edelsteine zur Hand und biß von den einzelnen Steinen etwas ab, und wie er die Stückchen mit seinem Athem vermischt aushauchte, da entstanden zu Amaterasu's großer Freude fünf herrliche Götter. Alle erklärte Amaterasu für ihre Söhne,

da sie doch aus ihren Edelsteinen entstanden waren. Dem ältesten gab sie den Namen Oschihomi, dem zweiten den Namen Amenohohi; beide wurden nachmals hoch angesehen unter den Göttern, doch auch die anderen drei hielt Amaterasu als Kinder hoch in Ehren. Als nun Amaterasu den schlagenden Beweis dafür hatte, daß ihr Bruder Sosanoo Frieden mit ihr halten wollte, war sie beruhigt und bestellte mit ihm in Freude und Eintracht die Reisfelder des Himmels. Allein lange währte dies Glück nun doch nicht, denn Sosanoo konnte sein zänkisches Gemüth nicht verleugnen. Er wurde neidisch auf Amaterasu, weil ihre Felder, mochten sie liegen, wo sie wollten, auf der Höhe, in der Ebene, an den Flüssen oder nahe beim Palaste, immer überschwengliche Ernte brachten, während seine Felder bei anhaltendem Regen überschwemmt wurden und bei eintretender Dürre vertrockneten. Nun begann er allerhand tückische Streiche auszuüben, welche er ersann, um seine Schwester zu kränken. Er zerstörte muthwillig die Röhrenleitungen der Wasseranlagen, er verstopfte die Gräben und verrückte die Grenzen der Reisfelder der Amaterasu. Und nicht genug des Uebermuthes; er trieb im Herbste seine Pferde in die Felder, welche die köstliche Frucht abweideten. Alles dies aber verzieh ihm die gütige Göttin, seine Schwester, und hielt den Frieden aufrecht. Als er aber seine Tücke so weit trieb und ihren Palast besudelte, wodurch er sie zu Spott und Hohn brachte, als er endlich, damit noch nicht zufrieden, das herrliche gestreifte Füllen des Himmels, den Liebling aller Himmelsgötter, einfing, ihm unbarmherzig die Haut abzog und den Leichnam gerade in dem Augenblick in Amaterasu's Palast warf, als dieselbe die heilige Ceremonie des Fastens durchmachte, da verlor die Göttliche ihre langbewahrte Geduld. Still und emsig saß sie am Webestuhl, als der verunstaltete Kadaver durch ein Loch im Dache, das Sosanoo zu diesem Zwecke gemacht hatte, vor ihren Augen niederfiel. Sie erschrak darob so gewaltig, daß sie sich mit dem Webschiffchen, das sie in der Hand hatte, empfindlich verletzte. Tief gekränkt

stand sie auf und begab sich ohne weiteres in die tiefe Felsen-höhle des Himmels, deren Thor sie fest hinter sich verschloß. Nun war freilich guter Rath theuer, denn überall herrschte mit einem Male tiefe, schwarze Finsterniß; es gab keinen Unterschied mehr zwischen Tag und Nacht, böse Geister schwirrten unablässig umher, Himmel und Erde waren gleichmäßig in Dunkel gehüllt.

In Folge dieses schweren Schicksals aber versammelten sich an den Ufern des Himmelsstromes, den wir Erdenbewohner Milchstraße nennen, alle Himmelsgötter, um zu berathen, wie dem Elend ein Ende gemacht werden könne. Alle waren einig darüber, daß Amaterasu allein zu helfen im Stande sei, und darum mußte alles daran gesetzt werden, sie aus der Höhle herauszulocken. Um dies aber zu bewerkstelligen, beriethen sie einen Plan, zu dessen Ausführung die vielseitigsten Kräfte gehörten; indeß versprachen alle ihre Hülfe, und so ging man getrost ans Werk. Zuerst nahm Amenokoyane, ein Sohn des großen Himmelsgeistes, heilige Sakaki-Bäume*), die auf den Bergen des Himmels wuchsen, mit den Wurzeln heraus und pflanzte sie rings um die Höhle. An den stattlichsten dieser Bäume wurden hoch oben die Edelsteine des Himmels aufgehängt, köstliche Juwelen, die mit funkelndem Scheine herrlich leuchteten; in der Mitte desselben wollte man einen großen Metallspiegel in Form einer kreisrunden Scheibe befestigen, der in seiner glänzenden Schönheit der Sonne gleichen sollte. Um diesen Spiegel herzustellen, ward der Gott Ischikoridome, der Vorfahr aller Spiegelmacher, herbeigerufen; ihm wurde das Werk übertragen, und sofort stellte er mächtige Blasbälge aus Hirschfellen her und ging mit Eifer an die Arbeit. Doch war diese nicht so leicht, als man geglaubt hatte; denn obgleich das beste Metall, das die Bergwerke des Himmels zu liefern vermochten, zu dem Werke verwandt wurde, so mißlangen doch die beiden ersten Versuche

---

*) Die für den altjapanischen Ritus (Schinto) wichtige **Cleyera japonica.**

und erst der dritte Spiegel war fehlerfrei und von der Größe, wie man ihn haben wollte. Als dies geschehen, ließ der große Himmelsgeist von zwei Göttern Weihgeschenke verfertigen, ähnlich wie die Menschen sie an den heiligen Gohei oder mit Papier versehenen heiligen Stab hängen, der beim Gebete die Götter herbeiruft. Man nahm einen Papiermaulbeerbaum und pflanzte Hanf, und aus deren Fasern machte man ein feines weißes und ein gröberes blaues Gewand als Weihgeschenk für die Göttin, und beide wurden an die unteren Zweige des großen Sakakibaumes gehängt. Zwei andere Götter fällten Holz auf den Himmelsbergen, gruben Löcher und stellten Pfosten auf, um ein heiliges Haus zu bauen nebst einem kleinen, zierlichen und mit allerlei Schmuck versehenen Garten, auf dessen Thor man eine Anzahl Hähne setzte. Nun war alles vorbereitet; ehe man aber zu der Aufführung selber schritt, fing man einen Hirsch, riß ihm ein Schulterblatt aus und ließ ihn dann wieder laufen. Der Knochen ward dann auf einem Feuer aus Kirschbaumrinde erhitzt, und der gleichmäßige Sprung, den die Hitze hervorbrachte, ward als glückliche Vorbedeutung erkannt. Nun stand dem Beginne nichts mehr im Wege; Amenohoyane, von einem anderen Gotte begleitet, trat mit dem großen Sakakibaume, an dem oben die Edelsteine, zu einem kunstvollen Armbande vereint, an dem in der Mitte der Spiegel und unten das Weihgeschenk hingen, vor die Höhle, während er eine feierliche Anrede an die Göttin Amaterasu hielt. Zugleich trat der Gott Tajikarao, der so stark ist, daß ihm im Himmel und auf Erden Niemand gleich kommt, dicht an den Eingang der Höhle heran, in welcher die Sonnengottheit sich verborgen hielt. Als aber diese nach jener Rede sich noch nicht zu zeigen Miene machte, begann die eigentliche Feier. Die schöne Göttin Uzume leitete die Tänze und Gesänge. Sie selbst blies eine Bambusflöte, während andere musizirende Götter sie begleiteten und mit lautem Schalle Holzstäbe gegen einander schlugen. Ein Gott, Amenokamato, stellte sechs Bogen mit den Sehnen nach oben neben einander und sein Sohn zog auf denselben Rohr

und Gras hin und her, so daß ein Saiteninstrument entstand. Uzume selbst, die schöne Tänzerin, war phantastisch geschmückt; ihr Kopfputz bestand aus langem Baummoos und ihre weiten Aermel waren kreuzweis mit Bändern festgebunden, wie es noch heute die Japanerinnen thun, wenn sie irgend welche Arbeiten verrichten. Sie hielt Blätter von wildem Bambus in der Hand und schwenkte einen Speer, der mit dem schönen Sonnengrase umwunden und mit Schellen behängt war. Man hatte ihr einen großen umgekehrten Bottich hingestellt, auf dem sie ihren Tanz ausführte, während rings umher riesige Feuer entzündet wurden, um der Finsterniß nach Möglichkeit abzuhelfen, bei deren Auflohen alle Hähne laut zu krähen begannen, als wollte der Tag anbrechen. Immer wilder ward der Tanz; Uzume machte hohe Sprünge und stampfte den Bottich mit ihren Füßen gleich einer Trommel. Dabei sang sie den heiligen Spruch der Japaner, der aus nichts anderem besteht, als aus der Zahlenreihe

eins, zwei, drei, vier,
fünf, sechs und sieben,
acht, neun und zehn,
hundert, tausend, zehntausend.

Als sie aber an die Zahlen hundert und tausend kam, brachte sie eines der in Japan so beliebten Wortspiele an und entblößte erst ihre Schenkel und dann ihre Brust; die Wörter für diese Körpertheile sind nämlich dieselben, wie die für hundert und tausend. Als die Götter dies gewahrten, brachen sie in ein so laut schallendes Gelächter aus, daß der ganze Himmel davon erschüttert wurde.

Amaterasu in ihrer stillen Höhle hörte voll Verwunderung dies Gelächter; sie hatte allerdings die Hähne krähen hören, hatte den Reden und der Musik gelauscht, aber keine Lust gehabt, nachzuforschen, was das bedeute. Jetzt aber, da sie den Himmel vom Gelächter der Götter erzittern fühlte, da öffnete sie das Felsenthor der Höhle ein wenig und sprach zu sich: „Was ist

das? Ich glaubte, Himmel und Erde wären dunkel, und nun ist eine Helle ringsumher, Uzume tanzt und alle Götter lachen — was bedeutet das?“ Uzume aber, die der Göttin Worte hörte, entgegnete rasch: „Freilich tanze ich; ich tanze und alle anderen Götter lachen, weil hier eine Göttin ist, die deinen Ruhm verdunkelt.“ Und während Uzume dies sagte, traten Amenokoyane und sein Begleiter vor und schoben der Amaterasu den großen runden Spiegel hin, in dessen glatter Fläche sich nun ihr eigener Glanz so wiederspiegelte, daß die Göttin höchst verwundert das Felsenthor noch etwas weiter öffnete. Da trat sofort der starke Gott Tajikarao herzu und zwängte sich zwischen das Felsenthor und die Wand der Höhle, und im Nu war das ganze gewaltige Thor entfernt. Dann ergriff er die Hand der Sonnengöttin und zog sie vollends hervor, und nun strahlte alles wieder in glänzendem, natürlichem Sonnenscheine. Zwei andere Götter aber, welche fürchteten, Amaterasu könne sich eines anderen besinnen und in die Felsenhöhle zurückkehren, zogen flugs ein bannendes Strohseil vor die Höhle und riefen: „O mögest du nie wieder hineingehen!“

Sosanoo aber, der so viel Unheil im Himmel angerichtet hatte, mußte sich einer großen Buße und Reinigung unterziehen, wobei man ihm die Haare und die Nägel an Händen und Füßen abschnitt. Dann wurde er verbannt, und obwohl es stark regnete, so daß er sich einen Schirmhut und einen Regenmantel aus Huflattichblättern machen mußte, wollte ihn doch keiner von allen Göttern bei sich aufnehmen und ihm Obdach geben. Amaterasu jedoch, die stets gütige, verzieh ihm alle seine Unthaten und entließ ihn versöhnt, aber auf immerdar aus den Himmelsgefielden.

Hosanoo und Inada.

Hosanoo konnte sich noch immer nicht entschließen, in das Reich der Unterwelt, das er sich doch nach freier Wahl von seinem Vater als Wohnsitz erbeten, einzukehren, und so stieg er zunächst auf die Erde nieder, nachdem ihm in Folge seiner Vergehen der Himmel verschlossen war. Hier auf Erden dachte er noch einige Zeit zu verweilen; er durchstreifte Korea, wo er indessen nicht bleiben mochte, und kam nach Idzumo, das an der Nordküste des westlichen Japan liegt. Hier ging er am Ufer des Sonnenflusses hinauf, und als sein Blick die Wasserfläche streifte, da sah er zwei Eßstäbchen daher schwimmen. „Ah," rief er aus, „da, woher ihr kommt, müssen auch Leute wohnen!" Und als er so gesprochen, ging er raschen Schrittes weiter, denn er war neugierig, zu erfahren, wer hier hauste. So wanderte er fort und fort und hörte endlich ein lautes Weinen und Wehklagen. Er stutzte, horchte und ging eilig nach der Gegend hin, woher die Jammertöne kamen, und wie er in eine Thalschlucht einbog, da sah er einen Greis mit seiner Gattin, zwischen denen ein wunderschönes Mädchen saß, das bitterlich weinte und schluchzte. Er vernahm, wie die beiden alten Leute das Mädchen vergebens zu trösten versuchten, und wie sie selbst immer wieder in laute Klagetöne ausbrachen. Eilig trat er herzu und fragte nach dem Grunde ihrer Klagen.

„Ich bin Aschinadzutschi, der Gott dieses Landes," sprach der Greis. Er hatte sich erhoben und grüßte mit tiefer Verbeugung den Fremdling; dann fuhr er fort: „Friedlich pflege ich mit den meinen des Reisbaues, und es bliebe uns nichts zu wünschen übrig, wenn wir nicht von einer furchtbaren, unbeschreiblich grausamen Plage heimgesucht wären. Sieben Töchter, welche mir diese meine Frau schenkte, sind bereits von einem gewaltigen Seeungeheuer verschlungen. Das Ungethüm kam daher, wenn meine Töchter gerade in der Blüthe ihrer Schönheit standen,

doch es kannte kein Erbarmen, es kümmerte sich nicht um unser Wehgeschrei, sondern verschlang sie. Nun haben wir nur noch unsere letzte Tochter, unsere schöne und gute Inada, und auch diese wird das Ungeheuer uns rauben, wir wissen es nur zu wohl, und deshalb klagen und weinen wir mit unserem lieben Kinde."

Sosanoo war über die Maßen erstaunt, als er die Leidensgeschichte des Greises hörte. Er erkundigte sich umständlich nach dem Ungeheuer, das so viel Leid verursachte, und erfuhr, daß dasselbe ein fürchterlicher Drache mit acht Köpfen sei, dessen glühende Augen weithin leuchteten und so roth wie rothe Beeren wären. Sein Rücken sei mit förmlichen Wäldern bewachsen und sein Bauch sei blutroth und stets mit Blut besudelt, das ganze Ungethüm aber so lang wie eine Thalwindung.

Jetzt gab sich Sosanoo zu erkennen und versprach den Aermsten Hülfe in ihrer Noth. Zugleich aber bat er den Greis und seine Gattin, ihm die schöne Inada zur Frau zu geben, im Fall es ihm gelingen sollte, dieselbe aus den Klauen des Drachen zu erretten. Mit tausend Freuden versprachen dies die alten Leute, und auch Inada war es zufrieden. Nachdem nun Sosanoo ein Weilchen über die Sache nachgedacht hatte, gebot er den Eltern, eine große Menge Sake zu bereiten, das ist feuriger Wein, den die Japaner aus Reis herstellen. Er selbst baute acht Zimmer, die er oben offen ließ, und in jedes derselben stellte er einen großen Bottich mit Sake. Als nun das Ungeheuer im Anzuge war, da zog er rasch Frauenkleider an und stellte sich so, daß sein Spiegelbild auf dem ersten Bottich zu sehen war. Der gierige Drache sah den Schatten und stürzte sich sofort auf den Bottich, da er glaubte, der Schatten sei die Jungfrau selbst. Blindlings leerte er den Bottich voll Sake, und als er empor sah, da schwebte der Schatten auf dem zweiten Bottich, und ebenso rasch und gefräßig fiel das Ungeheuer über diesen her. Und wie auch der geleert war, so ging es an alle die übrigen, aller Sake ward verschlungen, und ganz wie Sosanoo es sich gedacht, so kam es. Als der Drache den achten und letzten Bottich

geleert hatte, fiel er betrunken zur Erde, schlief ein und rührte kein Glied. Jetzt trat Sosanoo hervor, zog sein Schwert und hieb mit kräftiger Hand dem Unhold alle seine Köpfe ab und zerschnitt den mächtigen Körper. Als er aber den Schwanz durchhauen wollte, da ward sein gutes Schwert schartig; er verwunderte sich sehr darüber, denn das war ihm noch nie geschehen. Als er aber der Ursache nachforschte, da entdeckte er in dem Schwanze des Drachen ein Schwert, das ungleich besser als das seinige war. Er nannte es das Wolkenschwert, weil der Drache stets mit dickem Gewölk umgeben war, und sandte es zu fernerer Sühne an seine Schwester Amaterasu in den Himmel hinauf zum Geschenk. Diese hielt das wunderbare Schwert hoch in Ehren und gab es später ihrem Enkel, dem Urahn der Mikados, mit auf die Erde hinunter. Alsdann ist es mit den übrigen Schätzen der Mikados von einem auf den anderen übergegangen, und viele große Heldenthaten sind mit ihm verrichtet, insbesondre durch den berühmten Kaisersohn Yamatodake, durch den es den Namen Grasmäher erhielt, wie die Sage von diesem Helden berichtet.

Nachdem Sosanoo die schöne Inada, ihre Eltern und das ganze Land von dem gräulichen Drachen befreit hatte, da bekam er zur Belohnung, wie ihm versprochen war, Inada zur Gemahlin. Er errichtete ein Haus in Idzumo und machte auf seinen Sieg über den Drachen und seine Vermählung das älteste Gedicht, das man in Japan kennt, daher man ihn als Erfinder der Dichtkunst preist. Auch lebte er mit Inada glücklich und vergnügt und bereute es nie, noch eine Weile auf der Erde geblieben zu sein. Sein und der Inada Sohn aber wurde der Ahn eines Herrschergeschlechtes, dessen berühmtester Sprößling, Ookuninuschi, sich rühmen konnte, Sosanoos Urenkel zu sein.

Itakeru.

Als Sosanoo gezwungen ward, den Himmel zu verlassen, so erzählt eine der zahlreichen Sagen von diesem Heldengotte, ward er von seinem Sohne Itakeru und zwei Töchtern begleitet. Diese Töchter Sosanoo's bescherten der Erde viel Pflanzensamen; Itakeru aber blieb nicht hinter ihnen zurück. Er verschmähte es ebenso wie sein Vater an den Gestaden Chinas oder Koreas zu bleiben, und ging ebenfalls nach Japan, dem schönen Reiche der acht Inseln. Nun bat er seinen Vater, hier allerlei Samen ausstreuen zu dürfen, und als er die Erlaubniß dazu bekam, da streuete er segenbringende Saatkörner rings umher auf dem Wege, den er zog. Zuerst besäete er die schöne Insel Kiuschiu und so alle übrigen Inseln von ganz Japan, und es gab bald in dem ganzen Reiche keinen Ort, der nicht grünte und blühete. Selbst die Berge prangten in frischem Grüne der verschiedensten Gräser und Kräuter. Darum bekam Itakeru den Beinamen des verdienstvollen Gottes. Seinen Wohnsitz aber nahm er in dem Lande der Bäume, in der Landschaft Kii, wo er noch jetzt hochverehrt wird. Sosanoo, der sich seiner Kinder freute, wollte indeß nicht hinter ihnen zurückbleiben, er ergänzte das Werk und schuf aus Haaren, die er sich ausraufte, den köstlichen Kampferbaum und die schlanke hohe Sugi, die japanische Cypresse. „Das übrige Land," so sagte er, „hat Gold und Silber, Japan aber hat von diesen Schätzen wenig oder nichts, deshalb soll es sich Schiffe bauen, damit es sich holen kann, was ihm fehlt und was es sich wünscht. Darum schenke ich ihm den Kampferbaum und die Cypresse, damit es gutes Holz zum Schiffsbau habe." Ebenso schuf er den Sonnenbaum zum Hausbau, den Makibaum zu Särgen und achtzig der köstlichsten Fruchtbäume zur Speise für die Menschen. Dann aber überließ er seinem Sohne Itakeru und dessen Schwestern gänzlich die Sorge um das Land, er selbst

aber begab sich auf den Gipfel des Wolkenberges, Kumanasu, von wo er schließlich in sein eigentliches Reich, in das Reich der Unterwelt, einzog.

Ookuninuschi.

Der Urenkel Sosanoo's, der außer dem Namen Ookuninuschi, das heißt Landesherr, in der Folge durch seine ruhmreichen Thaten noch viele andere Namen erwarb, insonderheit den des Berühmten und den des Gottes der vielen Lanzen, hatte achtzig Brüder. Diese Brüder hatten andere Mütter als Ookuninuschi, und als sie merkten, daß dieser mehr Witz und Verstand und Muth hatte als sie alle mit einander, da warfen sie einen grimmigen Haß auf Ookuninuschi und unterdrückten ihn soviel sie nur konnten. Der arme Junge hatte dadurch eine traurige Kindheit und Jugend, und so sehr sich auch seine Mutter darüber betrübte, so konnte sie doch nichts an diesen schlimmen Verhältnissen ändern und mußte es schließlich erleben, daß ihr Sohn, der doch gleich berechtigt mit seinen Brüdern war, diesen Packträgerdienste verrichten mußte.

Einst verbreitete sich das Gerücht, daß in der Landschaft Inaba eine unvergleichlich schöne Prinzessin wohne, und als dasselbe zu den Ohren der achtzig Brüder kam, da beschlossen sie sogleich auszuziehen und um sie zu werben. Sie rüsteten sich prächtig und zogen fort; Ookuninuschi aber wurde beordert, das Gepäck zu tragen, und so schleppte er sich in weiter Ferne mühevoll hinter seinen Brüdern drein. Er hätte gleichfalls gern um die schöne Prinzessin Yakami — das war ihr Name — gefreit, doch daran war ja nicht zu denken, und so zog er traurig seines Weges hin.

Als die achtzig Prinzen ihrerseits vergnügt und lustig vorwärts schritten und zum Vorgebirg des Nordens kamen, sahen

sie einen Hasen am Wege liegen, über dessen Anblick sie sich alle sehr belustigten, denn dieser Hase war gänzlich nackt, alle Haare waren ihm geraubt, und so lag das arme Thier wehklagend da. Der Hase sah sofort, daß die achtzig stolzen Ritter mächtige Götter waren, und deshalb rief er sie um Hülfe an. Doch sie waren dem armen Hasen nicht wohlgesinnt und riethen ihm in ihrem Muthwillen, sich im Meere zu baden und dann flink auf den Berg hinaufzulaufen und sich rasch im Winde zu trocknen, dann würde sein Haar wieder wachsen. Der Hase bedankte sich für den Rath und befolgte ihn gleich, während die achtzig Götter schadenfroh lachend ihres Weges zogen. Als nun der Hase sein Bad genommen hatte, und der Wind ihn allgemach trocknete, da merkte er bald, daß er angeführt war, denn das Salzwasser zerriß ihm seine nackte Haut und machte ihm grimmige Schmerzen. Das arme Thier weinte bitterlich und klagte unaufhörlich über die Pein, die es erdulden mußte, und in diesem Zustande traf es Ookuninuschi, der keuchend unter seiner Last daher kam. Als er den Hasen erblickte, warf er seine vielen großen Gepäckstücke von den Schultern und fragte ihn, wie er in diesen jämmerlichen Zustand gerathen sei. „Ach,“ klagte der Hase, „es ist mir übel ergangen, und es ist eine lange Geschichte; ich will sie dir erzählen, komm, setz dich zu mir!“ Das that Ookuninuschi, und der Hase erzählte: „Ich war drüben auf der Insel Oki und wollte gern hierher nach Japan; aber wie sollte ich dies machen? ich hatte kein Mittel, über das Meer zu gelangen. So mußte ich zur List meine Zuflucht nehmen, und deshalb ging ich zu den Meerdrachen und sprach zu ihnen: welches Geschlecht ist wohl zahlreicher, das eure oder das meine? ich möchte es wohl wissen. Als ich diese Frage an sie gerichtet, wurden sie neugierig und berathschlagten, wie dies wohl auszukundschaften sei. Ich aber sagte: kommt alle zusammen und legt euch eng bei einander, doch so, daß der Rücken aus dem Wasser steht; dann will ich über euch fortlaufen und euch zählen, und wenn ich das gethan habe, so bringe ich meine ganze Sippe ans Ufer, und dann wird

auch die gezählt. Gesagt, gethan; den Meerdrachen gefiel der Rath, und da sie doch gern die Ueberzahl haben wollten, so trieben sie all ihr Volk zusammen, und das waren so viele, daß eine förmliche Brücke von der Insel Oki bis hierher entstand. Voller Freude sah ich, daß, ganz wie ich es mir gewünscht, alle Rücken der Meerdrachen aus dem Wasser hervorstanden, und so lief ich trocknen Fußes über sie hinweg und kam glücklich hier an. Natürlich hatte ich bei meinem Laufe laut gezählt, damit sie nichts merken sollten; doch als ich hier ans Land sprang, da war ich so unvorsichtig, sofort zu rufen: ihr seid angeführt, ich wollte nur auf euren Rücken hierher gelangen! Kaum hatte ich dies gesagt, so packte mich der letzte Drache und riß mir mein Kleid vom Leibe. Nun war ich übel daran und wußte mir nicht zu helfen. Ich klagte laut, als gerade deine Brüder vorüberzogen. Diese sahen mich und gaben mir den bösen Rath, mich im Meere zu baden und schnell im Winde zu trocknen. Ich that es, und nun ist mein ganzer Leib wund. Sieh, da hast du meine ganze Geschichte." Ookuninuschi beklagte den Hasen sehr und war im Herzen aufgebracht über seine schlechten Brüder, doch sagte er nur: „Lauf, armer Bursch, und bade dich rasch im Flusse, und darauf wälze dich auf den weichen Schilfblumen umher, dann wirst du dich gleich besser fühlen." Der Hase befolgte auch diesen Rath und ward nicht nur hergestellt, sondern er bekam auch sein schönes schneeweißes Haar wieder. Nun sah Ookuninuschi, daß es kein geringerer als der Hasengott von Inaba war, dem er durch guten Rath geholfen hatte, und er war doppelt froh, dies gethan zu haben. Der Hase aber kam auf ihn zu, dankte ihm und sprach: „Auf keinen Fall soll einer deiner Brüder die Hand der schönen Prinzessin Yakami erlangen, sondern du allein sollst sie haben. Wenn du auch jetzt die Bündel deiner Brüder trägst, so bist du doch würdiger, der Gemahl dieser Prinzessin zu werden; sei ohne Furcht und Sorge, ich will dir helfen und dir für deine Güte gegen mich danken."

Und der Hasengott hielt Wort, denn kaum war Ookuni-

nuschi am Hofe der Prinzessin angelangt, so verwarf sie alle seine Brüder und erklärte, nur ihn zum Gemahle nehmen zu wollen. Seine Brüder erstaunten über diesen Ausspruch nicht wenig, da aber die Prinzessin dabei verblieb, so suchten sie in ihrem Aerger die Hochzeit auf alle mögliche Weise zu vereiteln. Sie schmiedeten fortwährend Rachepläne und kamen zuletzt überein, Ookuninuschi zu tödten. Um dies zu bewerkstelligen, suchten sie ihn durch Freundlichkeit zu täuschen und baten ihn, mit ihnen einen Jagdzug auf einen riesigen rothen Eber zu machen, der oben auf dem steilen Berge Tema hause. Sie alle wollten den Eber treiben, so sagten die bösen Brüder, und er, Ookuninuschi, sollte ihn dann erlegen und tödten. Ookuninuschi war mit allem einverstanden, und während seine achtzig Brüder oben auf dem Berge, wie er meinte, den Eber trieben, wartete er unten geduldig auf das Ungethüm, um es erlegen. Die achtzig Brüder lachten indessen über seine Einfalt und machten einen großen Felsblock, der die Gestalt eines Ebers hatte, rothglühend und wälzten ihn den steilen Berg hinab. Ookuninuschi, nichts ahnend, trat ihm entgegen und ward jämmerlich verbrannt. Seine Brüder aber frohlockten über den Ausgang und gingen fort, ohne sich um seinen Leichnam zu bekümmern. Und so wäre Ookuninuschi für immer verloren gewesen, wenn ihm nicht durch seine Mutter Hülfe geworden wäre. Diese war ihm aber gefolgt, weil sie die bösen Anschläge seiner Brüder vermuthete und deshalb stets in Sorge um ihn war. Jetzt kam sie eilig herzu und fand ihren Sohn verbrannt. Diese Unthat der achtzig Brüder aber schrie gen Himmel, und Ookuninuschi's Mutter begab sich, da sie keine andere Hülfe wußte, sofort hinauf zu den Göttern droben und flehte ihr Mitleid mit dem schmählich Gemordeten an. Die Himmelsgötter erhörten auch ihr Flehen und und schickten sogleich zwei wunderthätige Göttinnen hinab, die Kisagai und die Umugi, welche beide Muscheln rösteten und eine Brühe daraus verfertigten, zu welcher sie Muttermilch zusetzten. Mit dieser Brühe machten sie den verbrannten Ookuninuschi wieder lebendig, und er war nicht allein gesund und frisch, sondern auch so schön wie zuvor.

Die verrätherischen Brüder aber waren sehr verwundert, als sie Ookuninuschi wieder sahen, und erzürnten sich so sehr über seine Errettung, daß sie auf neue Tücke verfielen. Sie beriethen sich miteinander und fällten einen großen Baum; den sperrten sie mit einem dicken, langen Keil aus einander und steckten dann einen scharfen Pfeil hinein. Nun beredeten sie Ookuninuschi mit heuchlerischen Worten, in den Spalt zu kriechen, und als der Unbesonnene dies that, da zogen sie den Keil heraus, Ookuninuschi wurde geklemmt und von dem Pfeile, welcher ihn durch und durch spießte, unbarmherzig getödtet. Abermals fand ihn seine Mutter; sie zog ihn aus dem Baume hervor und machte ihn auch diesmal wieder lebendig. Aber traurig sagte sie: „Wenn du noch länger hier verweilst, so werden deine Brüder immer neue Tücke ersinnen, und schließlich werden sie dich trotz meiner Fürsorge zu Grunde richten. Deshalb geh in das Land der Bäume, Kii, wo du dich im Walde verbergen kannst."

Ookuninuschi folgte freilich diesem guten Rathe, doch stellten auch hier seine Brüder ihm nach, und nur mit Mühe schützte er sich vor ihren Pfeilen, da er sich hinter den Bäumen verstecken konnte. Da nun seine Mutter einsah, daß er auch hier auf die Dauer nicht sicher war, so beredete sie ihn, in die Unterwelt zu seinem Ahn Sosanoo zu ziehen, der ihm Rath und Hülfe geben würde. So ungern auch Ookuninuschi diesen Rath befolgte, denn es wurde ihm schwer, sich von seiner geliebten Prinzessin Yakami zu trennen, sah er doch wohl ein, daß es das beste sei, der Weisung seiner Mutter zu folgen, und so machte er sich sogleich auf den Weg in die Unterwelt. Als er hinabgestiegen war, traf er zu seinem großen Glücke Suserihime, die Tochter Sosanoo's. Diese war sehr erschrocken, als sie den Prinzen sah, denn sie wußte, daß mit ihrem Vater schlecht zu spaßen war. „Du bist verloren," sprach sie, „wenn er dich unvorbereitet sieht; deshalb will ich dich vorerst verbergen." Dies that sie denn auch, und weil er so schön und stattlich war, vermählte sie sich mit ihm und hoffte, daß er nun einen besseren Empfang bei ihrem

Vater haben würde. So ging sie getrost zu diesem hin und kündigte den Besuch des Verwandten an. Sosanoo aber war sehr erzürnt, als er davon hörte; er gab ihm Schimpfnamen und sperrte ihn in der ersten Nacht in die Schlangenkammer. In dieser Kammer hausten giftige, bösartige Schlangen, die Jedermann zu tödten pflegten, der ihnen nahe kam. Suserihime, die hörte, daß ihr Gemahl in dieser gräßlichen Kammer schlafen sollte, gab ihm rasch einen Zaubergürtel gegen die Schlangen mit, und so kam er zu großer Verwunderung Sosanoos am anderen Morgen frisch und wohlgemuth wieder zum Vorschein. Aber noch war der grimme Sosanoo nicht besänftigt, sondern er steckte Dokuninuschi für die nächste Nacht abermals in eine unheimliche Kammer, in welcher allerhand giftiges Gewürm, Vielfüßer und Wespen hausten. Auch hier wäre er unrettbar verloren gewesen, wenn ihm nicht Suserihime einen neuen Zaubergürtel mitgegeben hätte, der ihn abermals schützte.

Jetzt aber machte Sosanoo, der immer noch nicht zufrieden mit seinem Verwandten war, eine dritte Probe. Er schoß einen stumpfen summenden Pfeil ab bis in ein sumpfiges, rings von Dornhecken umgebenes Feld und befahl Dokuninuschi, denselben zurückzuholen. Als dieser aber seinem Befehle gehorchte und sich auf dem eingehegten Felde befand, da zündete Sosanoo rings umher ein gewaltiges Feuer an, dessen Riesenflammen hoch aufschlugen. Dokuninuschi, der keinen Ausweg sah, sich aus dieser Gefahr zu erretten, gab sich schon verloren, als er zu seinen Füßen eine Ratte erblickte; er bückte sich zu dem Thierchen hinab und vernahm deutlich, wie es sagte: „Da innen ist es ganz hohl, der Zugang ist aber ganz eng." Dokuninuschi begriff sofort, was die Ratte damit ihm kundthun wollte; er trat fest auf den Boden und stürzte auch sofort unter die Erde, wo er sich so lange verborgen hielt, bis die Flammen erloschen. Die gute Ratte aber brachte ihm noch den Pfeil, und alle ihre Kleinen brachten die Federn desselben herzu, so daß nichts daran fehlte.

Als nun Suserihime, seine Frau, die keine Ahnung von

dem ganzen Vorgange hatte, die riesigen Flammen sah und hörte, daß Dokuninuschi mitten darin stecke, da gab sie ihn verloren; sie weinte, klagte laut und legte Trauergewänder an. Sosanoo, ihr Vater, war auch davon überzeugt, daß Dokuninuschi todt sein müsse, und deshalb ging er mit seiner Tochter nach der Stelle hin, wo das Feuer eben ausgebrannt war. Aber zu beider Erstaunen trat ihnen Dokuninuschi ganz gesund und unversehrt entgegen und überreichte Sosanoo seinen Pfeil.

Nun hatte dieser endlich Achtung vor seinem Schwiegersohne und führte ihn in seinen acht Klafter breiten Prunksaal. Dokuninuschi war über die Gnade hoch erfreut; doch Sosanoo ließ ihn nicht müßig da sitzen, sondern befahl ihm, derweil er selbst sich zur Ruhe legte, ihn zu lausen. Dokuninuschi folgte dem Befehle, aber als er seine Arbeit beginnen wollte, sah er auf Sosanoos Kopfe giftige Vielfüßer umherkriechen. Als er dies bemerkte und rathlos aufblickte, da reichte ihm die wachsame Suserihime unschuldige Beeren und rothe Erde. Als nun Dokuninuschi beides kaute und ausspie, da glaubte Sosanoo, sein Schwiegersohn zerbisse die Vielfüßer, und nun ward er ihm vollends gewogen, denn er sah seinen Muth und seine Unerschrockenheit. In diesem Glauben schlief er fest ein, und als Dokuninuschi sich davon überzeugt hatte, stand er sachte auf, nahm Sosanoo's Haar und band es an alle Pfosten und Balken des Saales fest. Dann ging er hinaus, verschloß die Thür mit einem Felsblock, den fünfhundert Menschen kaum hätten heben können, und lief davon. Vorerst nahm er aber noch seine Frau auf den Rücken und Sosanoo's Schwert, Bogen und Pfeile in die Hand; auch nahm er noch den göttlichen Koto*) seines Schwiegervaters mit. So bepackt und ausgerüstet, lief er fort und fort durch die Gefilde der Unterwelt; doch der Koto sollte ihn verrathen, er stieß damit gegen einen Baum, und das große Saiteninstrument erdröhnte darob so stark, daß die ganze Erde bebte. Sosanoo erwachte

*) Saiteninstrument, s. S. 56.

davon und fuhr so kräftig aus seinem Schlafe in die Höhe, daß das ganze Haus sammt dem großen Saale zusammenbrach. Da konnte freilich der Felsblock vor der Thür nicht mehr helfen, und Sosanoo wäre sicher sofort den Flüchtlingen nachgesprungen, wenn ihn nicht das Anbinden seiner Haare gehindert hätte. Nun mußte er erst dieselben von jedem einzelnen Balken und Pfosten loslösen, und das erforderte so lange Zeit, daß Dokuninuschi einen bedeutenden Vorsprung erhielt. Als Sosanoo endlich aus den Trümmern seines Hauses heraustrat und die Verfolgung begann, da sah er Dokuninuschi in weiter Ferne den Fluß, welcher die Unterwelt abschließt, durchschreiten, und als er sah, wie er gleich darauf die große Treppe zur Oberwelt hinanklomm, da rief er ihm mit lauter Stimme nach: „Trotzdem du mich überlistet, Dokuninuschi, bin ich dir gewogen, denn du hast Muth und Verstand. So zieh denn hin und bekriege mit dem guten Schwerte, das du mitgenommen, mit dem Bogen und den Pfeilen deine Brüder so lange, bis sie die Unterwelt-treppe herunter laufen müssen und in meinen Grenzfluß gerathen. Dann wirst du, Schelm, Gebieter des Landes Japan werden; meine Tochter mache zu deiner ersten Gemahlin und baue dir ein Wohnhaus am Fuße des Uka-Berges."

Dokuninuschi hörte die Worte Sosanoo's und vergaß sie nie. Mit dem wunderbaren Schwerte und den Pfeilen ging er seinen verrätherischen Brüdern zu Leibe und jagte sie schließlich in den Fluß der Unterwelt.

Nun begann er sein Reich einzurichten und machte die Prinzessin Yakami zu seiner zweiten Gemahlin. Suserihime aber ward darüber sehr aufgebracht und so eifersüchtig, daß es Yakami für gerathen hielt, das Feld zu räumen; sie ließ ihr Söhnchen zurück und kehrte in ihr Reich Inaba heim. Dokuninuschi ließ sie freilich ziehen, doch kümmerte er sich um Suserihime's Eifersucht sehr wenig, sondern zog aus, um sich eine andere Frau zu holen. Zu diesem Zwecke ging er ins Land Koschi, das weit im Norden liegt. Hier wollte er um die Prinzessin Nunakawa

werben und langte auch glücklich vor deren Palaste an. Es war zur Nachtzeit, und da er vor Sehnsucht brannte, sich mit der Prinzessin ins Einvernehmen zu setzen, so sang er vor der Thür des Palastes ein rührendes Liebeslied. Die Prinzessin hörte es und sang nun ihrerseits ein Lied, in dem sie ihm antwortete und Hoffnung auf ihre Hand gab. Dokuninuschi freute sich darüber sehr, doch mußte er sich bis zum nächsten Morgen gedulden, wo dann auch die Hochzeit gefeiert wurde.

Als er mit dieser Gemahlin heimkehrte, erwachte aufs neue Suserihime's Eifersucht und zwar dergestalt, daß sie Dokuninuschi sehr lästig fiel, und so beschloß er, sich von Suserihime zu trennen, von Idzumo fortzuziehen und sich in die Landschaft Yamato zu begeben. Suserihime sah dem gleichmüthig entgegen; als aber ihr Gatte nun wirklich Abschied nahm, die Hand auf den Sattel legte und den Fuß schon in den Steigbügel setzte, da überkam es ihn doch wie Wehmuth, und er sang Suserihime noch einmal ein Abschiedslied. Er sagte darin, wenn sie jetzt auch gegen ihn gleichgültig thue, so werde doch bald die Zeit kommen, wo sie ihn entbehren und über seinen Verlust klagen würde. Dies Lied rührte Suserihime so sehr, daß sie gleich darauf mit einer Schale Sake*) aus dem Hause trat; sie reichte ihrem Gatten diese zum Zeichen, daß sie sich auf immerdar versöhnen wollten. Auch bat sie ihn wegen ihrer Eifersucht um Verzeihung und gelobte, dieselbe abzulegen. Man sagt, sie habe die Sakeschale, aus der sie den Versöhnungstrank getrunken, in ihrem Gemache aufgehängt, und jedesmal, wenn ihre alte Eifersucht zurückkehren wollte, brauchte sie nur einen Blick auf die Schale zu werfen, und ihre guten Vorsätze kehrten wieder.

Nun heiratete Dokuninuschi in der Folge noch eine der Göttinnen, welche Amaterasu bei Gelegenheit des Wettstreites mit Sosanoo geschaffen und auf die Erde gesandt hatte, und von dieser stammt Ajischiki, der schönste der Söhne Dokuninuschi's, und eine

*) Reiswein.

ebenfalls durch Schönheit hochberühmte Tochter Schitateru. Da er noch andre Göttinnen zu seinen Gemahlinnen machte, so bekam er noch viele Landesgottheiten zu Kindern, und eine lange Reihe edler Geschlechter stammt von Dokuminuschi ab.

Als er aber dem ferneren Rathe Sosanoo's zufolge damit umging, das Land schön zu bebauen und es herrlich auszustatten, da wußte er nicht recht, wie er das zu Stande bringen sollte. Rathlos ging er einher, und als er eines Tages am Strande von Idzumo spazierte und sich gerade anschickte, seine Mahlzeit zu halten, da hörte er eine Stimme vom Meere her deutlich zu ihm herüber tönen; als er aber aufblickte, sah er nichts. Da ihm dies unheimlich vorkam, sah er unverwandt auf die Fluthen und endeckte endlich eine ganz kleine Gestalt; sie war in Federn gekleidet und saß in einem Schiffchen, das aus einer gespaltenen Bohnenschote gemacht war. Das winzige Boot schaukelte auf den Wogen und landete endlich. Dokuminuschi nahm den kleinen Insassen heraus und setzte ihn auf seine Hand, um ihn in der Nähe zu betrachten; aber das verdroß ihn und er biß Dokuminuschi ins Gesicht. Dieser aber fragte den großen Himmelsgeist um Rath, was er mit dem kleinen Geschöpfe anfangen solle, und da ward ihm der Bescheid, daß der Kleine einer der Söhne des großen Himmelsgeistes sei, der wegen seiner Kleinheit abhanden gekommen wäre. Man möge ihn mit Liebe hegen und pflegen, dann werde der kleine Gott helfen, das Land in Ordnung zu bringen. Der Zwergprinz hieß Sukunabikona und wurde nun der treue Bruder und Genosse des Dokuninuschi. Mit einander bauten sie das Land zweckmäßig und immer besser an; ferner gaben sie Unterweisung, wie man Krankheiten heilen könne, und da sie auch die Menschen belehrten, wie man Unglück verhüten und vorherzusagen im Stande sei, so wurden sie damit die Erfinder der Heil- und Wahrsagekunst. So lebten sie lange Zeit zusammen und förderten mit einander ihr Werk. Als sie aber einstmals mit einander darüber redeten und Dokuminuschi dasselbe sehr rühmte, da sprach der kleine Prinz Sukunabikona



zu großer Verwunderung seines Freundes: „Das Werk ist noch lange nicht vollkommen eingerichtet, daran fehlt noch viel!“ Und wie er so gesprochen, da lief er eine Anhöhe hinauf, stellte sich auf eine der Hirsestanden, die dort wuchsen, und schnellte sich in die Wolken empor. So entschwand er, um von nun an auf den glückseligen Inseln zu wohnen, wo Niemand altert und stirbt, wo ein steter Frühling herrscht, und wohin die Schwalben und die Wildgänse ziehen, wenn sie uns verlassen.

Nun war Dokuninuschi wieder allein und konnte den Verlust des kleinen Freundes nicht verschmerzen. „Wie soll ich allein in diesem Lande mein Werk fördern und alles fertig machen, was noch unvollkommen daliegt?“ rief er verzweiflungsvoll aus. Da erglänzte plötzlich die See und ein herrlicher Gott stieg daraus hervor. „Wer bist du?“ fragte Dokuninuschi. „Ich bin dein guter Geist,“ war die Antwort; „nur weil ich dir beistand, dir immerfort half, ist dir alles wohlgerathen, und ohne mich kannst du dein Werk nicht vollenden.“ „So bleibe bei mir!“ sprach Dokuninuschi. „Das will ich,“ entgegnete der Geist, „aber nur dann, wenn du mir versprichst, mir eine schöne Ruhestätte zu bauen; sonst ist mein Verbleiben bei dir unmöglich.“ Und als Dokuninuschi darauf fragte, wohin er die Ruhestätte bauen sollte, da entgegnete der Geist: „Verehre mich, indem du mir einen Tempel auf dem Berge Mimoro in Yamato erbauest. Dahin will ich kommen und dort rasten.“ Dokuninuschi erfüllte augenblicklich den Wunsch seines Schutzgeistes, der der Gott Omiwa war. Er baute den Tempel an die Stelle, die der Gott bezeichnet, und dieser zog dort ein. Er vermählte sich und ward der Vater vieler wohlthätigen Landesgottheiten. Er ließ nie ab, Dokuninuschi in allen seinen Anschlägen beizustehen und förderte dessen Werke, bis die Herrschaft desselben ein Ende erreichte.

Die Gesandtschaften des Himmels und das Ende der Regierung Ookuninnschi's auf Erden.

So sehr der Herrscher Ookuninuschi auch bedacht gewesen war, die Erde mit allem zu beglücken, was ihr nach seinem Ermessen Noth that, und so sehr er auch selbst überzeugt war, daß alles zweckmäßig und gut sei, so hatte er doch den Beifall des großen Himmelsgeistes und der Sonnengöttin Amaterasu nicht erworben. Als diese vom Himmel auf die Erde hinunter blickten, sahen sie, daß alles unruhig und rebellisch war. Die Pflanzen redeten laut, und bei Tag und Nacht summte und schwirrte es in den Lüften. Böse Geister zogen wie die Fliegen einher, und bei Nacht glänzten sie wie die Glühwürmer. „Das muß anders werden,“ sprachen der große Himmelsgeist und Amaterasu zu einander, und als sie nun alle Himmelsgötter zu einer Berathung beriefen, da wurde einmüthiglich beschlossen, einen Herrscher vom Himmel herab auf die Erde zu senden, der Ordnung schaffte und umständlichen Bericht über alles, was auf Erden webt und lebt, geben sollte.

Oschihomi, der älteste der Söhne, welche Sosanoo aus dem Diamantenhalsband der Sonnengöttin erschaffen hatte, war der erste, der auserkoren wurde, hinunter auf die Erde zu steigen und dieselbe zu regieren. Er empfing den Befehl und machte sich auf den Weg; doch kaum hatte er die Himmelsbrücke betreten und auf das unruhige Treiben hinabgeblickt, das in Japan, dem schönen Lande der Schilfebenen, herrschte, da ging er eilends zurück und bat, einen Andern an seiner Statt zu senden. Der große Himmelsgeist und Amaterasu fügten sich zwar seiner Weigerung, doch bestimmten sie nun seinen Sohn Ninigi, den sie zu diesem Zwecke mit großer Sorgfalt erzogen, künftig der Beherrscher der Erde zu werden.

Um ihm indessen die schwere Aufgabe nach Möglichkeit zu erleichtern, schickten sie zuvor den zweiten Sohn, der einstmals aus den Edelsteinen der Amaterasu erschaffen war, den Amenohohi, auf die Erde hinab, damit er dem Ninigi ein wenig vorarbeiten möchte. Dieser Amenohohi aber, als er zur Erde hinuntergestiegen war und das Leben auf derselben erst kennen gelernt hatte, vergaß bald seinen Auftrag; es gefiel ihm so herrlich im Lande Japan, daß er Freundschaft mit den Landesgöttern schloß und nur dem Okuninuschi zu Gefallen lebte.

Drei Jahre wartete man vergebens auf eine Nachricht von Amenohohi, und als Amaterasu immer nichts von ihm hörte, da war sie allerdings ungehalten, doch wollte sie ihn noch in aller Güte an seine Pflicht mahnen und deshalb schickte sie ihm seinen Sohn nach, der die Weisung bekam, seinen Vater an die ihm ertheilten Aufträge zu erinnern. Der Sohn suchte auch seinen Vater auf; aber auch er fand gleichwie dieser so viel Vergnügen an dem Leben auf der Erde, daß er den Zweck seiner Sendung völlig vergaß, sich mit den Landesgöttern belustigte und ebenso wenig wie Amenohohi eine Nachricht in den Himmel sandte.

Jetzt wählten die Himmelsgötter den Amewakahiko, einen stattlichen, herrlichen Gott aus, um ihn auf die Erde zu senden. Derselbe war gleichfalls ein Nachkomme Isanagi's, und der große Himmelsgeist schenkte ihm zu seinem Auszuge einen prachtvollen Bogen, den großen Himmelsbogen, mit den dazu gehörigen höchst wunderbaren Pfeilen, welche nie und nimmer ihr Ziel verfehlen. Damit sollte er die bösartigen Götter bekämpfen, und Amaterasu ermahnte ihn eindringlich, tapfer gegen dieselben vorzugehen und das Land, das ihr geliebter Enkel Ninigi nun bald beherrschen solle, in Ordnung zu bringen. Aber so viel Vertrauen auch Amaterasu und mit ihr alle Himmelsgötter in den herrlichen Gott Amewakahiko setzten, er ward ebenfalls untreu und wich vom Pfade Rechtens ab. Er heiratete mehrere

Landesgöttinnen, darunter die schöne Schitateru; dann schloß er Freundschaft mit ihrem Bruder, Ajischiki, lebte in Saus und Braus, und acht Jahre verstrichen, ohne daß er die geringste Botschaft in den Himmel schickte. Doch nicht allein sein lustiges Leben war es, das ihn seinen Auftrag vergessen machte, nein, er hatte noch ganz andere Pläne, und dies waren keine geringeren, als sich selbst der Herrschaft der Erde zu bemächtigen. Er dachte allen Ernstes daran, die Regierung Japans zu übernehmen, sich auf die Seite der Landesgötter zu stellen und den Himmelsmächten zu trotzen.

Der große Himmelsgeist aber und Amaterasu waren allerdings erstaunt, daß sie auch von diesem Gesandten, auf den sie ihr volles Vertrauen gesetzt, keine Nachrichten bekamen; doch mißtrauten sie ihm selbst jetzt noch nicht und beschlossen nur, Kundschafter auszuschicken, welche ihnen Nachricht darüber bringen sollten, was Amewakahiko veranlassen könnte, nichts von sich hören zu lassen. Zuerst schickten sie zu diesem Zwecke den Fasanen ab, welcher auch alsobald lustig davon flog. Als er aber auf die Erde kam, da sah er schon von weitem mit vieler Freude ein schönes großes Hirsefeld. Geschwind flog er zu diesem Felde hin und sah nun, daß auch noch ein ebenso großes Bohnenfeld daneben lag. Und über den Anblick der beiden Felder und über die Aussicht auf die köstlichen Mahlzeiten, die sie versprachen, vergaß der Schelm seinen Auftrag und ließ gerade so wie die anderen Abgesandten nichts wieder von sich hören. Nun schickte Amaterasu eine Fasanenhenne ab mit dem gleichen Auftrage, wie ihn der Fasanenhahn erhalten, und diese Henne war so brav und treu, daß sie an weiter nichts als an ihren Auftrag dachte. Ungefährdet kam sie auf der Erde an und flog schnurstracks vor Amewakahikos Haus. Hier setzte sie sich auf einen großen Baum und sang unaufhörlich: „Amewakahiko, warum hast du acht Jahre nichts von dir hören lassen?“ Amewakahiko jedoch hörte den Gesang der Fasanenhenne nicht; desto besser aber hörte ihn eine boshafte Göttin, welche

Amanosugame hieß. Diese lief zu Amewakahiko hin und sagte ihm, vor seiner Thür säße ein Vogel, der unverschämtes Zeug sänge. „Du mußt das Thier tödten!“ sprach sie. Amewakahiko, von Zorn entbrannt, nahm sofort seinen großen Bogen und einen der Himmelspfeile und schoß damit die Fasanenhenne mitten durchs Herz. Der Pfeil aber, der mit dem starken Himmelsbogen abgeschossen war, flog durch den Vogel fort und fort, immer weiter, bis in den Himmel hinein, so daß er vor Amaterasu's Füßen niederfiel.

Amaterasu und der große Himmelsgeist waren darüber nicht wenig verwundert; sie wußten nicht, was sie davon denken sollten und glaubten schier, Amewakahiko sei in einen gefährlichen und erbitterten Kampf verwickelt, und der blutbefleckte Pfeil käme als ein Zeichen zu ihnen, daß er um Hülfe bitte. Bei fernerer Ueberlegung aber schien ihnen die Sache doch verdächtig, und um sich Gewißheit zu verschaffen, nahm Amaterasu den Pfeil in die Hand und schleuderte ihn mit dem Ausspruche auf die Erde zurück, daß er Amewakahiko tödten solle, im Falle er schuldig sei, im andern Falle aber, wenn er sich nichts böses vorzuwerfen habe, solle ihm der Pfeil nichts zu Leide thun.

Amewakahiko feierte gerade das Erntefest, und müde von den vielen Festlichkeiten hatte er sich zur Ruhe gelegt und schlief, als der Pfeil hernieder in sein Herz fuhr. Natürlich ward er getödtet, da er schuldbeladen war und der Götter Willen schlecht, sehr schlecht befolgt hatte.

Seine Gattin Schitateru klagte so laut, daß ihr Wehgeschrei bis zu den Göttern im Himmel drang. Amewakahiko's Vater hörte es zuerst, und auf seine Erkundigung erfuhr er, daß sein Sohn todt sei. Da er ihn aber nicht in die Unterwelt ziehen lassen wollte, so erregte er einen gewaltigen Sturm, der den Leichnam mit sich fortriß und in den Himmel hob. Hier errichtete er ein Trauerhaus, und die aufgebahrte Leiche ward von ihm und von Amewakahiko's Gattin und Kindern, die er im Himmel zurückgelassen hatte, vorschriftsmäßig be-

trauert. Die Vögel im Himmel aber, und besonders die Freunde und Genossen des Fasans, welcher die Veranlassung zu Amewakahiko's Tode gewesen, die Gans, der Hahn und der Sperling, halfen treulich bei den Leichenfeierlichkeiten. Als diese nun acht Tage und acht Nächte gedauert hatten, kam der Schwager und Freund des Verstorbenen, der Gott Ajischiki, in den Himmel gestiegen, um an den Trauerfeierlichkeiten Theil zu nehmen. Dieser aber sah dem verstorbenen Amewakahiko so sprechend ähnlich, daß ihn alle für diesen selber hielten, besonders die Wittwe und die Kinder, die sich an ihn herandrängten, seine Hände und Füße umfaßten und ihn ihren Vater nannten. Darüber erzürnte indessen Ajischiki gewaltig. „Ich komme," rief er aus, „um meinen Freund zu betrauern, und deshalb scheuete ich die Unreinheit des Trauerhauses nicht; und nun hält man mich für einen Todten! Wie soll ich diese entsetzliche Unreinheit wieder abwaschen?" Und als er dies gesprochen, da nahm er sein langes Schwert und hieb das ganze Trauerhaus zusammen. Es stürzte nieder und fiel auf die Erde, wo es noch heutzutage als der Trauerberg in der Landschaft Mino zu sehen ist. Ajischiki selbst stieg nun wieder auf die Erde hinab, und als er über Berg und Thal dahin zog, sah ihn die betrübte Schitateru und freute sich der Schönheit und des Lichtglanzes ihres Bruders so sehr, daß sie ihn in einem Liede besang, in dem sie sagte, daß er herrlicher als die Edelsteine des Himmels über die Thäler dahin schwebe und stattlicher sei, als die Himmelsgöttin, die den Himmelsfluß durchschreite. Durch dieses Lied erfuhren die Himmelsgötter, daß Ajischiki wieder auf Erden angelangt sei. Seit der Zeit aber scheut sich Jedermann, einen Lebenden dadurch zu erzürnen, daß er ihn mit einem Verstorbenen verwechselt.

Nachdem nun Amewakahiko todt war, wählten die Himmelsgötter einen neuen Abgesandten, der das Reich Japan in Ordnung bringen sollte, bevor Ninigi seine Regierung anträte. Die Wahl fiel auf Futsunuschi, das war ein Abkömmling der Götter,

welche aus dem von Isanagi zerstückten Feuergott entstanden waren. Als aber der gewaltige und kriegerische Donnergott Takemikadzutschi, der erste jener dem Feuergotte entsprossenen Götter, dies hörte, da trat er vor die versammelten Gottheiten des Himmels und rief: „Ist denn Futsunuschi allein ein Kriegsheld? Bin ich nicht stärker und gefürchteter als er? Warum kränkt ihr mich also damit, daß ihr ihn vorzieht und mich übergeht?“ Da beschwichtigten die Himmelsgötter seinen Zorn, denn sie bewunderten seine Stärke, und sandten ihn nun mit Futsunuschi zugleich auf die Erde, um endlich das Land der lieblichen Schilfebenen, das Reich der acht Inseln, das herrliche Japan für Ninigi in Besitz zu nehmen.

Die beiden Götter begaben sich nun schleunigst nach Idzumo. Dort angelangt, pflanzten sie das große Himmelsschwert, das ihnen mitgegeben war, verkehrt in den Boden, den Griff nach unten. Dann knieten sie vor der emporgerichteten Spitze nieder und gelobten den Himmelsmächten Treue und Gehorsam. Als sie dies gethan, machten sie sich auf den Weg zu Ookuninuschi, der am Strande von Idasa fischte. Sie traten zu ihm und fragten ihn, ob er dem Ninigi, der von dem großen Himmelsgeiste zum Herrscher auserſehen sei, das Land gutwillig abtreten wolle. Ookuninuschi sprach: „Es wäre sehr thöricht von mir, dem großen Himmelsgeiste zu widerstreben! Wenn er befiehlt, so muß ich gehorchen. Indessen fordert ihr viel, und ich kann euch für jetzt keine entscheidende Antwort auf eure Frage geben, ehe ich nicht die Meinung und die Wünsche meines liebsten und weisesten Sohnes Kotoschironuschi kenne. Der ist aber nicht hier, er ist ausgezogen und wirft unterhalb des hohen Vorgebirges Miho seine Angel aus.“ Als der Donnergott und sein Gefährte dies vernahmen, rüsteten sie ein Schiff, das die Himmelstaube hieß, zur Fahrt aus und schickten einen Gesandten an Kotoschironuschi, den Sohn Ookuninuschi's. Als der Gesandte ankam, berichtete er dem Kotoschironuschi getreulich alles was vorgefallen war, und dieser sprach ohne sich lange zu

besinnen: „Da die Botschaft von dem großen Himmelsgeiste kommt, glaube ich, daß mein Vater gut thut, sich nicht zu widersetzen. Er wird die Regierung des Reiches aufgeben und fortziehen müssen. Ich aber bin mit allem einverstanden, was mein Vater in dieser Angelegenheit thun wird.“ Darauf pflanzte er eine achtfache Hecke nicht weit von dem flachen Strande, der sich unterhalb des Vorgebirges befindet, ins Meer; als aber die Hecke hoch und breit geworden war, stieß er mit dem Fuße sein Schiff um und verschwand hinter der grünen Mauer auf immer.

Der Gesandte, der zu Dokuninuschi mit dieser Botschaft zurückkam., verbeugte sich tief vor demselben, worauf Dokuninuschi in feierlichem Tone sprach: „Mein Sohn, auf den ich fest vertrauen konnte, ist dahingeschieden; meine Zeit ist um, auch ich muß fort. Wollte ich jetzt noch Widerstand leisten, so würden die Götter im Lande es ebenfalls thun. Doch ich will mich nicht widersetzen, und thue ich es nicht, so werden sich auch alle Landesgötter willig unterwerfen.“ Mit diesen Worten überreichte er der Gesandtschaft seine mächtige Lanze und sagte, daß er dieselbe Ninigi zum Geschenke mache. Dieser würde, mit der ruhmreichen Waffe ausgerüstet, sicherlich die rechte Stätte für seine Herrschaft finden. „Ich selbst aber,“ so schloß er, „werde mich am fischreichen Seestrande aller Augen entziehen.“ Dann ernannte er noch einen Stellvertreter, Funado, den Gott der Seewege, der die Opfer für ihn in Empfang nehmen sollte, und Amenohohi ward auserſehen, sie ihm darzubringen. So endete die Regierung Dokuninuschi's. Der große Himmelsgott aber belohnte ihn durch einen Palast, den er ihm im Himmel schenkte, gewährte ihm einen Antheil an der Leitung der göttlichen Angelegenheiten und vermählte ihn mit einer seiner Töchter.

Ninigi.

Als die Zeit gekommen war, wo Amaterasu ihren Enkel auf die Erde herabsandte, um dort zu regieren, schenkte sie ihm jenen Spiegel, den die Himmelsgötter gebraucht hatten, um sie selbst aus der Felsenhöhle, in der sie sich verborgen hielt, herauszulocken. Als sie Ninigi das wunderbare Kleinod übergab, sprach sie: „Bewahre den Spiegel treu, und wenn du ihn ansiehst, so denke, du sähest mich selbst.“ Außerdem aber gab sie ihm noch köstliche Edelsteine von den Himmelsbergtreppen mit, Krystallkugeln vom reinsten Glanze, und endlich reichte sie ihm das herrliche Wolkenschwert, das ihr einstmals ihr Bruder Sosanoo geschenkt, der es dem furchtbaren Drachen, welchen er erschlagen, aus dem Schwanze gezogen hatte. Alsdann gab sie ihm noch mehrere Götter zur Begleitung mit, unter denen sich auch die schöne und kluge Uzume befand, welche so schön tanzte, daß sie damit den ganzen Himmel begeistert hatte, und vor allem ihre Rede in holde Schmeichelworte zu kleiden verstand.

So war denn alles bereit; Ninigi nahm Abschied von Amaterasu und begab sich mit seinem Gefolge auf den Weg. Als nun die Götterschaar die Wolken durchbrach, um auf die schwebende Himmelsbrücke und von da weiter abwärts zu gelangen, da ward der vorderste der Götter, der an der Spitze der Schaar einherzog, einen riesigen Gott gewahr mit großen, furchtbar rothglühenden Augen. Als er dieses Ungeheuer sah, war er so bestürzt, daß er allen Muth verlor und wieder umkehrte. Die Anderen wunderten sich sehr darüber und fragten ihn nach der Ursache. Er erzählte, was er gesehen hatte, und beschrieb den fürchterlichen Riesengott so gut er vermochte. Alle waren gleich ihm erschrocken; doch die schlaue Uzume wußte Rath. Sofort schürzte sie in gefälliger Weise ihre Kleider in die Höhe, schmückte sich und trat lachend und scherzend dem Unhold entgegen, der sich ihnen in den Weg stellte. Doch als der Riesen-

gott die Anstalten der Uzume gewahrte, sprach er beschwichtigend: „Uzume, warum giebst du dir meinetwillen so viel Mühe? Das konntest du sparen; es ist ganz unnütz, denn ich bin ein friedlicher Erdgeist, der Gott der Feldwege. Ich komme dem Herrschersohne Ninigi entgegen, um ihm zu huldigen und ihm meine Dienste anzubieten. Geh zurück und sage unserem demnächstigen Herrscher, daß der Prinz Saruta auf seine Befehle wartet; dieser Prinz, o Uzume, bin ich selbst.“ Uzume, die sich sehr über diese Worte freuete, schlug dem Riesengotte vor, den neuen Herrscher auf der Erde zu erwarten; dort wolle sie Ninigi mit ihm bekannt machen. Saruta war es zufrieden und willigte sogleich in ihren Vorschlag. Dann gab er seinerseits den Rath, Ninigi möge sich vorerst in der Nähe des Berggipfels Takatschiho in der Landschaft Himuka oder — wie sie jetzt heißt — Hiuga auf der Insel Kiuschiu niederlassen, wo er ihn treffen werde; bis dahin aber wolle er selbst sich am Isuzu-Flusse in der Nähe von Ise aufhalten. Als diese Verabredung zwischen dem Riesengotte und Uzume getroffen war, ging diese zu Ninigi und seiner Götterschaar zurück. Ninigi aber, als er gewahrte, daß der Riesengott verschwunden war, theilte nun unverzüglich das Gewölk; er betrat festen Fußes mit seinen Begleitern die Himmelsbrücke und ging von da, mit seinem Schwerte vor sich hertastend, hinunter auf die Gebirge von Kiuschiu. Alsogleich begab sich Uzume zu Saruta und führte ihn zu Ninigi. Dieser fand, als er hörte, er sei der Gott der Wege, sein Anerbieten, als Wegweiser zu dienen, vortrefflich und machte sich auf, das Land mit Hülfe Saruta's in kürzester Frist zu durchstreifen. Und als dies geschehen und Ninigi immer mehr einsah, welchen Nutzen er von Saruta gehabt hatte, da sprach er zu Uzume: „Saruta soll jetzt, nachdem er mir sehr gefällig gewesen, in seine Heimat zurückkehren. Du aber, die du mit ihm am besten bekannt geworden bist und zuerst mit ihm gesprochen hast, zieh mit ihm und werde in seinen heimischen Bergen Priesterin.“ Uzume that, wie ihr Ninigi befahl, und zum Andenken an die



ruhmreiche That, daß sie nämlich bei dem Auszuge aus dem Himmel unerschrocken und allein dem Riesengotte entgegen ging, wurde sie und später ihre Nachfolgerinnen hoch geachtet. Durch diese Begebenheit ist es auch gekommen, daß sie den Namen Sarume no kimi, das heißt Herzogin von Saru, erhielt, und daß ihr Rang höher wurde als der der Männer des dortigen Herrschergeschlechtes. Diese mußten ihr nachstehen, und dies ist auch bei den Priesterinnen, welche ihre Nachfolgerinnen wurden, so geblieben.

Ninigi schlug seinen Wohnsitz an der Stelle auf, die er zuerst betreten, als er vom Himmel herabkam; alles rings umher in der Nähe und Ferne unterwarf sich ihm, und auch der Greis der Salzerde, der Strandgott, einer der zahlreichen Söhne Isanagi's, schloß Freundschaft mit ihm und trat ihm sein Reich ab.

Als der neue Herrscher eines Tages am Meeresufer spazieren ging, begegnete er einer sehr schönen Jungfrau. Er machte ihr einen Heirathsantrag, doch das Mädchen verwies ihn an ihren Vater, den großen Berggeist, der allein über ihre und ihrer älteren Schwester Hand verfügen könne. Ninigi, dem es sehr am Herzen lag, das schöne Mädchen zu heiraten, begab sich sogleich zu dem Berggeist und wiederholte ihm seinen Antrag. Dieser willigte nicht nur ein, sondern schickte ihm beide Töchter in reichem Schmuck und mit vielen Geschenken. Ninigi aber verschmähte die ältere, welche Iwanagahime hieß, denn sie war häßlich; er begehrte nur seine geliebte schöne Konohanahime, die er bei sich behielt, und sandte Iwanagahime wieder fort. Darüber ergrimmte diese sehr und sprach Verwünschungen aus, deren Erfüllung nicht ausbleiben sollte. Der schönen Konohanahime Name bedeutet Baumblüthe und demnach eine kurze Dauer, gleich diesen Blüthen, der Name der häßlichen Iwanagahime bedeutet ein langes Leben wie das der Felsen. „Hättest du mich gewählt, Ninigi,“ so rief die Verschmähte in ihrem Zorne, „so wäre dein und deiner Nachkommen Dasein auf Erden ein

sehr langes gewesen; da du nun meine Schwester vorziehst, so werden alle die deinigen rasch vergehen wie die Blüthe der Bäume.“ Ihre Weissagung ging nur zu wohl in Erfüllung, und daher kommt es denn auch, daß der Menschen Leben so kurz ist gegen das der früheren göttlichen Geschlechter.

Ninigi lebte einige Zeit sehr glücklich mit der schönen Konohanahime, aber es währte nicht lange, da wurde die Glückseligkeit ihrer Ehe durch Ninigi selber gestört, der eifersüchtig wurde und seine Frau aufs ungerechteste beargwöhnte. Darüber grämte sich die gequälte Konohanahime gar sehr, und als Ninigi, ihr Gemahl, es ärger und ärger trieb, da wurde sie erzürnt und zog sich in ein Haus zurück, dessen Thür sie von innen verriegelte. Sie beschloß dieses Haus in Brand zu setzen, und sprach vorher zu Ninigi: „Die Götter werden mich bald durch die Geburt eines Kindes segnen. Ist dasselbe nun das deinige, so werde ich mit ihm gesund aus den Flammen hervorgehen; bin ich dir aber jemals untreu gewesen und ist das Kind nicht dein Kind, so werde ich mit ihm in den Flammen umkommen.“ Als Konohanahime dies gesprochen, versperrte sie den Eingang des Hauses vollends und zündete dasselbe an, sodaß die Flammen hoch empor schlugen. Und während Ninigi draußen dem Schauspiele zusah und mit Spannung auf den Ausgang wartete, bekam Konohanahime statt eines Kindes drei schöne, liebliche Söhne, welche froh und lustig aus den Flammen heraussprangen und nach ihrem Vater fragten. Ninigi war erstaunt und hoch erfreut über seine drei Söhne und dankte der Konohanahime, welche ebenfalls unversehrt aus den Flammen kam. Nun war ihr Gemahl versöhnt, und niemals wieder belästigte er sie durch Eifersucht, sondern setzte volles Vertrauen in sie. Konohanahime aber konnte die Zeit nicht vergessen, während welcher Ninigi an ihrer Treue gezweifelt hatte, und obwohl ihr Gatte sie mit rührender Klage umwarb und besänftigende Lieder dichtete und sang, so grollte sie doch fort und fort und wollte nichts mehr von ihm wissen. Sie begnügte sich damit,

ihre Kinder mit himmlischem Reisweine zu tränken und mit Reis zu nähren, der auf den Himmelsfeldern gewachsen war. Das war ihr ganzes Glück, und sie bedurfte keines anderen mehr.

Als Ninigi nach langen Jahren starb, sein Leichnam auf den lieblichen Höhen von Hiuga bestattet ward und er selbst gen Himmel gestiegen war, überlebten ihn zwei seiner Söhne, die Prinzen Hosusori und Hohodemi, und erbten das Reich.

Hohodemi.

Von Ninigi, dem Enkel der Sonnengöttin Amaterasu, ging die Herrschaft des Reiches, das er dem Dokuninuschi entrissen, zunächst auf seine beiden Söhne Hosusori und Hohodemi gemeinsam über. Hosusori war der ältere von beiden, Hohodemi der jüngere; gleichwohl war es dem letzteren vorbehalten, das ganze Reich Japan als alleiniger Machthaber zu regieren, und sein älterer Bruder mußte, obschon ihm das größere Recht gebührte, dem Hohodemi weichen. Dies geschah auf folgende wunderbare Weise.

Als beide Brüder nach dem Tode ihres Vaters ihr Erbe theilten, da bekam der ältere den Ertrag, den die See gab, der jüngere die Berge, die er nach Gefallen ausbeuten konnte. Während nun der Jäger Hohodemi fast täglich, auch dann, wenn das Wetter schlecht war, sein Weidwerk üben konnte und oft reichen Ertrag heimbrachte, konnte Hosusori häufig nicht einmal auf die See hinausfahren und seine Netze auswerfen, denn der Sturm peitschte die Wogen thurmhoch empor und machte es ganz unmöglich, an den Fischfang zu denken. Dies aber ärgerte den Hosusori gar sehr, und deshalb machte er seinem Bruder den Vorschlag, die Beschäftigung mit ihm zu tauschen. Schließ-

lich willigte Hohodemi ein, gab seinem Bruder Bogen und Pfeile und nahm von diesem den Angelhaken in Empfang. Dieser Tausch war indessen nicht wohlgethan und sollte für beide Brüder nachtheilig werden, denn während Hosusori nicht einmal die Spur des Wildes auffinden konnte, weil er eben kein Jäger war, büßte Hohodemi schon nach wenigen vergeblichen Versuchen, einen Fisch zu fangen, seinen Angelhaken ein. Hosusori, der Sache müde, kam bald zurück zu seinem Bruder, brachte Pfeil und Bogen und forderte seinen Angelhaken. Dieser war nun aber verloren gegangen und durchaus nicht wieder zu bekommen, und deshalb begehrte der stürmische Hosusori gewaltig auf und forderte mit vielen Schmähworten gegen seinen Bruder den Angelhaken zurück. Er betheuerte, sich nicht eher beruhigen zu wollen, bis er ihn wieder in Händen hielte. Ueber dies Benehmen fühlte sich Hohodemi sehr unglücklich; er wollte um jeden Preis Rath schaffen, und deshalb zerbrach er sein gutes Schwert und schmiedete daraus eine große Menge Angelhaken, die er sämmtlich seinem Bruder anbot. Dieser aber war weit entfernt, sich dabei zu beruhigen; er schrie und tobte fort und fort und verlangte keinen anderen Angelhaken als seinen eigenen.

Trostlos ging Hohodemi von dannen und fand nicht Hülfe noch Rath. Er ging am Ufer des Meeres hin und seufzte tief. Als er aber eine kurze Strecke gewandert war, da sah er in der Nähe eine Gans, die sich in einer Schlinge gefangen hatte und sich flatternd abmühete, sich frei zu machen. Gutmüthig, wie er stets war, ging Hohodemi herzu und befreite das arme Thier aus seinen Banden, und als die Gans sich in die Luft erhoben hatte und davon geflogen war, da trat der Greis der Salzerde, jener Gott des Seestrandes, der früher schon dem Ninigi geholfen hatte, zu Hohodemi heran und fragte ihn nach dem Grunde seines Kummers. Dieser erzählte dem Alten, was zwischen ihm und seinem Bruder vorgefallen; er beklagte, daß der Angelhaken verloren sei, und war so aufrichtig betrübt über den Verlust, daß der Greis ihm seine Hülfe versprach.

Derselbe schritt auch sofort zur That; er flocht einen großen dichten Korb ohne Maschen, in diesen setzte er Hohodemi und schob das Fahrzeug weit ins Meer hinein. Als der Greis sich entfernt, sank der Korb in die Tiefe des Meeres; dort schwamm er weiter und weiter, bis er — ganz so wie es der Greis vorhergesagt — auf einem breiten Pfade an ein liebliches Gestade kam, an dem ein prachtvoller, aus glänzenden Fischschuppen erbaueter Palast stand. Er sah vor demselben einen Brunnen und über diesem einen großen Zimmtbaum, wie ihm der Greis erzählt hatte, und sich genau nach dessen Rathe richtend, verbarg er sich in den breiten Zweigen des schönen Baumes. Und ganz wie es der Greis ebenfalls vorher verkündet, trat auch alsobald die Tochter des Meergottes aus dem Palaste heraus, die schöne Toyotamahime, die mit einer Schale aus Edelstein in der Hand zum Brunnen kam, um Wasser zu schöpfen. Als sie sich nun über den Brunnenrand beugte und im Begriffe war, die Schale einzutauchen, da sah sie plötzlich Hohodemi's Spiegelbild in dem Wasser, und darüber erschrak sie so sehr, daß sie sich rasch emporrichtete und die Schale zu Boden fallen ließ, sodaß sie zerbrach. Als sie sich etwas gesammelt, ging Toyotamahime zurück in den Palast und meldete ihrem Vater die Begebenheit. Sie sagte ihm, am Brunnen wäre ein herrlicher Gott angelangt, der auf dem Baume sitze und dessen Bild man im Wasser sehen könne. Der Meergott, ihr Vater, wußte sogleich, um wen es sich handelte; er sprach: „Das ist gewiß der Urenkel der Göttin Amaterasu.“ Und mit diesen Worten ging er zum Brunnen, hieß Hohodemi willkommen und lud ihn ein, in sein Haus zu treten. Als Hohodemi der Einladung folgte, ließ der Meergott achtfache Matten legen, darauf setzte er sich mit seinem Gaste und fragte nach dessen Begehr.

Hohodemi erzählte seinem liebenswürdigen Wirthe umständlich die Geschichte von dem verlorenen Angelhaken und von den Folgen dieses Verlustes, und sogleich ließ der Meergott alle Fische herbei kommen. Sie erschienen auch alle auf seinen Be-

fehl, nur der Tai, die über und über rothe Seebrasse, auch das rothe Weib genannt, fehlte, und als der Meergott sich nach dem Grunde ihres Ungehorsams erkundigte, kam sie klagend angeschwommen und entschuldigte sich mit Krankheit. Nun ließ der Meergott den kranken Fisch untersuchen, und bald wurde man gewahr, daß die Krankheit im Maule liege. Dasselbe war dick geschwollen, und als man näher zusah, da fand sich der verlorene Angelhaken. Hohodemi war überglücklich, als er herausgezogen ward, und bat den Meergott, ihn in Verwahrung zu nehmen, da er dessen Einladung zu längerem Verweilen in seinem Palaste annahm. Nun war Hohodemi leichten Herzens und freute sich seines Aufenthaltes in dem herrlichen Meerespalaste, und damit ihm nichts zu seiner Zufriedenheit fehle, erfüllte der Meergott seinen Wunsch und gab ihm seine Tochter, die schöne Toyotamahime, zur Frau. In Freude und Glück brachte er nun drei Jahre dort unten zu; dann aber befiel ihn große Sehnsucht nach seiner Heimat, die er nicht zu unterdrücken vermochte und durch viele Seufzer bekundete. Seine Frau hörte dieselben und erzählte ihrem Vater von der veränderten Stimmung Hohodemi's. Beide hatten ganz recht, wenn sie seinen Kummer als Heimweh deuteten, und als der Meergott sich davon überzeugt hatte, fragte er Hohodemi, ob er ihn nach Japan zurückschicken solle. „Ich will dir gern Geleit und meine besten Wünsche mitgeben," sprach der edle Meergott, und Hohodemi nahm mit tausend Freuden den Vorschlag an. Nun berief der Meergott seine dienenden Meerdrachen, welche auch alsogleich ihre großen Flossen aufrichteten und herbeikamen. Als sie befragt wurden, wie lange Zeit sie wohl gebrauchten, um Hohodemi zurück ans Land zu bringen, sagten diejenigen, welche acht Klafter lang waren, sie würden acht Tage gebrauchen. Die kleineren aber waren flinker und erboten sich die Reise in kürzerer Zeit zu machen, und der kleinste, der nur einen Klafter maß, versprach Hohodemi in einem einzigen Tage hinzubringen. So wurde denn dieser letzte ausersehen; doch bevor Hohodemi seinen Rücken



bestieg, beschenkte ihn der Meergott, außer daß er ihm den Angelhaken einhändigte, noch mit zwei großen leuchtenden Edelsteinen, welche die Gabe hatten, das Meer steigen und fallen zu machen; sie heißen die Steine der Ebbe und Fluth. Dann hatte Hohodemi noch eine wichtige Unterredung mit dem Meeresgotte, denn dieser belehrte ihn, die Steine zu gebrauchen, um seinen Bruder zu demüthigen; darauf gab er ihm noch folgende Lehren: „Wenn du deinem Bruder den Haken zurückgiebst, so sprich die Worte: armseliger Haken, unglücklicher Haken, trauriger Haken! Dann aber wende dich rasch von ihm ab, um deinen Unglück bringenden Worten auszuweichen. Ferner bebaue stets hochgelegene Felder, wenn dein Bruder niedrig gelegene bebaut, und wähle zu deiner Aussaat niedrige Felder, wenn dein Bruder hochgelegene bepflanzt. Befolgst du meinen Rath, so verspreche ich, dich reich zu segnen; da ich die Gewässer regiere, so kann ich jedesmal dich begünstigen und deinen Bruder benachtheiligen, und so wird dieser binnen drei Jahren gänzlich verarmt sein." Nach diesem Bescheide empfahl sich Hohodemi dankend seinem Wirthe und schwamm auf dem Rücken des auserſehenen Drachen ab. Dieser brachte auch seinem Versprechen gemäß Hohodemi in einem Tage an den Strand von Japan, und deshalb wurde er von der Zeit an das Leibpferd des Meergottes. Als Hohodemi glücklich ans Land gesprungen war, nahm er sein kurzes Schwert als Gegengeschenk für den Meergott und als Zeichen seiner glücklichen Ankunft, band es dem Drachen um den Hals und entließ ihn; in Folge davon bekam derselbe den Beinamen Schwertträger, den er bis zum heutigen Tage behalten hat.

Hohodemi ging nun sogleich zu Hosusori, aber wenn er je Bedenken gehabt hatte, die Rathschläge des Meergottes gegen seinen Bruder in Anwendung zu bringen, so schwanden sie in diesem Augenblicke; denn feindselig und mit Scheltworten begrüßte Hosusori den heimkehrenden Bruder. Er war sogar unzufrieden, als er den verlorenen Haken erblickte und nahm ihn unter Verwünschungen entgegen. Als Hohodemi dies unbrüder-

liche Benehmen gewahrte, da überreichte er seinem Bruder den Haken in der ihm von dem Meergotte vorgeschriebenen Weise. Aber nicht allein die unglückverheißenden Worte, welche Hosusori damit auf sich geladen, sondern auch die Heimsuchungen durch den Gott der Gewässer trafen ihn, und schweres Mißgeschick brach über ihn herein. Alle seine Felder verdorrten, sobald er sie auf hochgelegenen Stellen anlegte, und sie wurden furchtbar durch Wasserfluthen verwüstet, wenn er sie im Tieflande wählte, und so kam es, daß er bald in Kummer und Elend gerieth, während sich Hohodemi der besten Wohlhabenheit erfreute. Hierüber erboste sich Hosusori gewaltig, und so kam er eines Tages in voller kriegerischer Rüstung herangezogen, um seinen Bruder zu befehden. Dieser aber, als er Hosusori erblickte, tauchte den Edelstein der Meeresfluth ins Wasser, und sofort stieg die See und schwoll so gewaltig, daß sie Hosusori auf den nächstgelegenen Hügel trieb. Aber auch hier war er nicht sicher, die Fluth überschwemmte den Hügel, und Hosusori sah sich genöthigt, auf einen Baum zu flüchten. Als er sah, daß auch dies ihm nicht half, da bat er seinen Bruder um Gnade und gelobte, er wolle dessen Sklav, Wächter und Gaukler werden, und dies Verhältniß solle für ihre Nachkommen achtzig Geschlechter hindurch dauern. Nun tauchte Hohodemi, als er seinen Bruder so reden hörte, den Edelstein der Ebbe ins Meer, und ebenso schnell, wie sie herangezogen, sanken die Wogen. Hosusori war gerettet und bat seinen Bruder, dessen Macht er nun erkannt hatte, um Verzeihung. Hohodemi aber traute ihm noch nicht; als jedoch Hosusori sein Gelöbniß wiederholte und sich sogleich als Gaukler costümirte, sich mit rother Farbe bemalte und in komischer Weise einen pantomimischen Tanz aufführte, durch den er seine vergeblichen Anstrengungen, dem anschwellenden Wasser zu entrinnen, treffend wiedergab, da lachte Hohodemi herzlich und reichte ihm ohne Zögern die Hand zur Versöhnung. Die Nachkommen Hosusori's aber sind bis auf den heutigen Tag die Wächter der Palastmauern und Gaukler und Taschenspieler geblieben. Sie heißen im Volke die flinken

Burschen, Hayabito, wegen ihrer Jongleurkünste, oder Hundemenschen, Inubito, weil sie wie die Hunde Wachtdienste verrichten und oft auch wie jene erbärmlich ihr Leben verbringen.

Doch ehe noch dies Alles sich ereignete, hatte Hohodemi ein anderes wunderbares Ereigniß zu erleben. Toyotamahime, seine geliebte Gemahlin, hatte ihn nicht begleitet, als er den Palast des Meergottes verließ, aber sie hatte ihm versprochen, sie wolle ihm nachkommen. „Ich werde dir bald einen Sohn schenken," sprach sie, „und zur Zeit seiner Geburt will ich in einer stürmischen Nacht zu dir herauf ans Land kommen." Ferner bat sie ihn, hart am Strande ein Haus für sie zu bauen, in dem sie wohnen wolle. Dies Haus bauete Hohodemi auch sogleich und zwar mit aller nur möglichen Aufmerksamkeit. Er sparte keine Mühe, um es bequem und herrlich auszustatten, das Dach aber machte er aus lauter Federn der Seevögel, und daran hatte er seine besondere Freude, denn es gewährte nicht nur einen herrlichen Anblick, sondern war auch leicht und dabei warm. Nun geschah es aber, daß Hohodemi bei der allzugroßen Sorgfalt, die er auf das Dach verwandte, noch nicht damit fertig war, als Toyotamahime unter Sturm und Regen im Wogengebrause anlangte. Hohodemi führte seine Gemahlin in das Haus und zeigte ihr, daß das Dach noch nicht ganz fertig sei und an der einen Seite noch eine große Lücke habe; er bat sie, noch ein paar Tage bei ihm zu wohnen. Toyotamahime wies jedoch diese Bitte zurück; sie sagte, daß keine Zeit mehr dazu sei, und daß schon in der nächsten Nacht ihr Sohn geboren würde. So blieb denn nichts übrig, als daß Toyotamahime ihren Wohnsitz in dem unfertigen Hause aufschlug, und als Hohodemi, von ihr gedrängt, sie allein ließ, mußte er ihr fest und bündig versprechen, ja keinen Versuch zu machen, sie zu sehen. „Bleibe in deinem Hause," sprach sie, „bis ich dich rufen lasse, und versuch es unter keiner Bedingung, mich vorher zu sehen!" Hohodemi versprach, ihre Bitte zu erfüllen; allein die Neugier ließ ihm keine Ruhe, und so schlich er leise herzu

und sah seine Frau in der Gestalt eines Drachen sich auf dem Fußboden hin und her winden. Erschrocken trat er zurück, doch als ihn Toyotamahime später rufen ließ, da sah sie gleich, daß er ihr Geheimniß, das sie vor allen Menschen zu verbergen gedachte, seines Versprechens ungeachtet erspäht hatte. Und hierüber war sie so erzürnt, daß sie mit heiligen Eiden gelobte, zu ihrem Vater zurückzukehren und nie wieder auf die Erde zu kommen. Hohodemi suchte sie zu besänftigen, doch das gelang ihm nicht; Toyotamahime behauptete, daß sie die Schmach, welche er ihr angethan, nie wieder verschmerzen könne. Und ebenso, wie sie niemals aus dem Meere wieder empor kommen werde, so solle auch Hohodemi nicht im Stande sein, jemals wieder zu ihr hinunter zu tauchen; ja alle Abgesandten, die er zu ihr schicken sollte, würde sie behalten, und wenn die Sehnsucht nach ihm auch sie triebe, ihm Boten zu senden, so solle er dieselben ebenfalls behalten. Mit diesen feierlichen, harten Gelöbnissen legte sie ihr Söhnlein, das in der Nacht, wie sie vorhergesagt, geboren war, am Strande nieder. Als Hohodemi sie fragte, wie der Sohn heißen solle, da gab sie ihm, zur Erinnerung an seine Geburt, den sonderbaren Namen: Prinz vom unfertigen Taucherfederdache. Mit diesen letzten Worten trat sie in das Wasser und verschwand vor aller Augen.

Hohodemi aber klagte: „Die Ente kommt zum Lande, der Seetaucher zur Bucht, aber die, welche ich liebe, kommt nimmermehr zurück; ich habe sie verloren und werde sie nie vergessen!“

Nachdem nun Toyotamahime fortgezogen, beorderte Hohodemi Ammen für seinen Sohn, die ihn pflegten, ihm die Milch reichten und ihm den Reis taueten. Doch verzehrte ihn fortwährende Sehnsucht nach seiner Gemahlin; diese aber litt an derselben Pein, und deshalb schickte sie ihre jüngere Schwester Tamayori zu dem Kinde und trug ihr auf, dasselbe groß zu ziehen. Und da der Schwur, den sie ausgesprochen, sie band und ihr den Weg auf die Erde zu dem Gatten und dem Kinde auf immer verschloß, so gab sie ihrer Schwester ein Lied für

Hohodemi mit, das Antwort auf seinen Klaggesang brachte und ihre Sehnsucht nach dem herrlichen, hochverehrten Gatten aussprach.

In Folge der Verwünschung, welche vor langen Jahren die Schwester von Hohodemi's Mutter ausgestoßen, nach der die Geschlechter der Abkömmlinge Ninigi's ein frühes Grab finden sollten, konnte natürlich Hohodemi das Alter seiner Vorfahren nicht erreichen. Indeß wurde er noch 580 Jahre alt; seine Nachkommen aber fanden ein immer früheres Lebensende und langten zuletzt bei der Lebensdauer der heutigen Menschen an.

Als Hohodemi auf dem Berge Ahira in der Landschaft Hiuga auf Kiuschiu starb und in den Himmel hinaufzog, folgte ihm der Prinz vom unfertigen Federdache, sein einziger Sohn. Dieser aber liebte die Schwester seiner Mutter, welche ihn auferzogen, so sehr, daß er sie heiratete. Sie schenkte ihrem Gemahle vier Söhne, deren jüngster nachmals der erste Kaiser von Japan wurde, wie die älteste der Heldensagen berichtet.

Die glückseligen Inseln des ewigen Lebens.

Wo diese Inseln, von denen man in Japan so oft erzählen hört, eigentlich liegen, das vermag Niemand zu sagen. Manchmal freilich berichten Leute, welche am Gestade des Ostmeeres wohnen, von einem herrlichen Baume, den sie über die Fluthen emporragen sahen. Das ist der Baum, der auf dem höchsten Gipfel des Fusan, des größten Berges der glückseligen Inseln, steht. Und wie freuen sich die Sterblichen, wenn sie dies Wahrzeichen jenes heiligen Landes erblicken, zu dem nur Auserlesene den Zugang finden! Wie sehnsüchtig schauen sie hin nach dem wunderbaren Baume, und wie emsig suchen sie die Richtung zu erspähen, in welcher das glückselige Horaisan — so nennt es der Japaner — gelegen ist! Kaum aber glauben sie Sicherheit

darüber erlangt zu haben, dann verschwindet der Baum vor ihren Augen, und es ist sehr ungewiß, ob er jemals wieder sichtbar wird.

So leben denn die Menschen noch heutigen Tages der Hoffnung, daß der Weg zu den glückseligen Inseln gefunden werde, deren Wunder sie zu preisen nicht aufhören. Denn dort grünt und blüht alles das ganze Jahr hindurch; ein ewiger Frühling erhält die Luft lind und den Himmel blau. Dort geht die Zeit spurlos am Menschen vorüber, und der Tod findet dorthin keinen Weg; dieser böse Gast, der den Menschenkindern so arge Qualen bereitet, ist auf den glücklichen Inseln des ewigen Lebens unbekannt. Dort giebt es keine Pein, keinen Schmerz; in Frieden und Freuden vergeht die Zeit. Die Vögel, welche das Entschwinden des Sommers beklagen und vor Einbruch des Winters fortziehen, flüchten nach Horaisan. Ganz genau weiß man dies von den sanften Schwalben. Anders ist es mit den Wildgänsen, die den Winter nicht fürchten, aber dennoch, von Sehnsucht getrieben, den Weg zu den glückseligen Inseln suchen. Man erzählt, daß sie, um den Zugang von den Göttern zu erbitten, kleine Holzstäbchen und allerlei Reisig sammeln und im Schnabel auf die Reise mitnehmen. Kommen sie nun ans äußerste Gestade des von den Sterblichen bewohnten Landes, so legen sie ihre Gabe dort nieder, und die Strandbewohner finden oftmals Häufchen solcher Reiser, welche die Wildgänse zurückließen, wenn sie nach Horaisan hinüberfliegen wollten.

Manchmal, wenn kühne Seefahrer vom Festlande aus es unternahmen, das Land des ewigen Lebens aufzusuchen, kamen sie nicht weiter als nach Japan, und so ist es gekommen, daß beide Länder mit einander verwechselt wurden, und daß man wohl vermeinte, der hohe Fujiyama sei der herrliche Fusan. Das war aber ein großer Irrthum, denn das Reich Horaisan ist noch weit, weit von Japan entfernt, viel weiter als Japan von China entfernt ist, und nur übernatürliche Mächte vermögen einen Menschen dorthin zu führen.

Dies ist jedoch, wie die Sage lautet, einige Mal der Fall gewesen; der weise Japaner Wasobiowe aber war — außer einem Abgesandten des alten Mikado Suinin, von dem die Heldensage berichtet, und der die Orange aus Horaisan mitbrachte — wohl der Einzige, der je von dort heimkehrte, und ihm ist es vorbehalten gewesen, wirkliche Kunde von dem wunderbaren Lande zu geben. Wenn nämlich die Götter irgend einem Sterblichen so zugethan waren, daß sie ihn den Weg nach Horaisan finden ließen, so kam es ihm schwerlich in den Sinn, das vollkommen glückliche Leben, das er dort führte, mit dem früheren unvollkommenen zu vertauschen. So geschah es, daß einst ein Kaiser von China sein Land so schlecht regierte und ein so grausamer Despot war, daß sein Leibarzt Josuku beschloß, sich dieser Tyrannei und der steten Gefahr, in der sein Leben schwebte, zu entziehen. Er sprach eines Tages zu dem Herrscher: „Gieb mir ein Schiff und Gefolge und laß mich ausziehen, um das glückselige Reich Horaisan zu finden und dort das Kraut der Unsterblichkeit zu suchen, das auf dem Berge Fusan wächst. Dies bringe ich dir dann zurück, und hast du es in deinem Besitze, so hast du nichts zu fürchten und hast es ganz in deiner Macht, deine Tage zu verlängern und dich schließlich zum Herrscher der ganzen Erde zu machen.“ Diese Worte waren dem Tyrannen lieb zu hören, und er besann sich keinen Augenblick, seinen Leibarzt Josuku mit großem Gefolge nach Horaisan zu senden. Josuku, der sehr froh war, daß er sich, seine Freunde und deren Angehörige der Gewalt des Tyrannen entzogen hatte, schiffte sich ein, kam auch nach Japan, fuhr aber weiter und weiter, bis er in der That die glückseligen Inseln erreichte. Dort angekommen, genoß er in vollen Zügen das Glück, das ihm beschert war, und dachte nicht daran, zurückzukehren und die Tage seines Gebieters über die natürliche Dauer seines Lebens zu verlängern. Der Japaner Wasobiowe aber, dem er nachmals diese seine Geschichte erzählte, gelangte auf folgende Weise nach Horaisan.

Er war ein alter, würdiger Mann, der sich von den

alltäglichen Geschäften zurückgezogen hatte und in beschaulicher Ruhe seine Tage in der Nähe von Nagasaki verbrachte. Nur ein Koch und ein Bursch waren bei ihm, und wenn er seiner Lieblingsbeschäftigung nachging und in einem kleinen Bote auf das Meer hinausfuhr, um zu angeln, dann mußten diese beiden sein Haus hüten, und oft, recht oft blieb er tagelang fort. Einst, als die achte Vollmondnacht des Jahres hereinbrach, die ja von allen die schönste ist, beschloß er, um den zahlreichen üblichen Besuchen aus dem Wege zu gehen, eine Fahrt auf das Meer hinaus zu machen. Deshalb nahm er seine Angelschnur und setzte sich in den Kahn. Er war ein gewandter, kundiger Schiffer, und so machte es ihm nichts aus, ob die Nacht- oder die Tageszeit ihn auf dem Wasser traf. Gemächlich fuhr er am Gestade dahin und freute sich des prachtvollen, hellen Mondscheines, der ihn die Schönheiten der Landschaft erkennen ließ. Doch plötzlich zogen schwarze Wolken herauf, der Regen rauschte in Strömen herab und pechschwarze Finsterniß umgab ihn. Bald brach der Sturm los und thürmte die Wellen zu Bergen empor, auf denen sein Schiffchen wie ein Ball umhertanzte. Der schwache Mast brach denn auch alsobald in Stücke und verschwand mit dem Segel in der schäumenden Fluth. Wasobiowe aber verlor den Muth nicht und ruderte und kämpfte tapfer um sein Leben. Sein mastberaubtes Fahrzeug schoß pfeilschnell vor dem Sturme dahin, und es war nicht daran zu denken, das heimathliche Ufer zu erreichen, denn Wasobiowe schätzte die Entfernung sehr bald auf mehr denn tausend Wegstunden. Als der Tag anbrach, ließ der Sturm keineswegs nach; im Gegentheil, seine Wuth verdoppelte sich, so daß die weite Wasserfläche nur ein einziger Gischt und Schaum zu sein schien, aus dem die Wogen sich haushoch heranwälzten. Und so mußte der unverzagte Schiffer drei Tage und drei Nächte mit Sturm und Wogengebrause kämpfen. Er hatte sich längst in sein Schicksal ergeben, als mit einem Male der Sturmwind sich legte und Ruhe an die Stelle des heulenden Unwetters trat. Wasobiowe, der den Lauf der Sterne kannte,

sah nun klar, wie unendlich weit er von seiner Heimat Japan entfernt war, und da er nirgends ein gastliches Gestade erspähen konnte, so mußte er sich darein ergeben, aufs Gerathewohl durch das Meer dahinzufahren. Zum Glück hatte er noch seine Angelschnur; diese warf er aus und fristete mit Fischen, die er fing und roh verzehrte, sein Leben. Tag für Tag, Woche auf Woche verrann, ohne daß seine Lage sich änderte, und so ruderte er drei Monate, bis er in die schlammige See kam, in ein böses Gewässer, von dem er nur verlorene Kunde vernommen. Er war sehr erstaunt über diese Begebenheit, die ihm aber auch beinahe das Leben gekostet hätte; denn in dem schlammigen Meere hielt sich kein Fisch auf, und so glaubte er schon, er sei dem Hungertode preisgegeben. Er ruderte und ruderte indessen, bis ihn seine Kräfte zu verlassen anfingen; da umspielte ein würziger Landwind seine Schläfe, und neu belebt ergriff er die Ruder und gelangte nach zwölf ferneren mühevollen Stunden zu dem Gestade von Horaisan.

Noch wußte er nicht, wo er war, und verwundert blickte er umher, als er sein Fahrzeug verlassen. Glück und Wonne umgaben ihn; er fühlte keine Schwäche und wußte nichts mehr von allen Gefahren seiner Reise. Da näherte sich ihm ein ehrwürdiger Greis, den er verstand, denn er sprach chinesisch, und dieser war eben jener Josuku, den einst sein Gebieter ausgesandt hatte, um das Kraut der Unsterblichkeit zu suchen. Er begrüßte den Wasobiowe aufs freundlichste, erzählte ihm seine Geschichte und fügte hinzu, daß er nicht gesonnen sei, je wieder nach China zurückzukehren. Wasobiowe aber freute sich über alle Maßen, als er hörte, wo er war, und pries die Götter für das ihm bescherte Glück. So blieb er in Horaisan wohl ein paar hundert Jahre; doch wußte er nicht, wie lang der Zeitraum war, denn dort, wo alles sich gleich bleibt, wo keine Geburt und kein Tod vorkommt, da achtet Niemand auf die rollende Zeit. Mit Tanz und Musik, im Gespräch mit weisen und geistreichen Männern, im Umgange mit schönen und liebenswürdigen Damen vergingen ihm seine Tage.

Endlich aber — er hätte es kaum für möglich gehalten — ward Wasobiowe des süßen Daseins müde; er sehnte sich nach dem Tode. Doch dieser Wunsch war unerfüllbar; hier konnte er nicht sterben, und hätte er gewaltsam seinem Leben ein Ende machen wollen, es wäre auchdas unmöglich gewesen. Hier gab es keine Gifte, keine todbringenden Waffen; ein Hinabstürzen in Abgründe, ein Anrennen an spitze Felsen oder ähnliche Gegenstände war so viel als ein Fall auf weiche Polster; wollte er sich in die See stürzen, so trug ihn das Wasser wie Kork. Dem armen Wasobiowe, zum Tode müde, konnte hier nicht geholfen werden. In dieser Noth kam ihm eines Tages ein guter Gedanke. Er beobachtete die großen Vögel des Landes und beschloß, eines dieser Thiere zu zähmen und auf dessen Rücken die Heimreise zu wagen. Er wählte sich zu dem Zweck einen riesenhaften Storch aus, der ihm auch sehr zugethan wurde und ihn auf seinen Zuruf trug, wohin er wollte. Als die Zeit ihm passend und gut däuchte, da versorgte er sich mit reichlichem Vorrathe der ausnehmend nahrhaften Speisen von Horaisan, stieg auf den breiten Rücken des Thieres, und fort flog er über das Meer hinweg. Durch viele sonderbare und merkwürdige Länder brachte ihn der Storch; das wunderbarste unter allen aber war das weit, weit ablegene Land der Riesen, welche den Menschen in jeder Hinsicht unendlich überlegen sind. Und während Wasobiowe gewohnt war, in allen Landen bewundert zu werden, wenn er seine philosophischen Ansichten und Systeme kundgab, zog er hier beschämt von dannen; denn die Riesen sagten, sie bedürften von alledem nichts, und erklärten Wasobiowe's ganze Philosophie für unvollkommenen Nothbehelf der Menschenkinder.

So sah denn Wasobiowe auf dieser Reise alles was unter der Sonne und über der Erde sich befindet; alle Länder der Welt lernte er kennen, und als er endlich in seiner geliebten Heimat, in Japan, auf dem Rücken des Storches ankam, da vermochte er seinen Landsleuten über alles Nachricht zu bringen, und sie horchten seinen Erzählungen und waren sehr froh, eine Beschreibung des Reiches

Horaisan durch seinen weisen Mund zu bekommen. Daß Wasobiowe nichts berichten konnte von dem, was über den Sternen und unter dem Meere war, das kümmerte ihn und seine Landsleute wenig; denn den Himmel hat Budha bekannt gemacht, und von den Tiefen des Oceans hat Uraschimataro erzählt, und dem brauchte er nichts hinzuzufügen. Die Geschichte aber, die Wasobiowe von den glückseligen Inseln erzählte, hat sich erhalten, und damit man den Erzähler nicht über den wundervollen Begebenheiten seines Lebens vergesse, bildet man ihn fortwährend auf allerlei Weise ab, wie er auf dem Rücken des großen, schönen Storches steht und bereit ist, die Welt zu durchfliegen.

Tanabata und Inkai.

Am siebenten Tage des siebenten Monats begehen die Japaner einen Festtag, den sie das Fest der beiden Sterngötter Tanabata und Inkai nennen. Die Sterne, welche zu beiden Seiten des sanftfließenden Himmelsflusses oder der Milchstraße liegen, begegnen sich nur an diesem Tage und sonst niemals im Jahre. Es sind Mann und Frau, denen der große Himmelsgeist nur einmal im Jahre vergönnt hat, sich zu sehen und zu sprechen. Der eine Stern, der des Gottes Inkai, befindet sich in der Richtung des Steinbockes von der Milchstraße; der der Göttin Tanabata steht in unserem Sternbilde der Leier, welches man in Japan den Webstuhl nennt, und es ist der Stern der Weberin. Diese Weberin war die ungewöhnlich fleißige, einsam arbeitende Tochter des großen Himmelsgeistes, welche ihr Vater zum Lohn für ihren Fleiß an den Sterngott Inkai verheiratete, der damals noch an derselben Seite der Milchstraße wohnte und viele Felder besaß und bebauete, welche ihm reiche Ernten einbrachten. Tanabata, nachdem sie einen so reichen Mann bekommen, glaubte, es sei

nun nicht mehr nöthig, so fleißig zu arbeiten, und deshalb ließ sie den Webstuhl in Ruhe und begann mit ihrem Manne ein faules und lustiges Leben zu führen. Darüber erzürnte sich aber der große Himmelsgott gewaltig und verbannte zur Strafe für beide Tanabata's Gatten an die andre Seite des Himmelsstromes, damit sie wieder häuslich werde und den Webstuhl so fleißig rühre als früher. So viel nun auch beide Eheleute den großen Himmelsgeist anflehten, barmherzig zu sein und sein schlimmes Gebot zurückzunehmen, so ließ er sich doch nicht erweichen; es mußte bei seinem Befehle bleiben. Nur in etwas ward die Trennung gemildert, und dies bestand darin, daß an einem Tage des Jahres, und zwar am siebenten Juli, Inkai seine Gemahlin besuchen durfte. Zu diesem Zwecke wurde auf Geheiß des großen Himmelsgottes eine fliegende Brücke über den Himmelsstrom geschlagen, und auf dieser gelangte Inkai über den Fluß. Beider Gatten Geschick war damit unwiderruflich besiegelt, und sehnsüchtig erwarteten sie in jedem Jahre den siebenten Juli, an welchem Abends die Brücke erschien und Inkai fliegenden Fußes zu seiner Tanabata hinüber eilte. Doch die Stunden flogen rasch dahin, und wenn die Nacht entschwand, so nahmen beide rührenden Abschied; Inkai ging zurück, und kaum hatte er das jenseitige Ufer des Himmelsstromes betreten, so war die Brücke verschwunden.

Tanabata saß nun wieder zur Freude ihres Vaters emsig am Webstuhl, und Inkai bebauete seine Felder. Wie ehedem war Tanabata häuslich und alle lobten sie. Doch dies war nicht mehr ihr einziges Glück; sie dachte bei ihrer Arbeit nur an Inkai und zählte die Tage bis zum Wiedersehen.

Der ersehnte Tag kam freilich Jahr auf Jahr heran, doch nicht jedesmal brachte er die Zusammenkunft. Denn wenn es in der Nacht regnet und der Himmelsstrom anschwillt, so kann die Brücke nicht hinüber gelegt werden, und die Gatten müssen ein Jahr länger warten, bis sie sich wiedersehen dürfen. Das ist dann freilich eine lange traurige Zeit für Tanabata und Inkai, doch die Menschen unten auf der Erde sind keineswegs

betrübt, denn wenn es in der Nacht des siebenten Juli regnet, so sagt man, es gebe ein fruchtbares Jahr; wenn man aber den Hin- und Hergang Inkai's beobachten kann, soll das Jahr schlecht und der Reis theuer werden.

Immer aber nehmen alle Menschen noch heutigen Tages innigen Antheil an dem Schicksale der Tanabata und des Inkai, und besonders bringen die jungen Mädchen und deren Mütter diesen Gottheiten vielerlei Gelübde und Spenden dar, welche ihnen Hoffnung auf gute Ehemänner und brave Schwiegersöhne geben.

Der Erdbebenfisch.

In der Urzeit waren die Erdbeben in Japan noch häufiger und schrecklicher als jetzt. Der Grund davon ist der, daß ein riesiger Fisch mit ungeheurem, breitem Kopfe, langen Bartfäden und mächtigen Flossen, dessen größte Kraft in seinem endlos langen Schweife enthalten ist, sich unter der Insel befindet. Sein Kopfende liegt gen Norden, sein Schweif reicht bis ins Herz der Insel, bis nach Yamato, in die Nähe der großen Stadt Kioto. Das ist denn auch der Grund, weshalb in letzterer Gegend die Erde am öftesten erbebt, denn meist rührt das Ungethüm nur den Schweif.

Damit dasselbe nicht noch größeres Unheil schafft, hält ein mächtiger Gott, Kaschima, Wache und lastet nicht nur selbst auf dem Rücken des Thieres, sondern beschwert denselben auch noch mit Felsen. Ist auch dies nicht ausreichend, so ergreift der Gott sein mächtiges Schwert, das er einst in der Landschaft Hidatschi in die Erde stieß und dessen Griff einen mächtigen Felsen bildet, den man den Kanamefelsen, den Grundpfeiler der Insel Nippon genannt hat. Dies Schwert vermag Niemand zu heben, als Kaschima; erfaßt er es aber, so ergreift Furcht den großen Erdbebenfisch, und ohne daß Kaschima es wirklich zu zücken braucht, beruhigt er sich und das Erdbeben hört auf.

Die sieben Glücksgötter.

Wohl keine der Sagen aus der Götterwelt ist so eng mit dem japanischen Volke verwachsen, wie es die Sagen von den sieben Glücksgöttern sind. Diese Gottheiten spielen eine so große Rolle, daß selten ein Tag vergeht, ohne daß sie in das Leben und Treiben des Volkes eingriffen. Ueberall sieht man ihre Bildnisse, an vielen Orten haben sie Tempel oder Kapellen; von den Palästen der Vornehmen und Reichen bis in die geringste Hütte hinab findet sich wenigstens der eine oder der andere von ihnen im Bilde vertreten und bringt, so meint man, als guter Geist dem Hause Gedeihen und Segen. Fast ist es, als ob alle sieben Glücksgötter thatsächlich unter dem Volke lebten, und eine hergebrachte Sitte ist es, von ihnen zu sprechen gleich als ob sie leibhaftige Menschen wären, welche Glück und Sorge mit uns theilen.

Freilich spricht man auch viel von einem Glücksschiffe, das mit besonderen zauberhaften Dingen beladen ist und ebenfalls den Sterblichen Glück und Segen bringt. Dieses Schiff — so erzählt man — wird durch eine ihm innewohnende Götterkraft gelenkt und kommt mit geblähtem Segel, wie von starkem Winde getrieben, daher. Seine Schätze sind ein Glücksseckel, der nie leer wird, ein Korallenzweig, der ähnlich einer Wünschelruthe alle verborgenen Schätze und besonders die des Meeres finden hilft; ferner bringt das Schiff einen Schlüssel, der alle Schlösser öffnet, Gewichtstücke, deren Besitz steten Gewinn bringt, Gewürznelken, welche beständige Gesundheit verleihen, auch wohl Edelsteine, welche Fluth und Ebbe des Meeres zu regeln vermögen, vor allen Dingen aber den unsichtbar machenden Hut und Mantel. Wer von dem Schiff und diesen Zauberdingen in der zweiten Nacht des Jahres träumt, hat in dem Jahre ganz besonderes Glück. So oft man aber auch von diesem Glücksschiff redet, und so fest man an seine glückbringenden Zauberdinge glaubt,

so kann es sich doch nicht mit den sieben Glücksgöttern messen, deren Bedeutung eine weit größere ist. Es ist auch keineswegs jenes Glücksschiff, in welchem — wie man dies auf vielen Abbildungen findet — die sieben Glücksgötter oft zusammen über das Meer fahren und sich belustigen.

Diese sieben fröhlichen Gestalten sind nun sechs Götter und eine Göttin, und alle haben ihre besonderen Attribute und Verrichtungen zum Heile der Menschheit.

Zunächst ist unter ihnen Yebizu zu nennen — derselbe Gott, welcher als wenig versprechender Sohn unter dem Namen Hiruko von Isanagi und Isanami in einem Schifflein ausgesetzt ward. Er ging nicht zu Grunde, ward vielmehr der Schutzpatron der Fischer, der guten Fang und überhaupt die tägliche Nahrung verleiht. Er ist ein alter, würdiger Mann, der stets mit einem Fisch — gewöhnlich mit einem Tai oder rothen Seebrassen — abgebildet wird und mit Angelgeräth ausgerüstet ist. Yebizu leistete dem ersten Herrscher Japans, Jimmu, dem Abkömmling der Sonnengöttin, sehr gute Dienste, als derselbe in den noch unkultivirten Norden kam. Er brachte dem Jimmu Pfeile und gab ihm Rathschläge, wie die Barbaren — von den Japanern Yebizu genannt — zu unterwerfen seien, und deshalb nennt man ihn den Yebizu-Gott und verehrt ihn zu Settsu in einem eigenen Tempel.

Der zweite aus der Schaar der sieben Glücksgötter ist Daikoku. Sein Name ist dem Chinesischen entnommen, dennoch ist er einer der alten japanischen Stammgötter, der unter der Oberleitung der großen Göttin von Inari dem Reisbau vorsteht, und daher sitzt er auch stets in allen Abbildungen auf einem Reisballen, dessen Umhüllung gar zierlich aus Stroh geflochten ist. Auf dem Kopfe trägt der freundliche alte Herr stets eine flache Mütze und in der Hand schwingt er als Zeichen seiner Macht einen Hammer — das ist das Attribut der Donnergottheiten, die hier in Japan wie überall in der Welt dem Ackerbau hold sind. Neben diesem Attribute aber gesellt sich zu ihm noch die Ratte, die deshalb auch von den Japanern geehrt, ja heilig ge-

halten wird. Freilich frißt die Ratte auf den Feldern und in den Speichern die köstlichen Reiskörner, doch schadet das nichts; dafür hält sie Wache gegen alle bösen Geister, welche bei den Japanern Oni heißen. Einstmals, so erzählt man, wollten die bösen Oni den guten Daikoku, der ihnen verhaßt war, im Schlafe überfallen und umbringen. Die treuen Ratten aber, die in großer Anzahl da waren, bemerkten sie alsogleich und beschützten ihren Herrn; rasch ergriffen sie Stechpalmenblätter und hielten die Oni so lange fern, bis sie den Daikoku erweckt hatten, der dann alsbald dem Spuk ein Ende machte. Seit der Zeit liebt Daikoku die Ratten sehr, und wo er weilt und seinen Reichthum austheilt, da sind auch die Ratten zahlreich vorhanden.

Der dritte der Götter ist Hotei, ein bartloser, alter, sehr häßlicher Mann, der mit seinen langen und breiten Ohren und seinem dicken Bauche gar wunderlich aussieht. Trotzdem ist Hotei hoch verehrt im ganzen Volke; er ist es, der Kinder und Familienglück beschert. Da er nun selbstredend besonders den Kindern hold ist und ihnen, wenn sie gut und folgsam sind, viel schöne Dinge bringt, so trägt er stets einen großen Sack oder ein Netz mit sich herum und deshalb ist er auch wohl für einen Bettelmönch gehalten. Aber dem ist nicht so; er bettelt nicht, er beschert nur und hält bei allem Segen, den er spendet, eine große Partie Frohsinn bereit, den er überall austheilt, wohin er kommt. Deshalb trägt er auch gewöhnlich ein kleines Musikinstrument oder einen Fächer in der Hand. Man verehrt ihn in vielen Tempeln, und besonders pilgern Frauen und Mütter mit ihren Säuglingen zu ihm und beten, daß er der Familie Glück und Segen erhalten und den Kleinen, die seine Lieblinge sind und immerdar bleiben, Gedeihen und Gesundheit spenden möge.

Jurozin ist der vierte aus der frohen Schaar, ein kleiner, freundlicher, langbärtiger Greis mit schmunzelndem Antlitz. Dabei hat er aber einen so hohen Schädel, daß man es kaum glauben kann; derselbe zieht sich über den Augen so hoch in die Höhe, daß er halb so lang wird wie der ganze Mann, und daher hat

dieser Gott ein höchst sonderbares Aussehen. Er stammt aus dem fernen Süden und ist über China nach Japan gekommen. Man erzählt, daß etwa vor achthundert Jahren unter den chinesischen Kaisern der So- oder Sung-Dynastie in deren Residenz Nanking ein alter fröhlicher Mann lebte. Derselbe hatte ohne den Oberkopf nur die Höhe von etwa 3 Fuß; der hohe, kahle Schädel aber, der halb so lang war, wie der ganze Körper, gab seiner Erscheinung etwas sehr wunderbares. Dazu kam noch sein langer, langer Bart. So lange er nun in der Hauptstadt lebte, ging er täglich auf den Markt und prophezeiete den Leuten mit vielem Erfolge; das Geld aber, das er dafür aufnahm, vertrank er stets in Reiswein oder Sake. Wenn er nun vom Sake trunken wurde, dann stellte er sich zum großen Vergnügen der Umstehenden auf seinen langen Kopf, war lustig und guter Dinge und rief oft laut: „Ich bin ein heiliges Wesen, das der Menschen Tage verlängern kann.“

Ein Tages kam ein Höfling des Weges und sah den sonderbaren Fremdling. Derselbe fiel ihm auf, und so gut es in der Eile gehen wollte, fertigte er ein Bildnis von ihm an, das er dem Kaiser, seinem Herrn, in das Gemach sandte. Der Kaiser, der sich über das Conterfei sehr ergötzte, erkundigte sich nach dem Original, und als er von dem wunderlichen Treiben des langköpfigen alten Mannes hörte, ließ er ihn vor sich fordern.

Als Jurozin sich vor dem Kaiser tief verneigt hatte, fragte ihn dieser, wie alt er sei und woher er komme. Jurozin aber antwortete: „Ich komme weit, weit von Süden her; aber ehe du mich weiter befragst, kaiserlicher Herr, bitte ich dich, mir Wein bringen zu lassen, denn ich kann am besten reden, wenn ich getrunken habe.“ Der Kaiser ließ sogleich Wein bringen, und Jurozin trank eine so große Menge, daß der Kaiser sich darob sehr verwunderte und mit Staunen das Quantum, welches Jurozin in seine Kehle hinunter goß, auf den Inhalt eines mäßigen Fasses schätzte. Nachdem Jurozin getrunken, nahm er eine majestätische Miene an und sprach laut und vernehmlich: „Jedesmal, wenn

du die Fluthen des gelben Flusses, der hier an deinem Palaste vorüber strömt, klar erschauest, wird Ueberfluß und Wohlergehn in deinen Staaten herrschen; ein erfrischender Wind weht durch die Welt, und leichtes Gewölk scheint vom Himmel." Und wie er das letzte Wort gesprochen hatte, war er plötzlich verschwunden, und Niemand konnte sagen, wohin.

Am anderen Morgen aber trat der Kronprinz, der sich eifrig mit der Beobachtung der Sterne beschäftigte, zu seinem Vater und sprach: „Ganz unerwartet ist gestern der Lauf des Sternes, der langes Leben schenkt, mit deiner Person in Berührung gekommen." Der Kaiser, sehr erstaunt, rief aus: „Nun begreife ich was geschehen ist — der Alte, den wir sahen, ist die Gottheit dieses Sternes." Und nun ließ der Kaiser nochmals nach ihm suchen und forschen, aber es war vergebens. Da ergriff der Herrscher das Bildniß des Alten und rief aus: „O Jurozin, nachdem du dich auf einen Augenblick durch irdischen Wein erheitert, kehrtest du zum Himmel zurück. So oft wir des gelben Flusses Wellen klar dahinfluthen sehen, wird nicht nur dein Ausspruch wahr, sondern auch unser Leben wird verlängert werden, ohne daß das Alter seine Spuren eingräbt. Dank dir für deine Worte und deine göttlichen Gaben!"

Und so geschah es, und so ist es geblieben; Jurozin beschert langes Leben und Gesundheit. Wenn er mit den anderen Glücksgöttern abgebildet wird und zwischen ihnen sitzt, so hat er entweder den Vogel Phönix bei sich, den man in Japan Howo nennt, und von dem man — wie allbekannt — sagt, daß er sich stets wieder verjüngt, oder den Kranich, welcher der Sage nach tausend Jahre lebt; manchmal aber auch ruhen seine Füße auf der heiligen Schildkröte, welche noch viel mehr Jahre lebt und noch längeres Leben verleiht, als der Kranich.

Der fünfte Glücksgott ist der ehrwürdige Fukurokuju. Er ist klein, wie Jurozin, und stammt vom hohen Taisangebirge in China. Er gewährt den Menschen, die zu ihm beten, Erfolg und Gelingen ihrer Pläne; auch Weisheit verleiht er, doch diese

vorherrschend dem Alter. Wenn man den Fukurokuju abgebildet sieht, so ist er stets von einem Hirsche begleitet, der meistens — als Symbol der Heiligkeit — die weiße Farbe hat.

Der sechste unter den Glücksgöttern ist der kriegerische Bischamon, der eine Hellebarde trägt und Kriegsruhm verleiht. Gleich andern Gottheiten der Japaner, die im Geleite des großen Buddha kamen, stammt auch Bischamon aus dessen Vaterlande Indien.

Dies ist auch mit der Göttin Benten der Fall, die als letzte den Reigen der sieben glückspendenden Gottheiten schließt. Sie verleiht Schönheit und Liebesglück und wird fast mehr noch als alle ihre Genossen verehrt. Man erzählt von ihr, sie habe einst unter dem Namen Bunscho als Gattin des reichen und mächtigen Jimmiyoju auf Erden gelebt und eines Tages statt eines Kindes fünfhundert Eier zur Welt gebracht. Sie war sehr erschrocken über den Anblick und fürchtete, irgend ein böser Geist habe ihr einen Streich gespielt. In dem Wahne, die Eier könnten nur drachenartige Wesen enthalten, ließ sie dieselben in einen Kasten verpacken und in den benachbarten Strom, den Riyusugawa, werfen. Ein Fischer aber, der an dem nämlichen Flusse wohnte, erblickte den Kasten und zog ihn aus dem Wasser. Als er ihn öffnete, war er über die Masse der Eier, die er für Hühnereier hielt, außerordentlich erfreut und legte sie sorgsam in warmen Sand, bis sie nach der angemessenen Zeit durch die künstliche Wärme ausgebrütet waren. Als dies aber geschah, kamen zum Staunen des Fischers nicht Küchlein, sondern lauter hübsche Knaben aus den Schalen hervor. Der arme Mann fing bald gar sehr zu klagen an, denn es war ihm ja nicht möglich, alle die Knaben zu ernähren, und deshalb ließ er sie, sobald es anging, fortziehen und sich ihr Brot bei mitleidigen Menschen erbetteln, und wenn sie solche nicht fänden, so sollten sie sehen, durch Gewalt zu bekommen, was ihren Bitten versagt würde. Das war ihres Pflegevaters, des Fischers, Rath, und damit zog die Knabenschaar von dannen. Als sie nun von Ort zu

Ort pilgerten, gelangten sie, ohne daß sie eine Ahnung davon hatten, zum Palast ihrer Eltern. Diese wunderten sich gar sehr über eine so große Menge stattlicher Knaben und fragten sie nach ihrer Herkunft. Da erzählte Einer der fünfhundert ihre wunderbare Geschichte, so weit sie der Fischer, der sie als Eier im Kasten aufgefunden, ihnen hatte mittheilen können. Und nun erkannte Benten, daß sie sämmtlich ihre Söhne seien, und daß sie in unbegründeter Furcht sich von ihnen getrennt und sich beinahe eines großen Verbrechens schuldig gemacht hatte; denn hätte der Fischer nicht den Kasten mit den Eiern erspäht und ans Land gezogen, so wären wohl alle die schönen Knaben zu Grunde gegangen. Dies hatten die Götter gnädig verhütet, und so war eitel Freude im Hause des Jimmiyoju. Und als die Welt von der wunderbaren Begebenheit hörte, da erkannte sie der Benten göttliche Macht und ehrte sie gleich anderen Gottheiten. Die fünfhundert schönen Knaben wuchsen zu ihrer Freude heran, und als Benten in den Himmel hinaufstieg, da zogen sie mit ihr und bildeten ihr himmlisches Gefolge.

Im ganzen großen Reiche Japan feiert das Volk mehrere Festtage, welche hauptsächlich der Göttin Benten geweiht sind. Am dritten Tage des dritten Monates feiert man das Mädchenfest, und dann opfert man ihr besondere Kuchen, welche mit Beifuß gemengt werden, weil erzählt wird, daß die fünfhundert Söhne der Benten, als sie von ihrem Pflegevater fortzogen, von ihm ebensolche Kuchen auf den Weg bekamen. Am siebenten Tage des achten Monates ist der Benten Hauptfest, das mit Gebet, Gesang und Tanz begangen wird. Die Mütter flehen zu ihr um brave Männer für ihre Töchter, und diese um baldige, glückliche Vermählung. Zahlreiche Tempel sind der Benten geweiht, und oft findet man dieselben in malerisch gelegenen Teichen, auf denen im Sommer die Lotoskelche sich wiegen; man will der Göttin, die Schönheit verleiht, sich auch dadurch dankbar beweisen, daß man ihre Wohnstätten da errichtet, wo die Natur ihre schönsten Reize entfaltet.

Dies sind also die sieben göttlichen Wesen, denen man neben dem erhabenen Buddha und der Hauptgöttin des japanischen Stammes, der Sonnengöttin Amaterasu, die meiste Verehrung zollt. Während aber jene beiden höchsten Wesen mehr aus angemessener Ferne angebetet werden, wie es dem gläubigen, frommen Volke geziemt, sind die sieben Glücksgötter den Menschen näher getreten, haben sich gleichsam mit ihnen befreundet und theilen in enger Gemeinschaft ihre täglichen Leiden und Freuden.

Marischiten.

Einst lebte in der Provinz Yamato ein Samurai, der sich lange Zeit vergebens bemühte, die Künste des Fechtens zu erlernen. Und wie er nun Tag für Tag seine Gebete an die Götter richtete, ihm Geduld und Ausdauer zu verleihen und ihm ihre Hülfe angedeihen zu lassen, damit sein Wunsch endlich in Erfüllung gehen möge, da erschien ihm eines Tages ein weißgekleideter Gott, der in jeder Hand einen Zweig des heiligen Sakakibaumes trug. Der Samurai, der sich erstaunt über die Erscheinung zu Boden warf, hörte zu seiner großen Freude, daß seine frommen Gebete erhört seien; denn der Gott eröffnete ihm, daß er Marischiten heiße und gekommen sei, den japanischen Kriegern das kunstgemäße Fechten beizubringen. Der hocherfreute Samurai dankte dem Gotte Marischiten voll Demuth, und alsobald begann dieser seine Unterweisung. Er reichte seinem Schüler den einen der Sakakizweige, er selbst hielt den andern in der Hand, und so den heiligen Zweig in der Luft schwingend, ging er alle Hiebe und Paraden mit dem Samurai durch, der nun mit einem Male ein guter, gewandter Fechter wurde. Noch viele andere tapfere Krieger in Japan erlernten darauf die Kunst des Marischiten, und so ist es gekommmen, daß dieser Gott bei den

Japanern hoch in Ehren gehalten wird. Es heißt aber, daß wenn ein Krieger noch so geschickt in seiner Kunst ist und alle Handgriffe versteht, er dennoch nichts zu leisten vermag und keinen Ruhm erlangt, wenn er nicht an Marischiten glaubt und fromme Gebete zu ihm sendet.

Herbst und Frühling.

Zur Zeit der Regierung des japanischen Kaisers Ojin, desselben, der sich nach seinem Tode als Gott Hatschiman offenbarte, ereignete sich in Korea folgende wunderbare Begebenheit.

Ein armes, aber sehr schönes Mädchen schlief eines Tages, weil es erschöpft und müde war, um die Mittagszeit im Felde ein. Das sah von oben herab ein Himmelsgott, und da ihm das Mädchen ausnehmend gefiel, so kam er eilends herbei und machte es zu seiner Gemahlin. Das Mädchen war sehr glücklich über die hohe Ehre, die ihm zu Theil wurde, und freute sich darauf, dem Himmelsgotte ein schönes Kind zu schenken; doch als die Zeit dazu gekommen war, bekam sie statt eines Kindes einen wundervollen rothen Edelstein. Der Edelstein blieb unbeachtet liegen und wurde lange Zeit nachher von einem armen Manne gefunden, der sich sehr darüber freute und den funkelnden Stein in seine Tasche steckt. Nun geschah es aber, daß der Mann eines Tages den Feldarbeitern, die es sich sauer werden ließen und im Schweiße ihres Angesichtes unter den glühenden Sonnenstrahlen ihr Tagewerk verrichteten, das Essen ins Feld hinauszubringen versprochen hatte. Und um die Eßgeräthe und die mit Reis und allerlei anderen Speisen gefüllten Gefäße rascher und besser fortzubringen, nahm er eine Kuh, die er mit den Kübeln bepackte. So zog er nichts böses ahnend dahin,

als ihm plötzlich der Kronprinz Amanohiboko begegnete. Dieser glaubte, als er den Mann mit der Kuh sah, derselbe wolle die Kuh schlachten, und da dies gottlos und streng verboten war, so wurde Amanohiboko zornig und schmähte den armen Mann mit vielen bösen Worten. Der Mann, welcher sich so gut es ging vertheidigte und hoch und theuer versicherte, daß es ihm gar nicht in den Sinn käme, die Kuh zu schlachten, fand kein Gehör, und um den Kronprinzen zu besänftigen und zu erweichen, damit er ungehindert weiter ziehen könne, löste er sich endlich mit dem schönen rothen Edelsteine aus, den er dem Kronprinzen darbot. Amanohiboko, der ganz erstaunt über den Glanz des Steines war, ließ nun den armen Mann seines Weges ziehen und ging voll Freude über seinen Besitz nach Hause. Doch kaum war er dort angelangt und zog den Stein hervor, so verwandelte sich derselbe in eine schöne, junge Göttin. Der Prinz war durchaus nicht böse, als er dies Wunder sah. Er hatte auch alle Ursache, sich zu freuen, denn als er, von Liebe ergriffen, die schöne Göttin geheiratet hatte, was natürlich alsobald geschah, da umgab sie ihn mit so viel zarter Sorgfalt und Liebenswürdigkeit, daß es unmöglich wäre, das alles herzuzählen. Auch pflegte sie ihn mit ganz ungewöhnlichen, auserlesenen Speisen, die nur sie zu bereiten verstand, mit wundervollen Leckerbissen, an denen der Prinz seine Zunge und seinen Gaumen labte. Doch kaum waren einige Monde verstrichen, so wurde der Prinz übermüthig und stolz; er begann auf seine liebenswürdige Gemahlin mit Verachtung hinabzusehen und behandelte sie sehr schlecht. Statt ihr dankbar für alle ihre Liebe und ihre Wohlthaten zu sein, hatte er nur Schmähreden für sie. Natürlich konnte die Göttin sich eine solche Behandlung nicht gefallen lassen; sie sagte, er sei nicht werth, sie zur Gemahlin zu haben, und deshalb wolle sie nicht bei ihm bleiben, sondern zu ihrem Vater ziehen.

Amanohiboko kehrte sich indessen nicht daran und glaubte nicht, daß sie die Drohung jemals ausführen würde. Seine

Frau aber, die junge schöne Göttin, machte sie wahr; sie schiffte sich heimlich ein und floh nach Japan, wo sie auch glücklich in Naniwa — demselben Hafen, den man jetzt Osaka nennt — landete und noch heutigen Tages als Akaruhime, die lichte Göttin, verehrt wird.

Der Prinz Amanohiboko ward sehr zornig, als er hörte, daß seine Gemahlin fort sei. Er setzte ihr nach und kam ebenfalls vor Naniwa an, vermochte aber, gehindert durch der Götter Macht, welche seine Reise nicht billigten, durchaus nicht in den Hafen einzulaufen. Und so wie er nun sah, daß seine junge Gemahlin für ihn verloren war, gab er sich vorläufig zufrieden und lenkte sein Schiff nach dem Nordufer Japans, nach Tajima, wo er denn auch freundlich aufgenommen wurde und seine Schätze auspackte, welche ihm großes Ansehen verschafften. Es waren kostbare Zauberdinge, darunter Gürtel und Spiegel, mit deren Hülfe man Wetter und Wellen regieren kann. Auch köstliche Perlenstränge waren darunter, welche von den Einwohnern sehr bewundert wurden. So blieb denn Amanohiboko dort und wurde der Stammvater edler Geschlechter.

Unter seinen Kindeskindern befand sich auch eine so schöne Prinzessin, daß nach und nach achtzig Götter, die von ihrer Schönheit Kunde erhielten, kamen und um ihre Hand warben. Doch der Prinzessin gefiel kein einziger von ihnen, und so mußten sie alle unverrichteter Sache heimziehen. Endlich nahten sich zwei Brüder der Prinzessin und baten um ihren Besitz. Der eine von ihnen war der junge Herbstgott und der andere war der junge Frühlingsgott. Der junge Herbstgott, der ältere von beiden, hatte natürlich den Vorrang und durfte sich zuerst um die schöne Prinzessin bewerben. Diese aber verwarf ihn so gut als alle, die vor ihm dagewesen waren, und so ging er betrübt zu seinem Bruder und klagte ihm sein Leid. „Dir wird es nicht besser ergehen," sprach er zu diesem, „sie wird auch dich nicht zu Gnaden annehmen!" Allein der Frühlingsgott hatte so guten Muth, daß er mit seinem Bruder eine Wette einging.

welche dieser ihm vorschlug. Es handelte sich dabei um ein großes Faß Reiswein, das der Frühlingsgott hergeben sollte, wenn die Prinzessin die Werbung ausschlug; wurde sie aber von ihr angenommen, so mußte der Herbstgott das Faß hergeben.

Nun ging der Frühlingsgott zu seiner Mutter und erzählte ihr alles. „Ich will dir helfen," sprach sie, „und machen, daß du die Hand der Prinzessin erringst." Darauf setzte sie sich hin und nähte in einer einzigen Nacht ihrem Sohne ein Gewand nebst Hosen, Strümpfen und Sandalen aus den Zweigen und Ranken der prachtvoll blühenden Fujipflanze, das ist die Glycine oder Wistarie. Auch Bogen und Pfeile stellte sie aus derselben Pflanze her, und so ausgerüstet, nahm der jüngere der beiden Brüder seinen Weg zu der Prinzessin. Als er aber bei ihr eintrat, da war er ganz und gar mit den köstlichen Fujiblüthen übergossen, die allüberall an seinem Gewande, ja selbst an Bogen und Pfeilen knospeten und ihre Pracht entfalteten. Wie staunte die Prinzessin über den herrlichen Anblick! Mit tausend Freuden hieß sie diesen Jüngling willkommen und erkor sich ihn sogleich zum Gemahl.

Der ältere Bruder aber, der Herbstgott, ergrimmte, als er vernahm, wie die Sache verlaufen war, und weigerte sich, seine Wette zu bezahlen; der Frühlingsgott, der dies sehr unanständig fand, beklagte sich darüber bei seiner Mutter. Diese zürnte darüber, daß ein Gott sein Wort ebenso leichtsinnig brechen könne wie ein gemeiner Sterblicher, so gewaltig, daß sie einen schweren Fluch gegen ihren ältesten Sohn aussprach. Sie that Steine und Salz in einen hohlen Bambusstab, umwickelte ihn mit Bambusblättern und hängte ihn mit den Worten in den Rauch: „Wie die Blätter sich verfärben und verdorren, so verdorre auch du; wie das Salz im Meere fluthet und ebbet, so fluthe und ebbe auch du; wie diese Steine untersinken, so geh auch du zu Grunde!" Und wie der schreckliche Spruch gesprochen war, ging alles in Erfüllung; der Herbstgott fing an, zu verdorren, und lag krank und schwach auf seinem Lager acht Jahre lang.

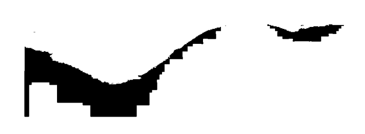
Vergebens war all sein Flehen, bis jene Zeit verstrichen. Erst da erweichte er durch seine beständigen Klagen das Herz der Mutter, und als er nun gelobt, sein Unrecht wieder gut zu machen, und als sie sah, daß er dasselbe von Herzen bereuete, da verkehrte sie den bösen Fluch in Segen; ihr Sohn, der Herbstgott, genaß zu neuem Leben und ward gesund und froh wie zuvor.

Die Gottheiten der Lutschu-Insulaner.

Auf den Lutschu-Inseln erzählt man, daß ein Gott und eine Göttin, mit Namen Amamikiu und Schinerikiu, vom Himmel herab auf die Insel Amami-Oschima fielen, welche von dem Gotte ihren Namen erhielt. Sie zogen aber von dort weiter nach Süden und ließen sich auf der größten der Lutschu-Inseln, Okinawa, nieder und wurden dort in besonderen Tempeln bis in die neueste Zeit verehrt. Sie lehrten die Menschen Gesittung und mancherlei Künste; auch sollen sie Hirse und Reis als Geschenke des Himmels mitgebracht haben.

Die Stammmutter der Ainos.

Einst lebte ein König in der Nähe des großen Meeres und beherrschte dort ein mächtiges Reich. Er hatte drei schöne Töchter, auf die er sehr stolz war; die jüngste aber war die allerschönste, und wie der König dies sah, verliebte er sich in sie und beschloß, sie zu heiraten. Die junge Prinzessin aber, die ein frommes Gemüth hatte und viel Tugenden besaß, war über die Maßen erschrocken, als sie den Willen ihres königlichen Vaters vernahm. Tag und Nacht betete sie zu den Göttern, daß sie ihr Hülfe senden und sie aus dieser Noth erretten möchten. Die Götter erhörten auch ihr frommes Flehen und machten sie häßlich; ihr Körper ward über und über mit Haaren bedeckt,



und sie ward dadurch sehr entstellt. Der König, als er nun seine Tochter erblickte und gewahrte, wie sie verunstaltet war, gerieth in großen Zorn; er sagte, sie sei eine Zauberin und befahl, man solle sie umbringen.

Die junge Königstochter aber, als sie hörte, wie hart ihr Schicksal sein sollte, und wie ihr eigener Vater Schmach und Tod über sie verhängte, floh in der Nacht, nur mit wenigen Kleidern und Lebensmitteln versehen, an die Küste. Dort hoffte sie mitleidige Schiffer zu finden, welche sie mit auf die See nehmen würden. Doch als sie an den Strand kam, da sah sie weit und breit keinen Fischer oder Seefahrer; alles war still umher, und die Kähne, welche sie erblickte, waren alle am Ufer festgekettet. Traurig ging sie weiter; als sie aber zagend über die Wasserfläche hinblickte, sah sie plötzlich dicht vor sich, nahe am Lande, einen einzigen Kahn, der nicht festgebunden war; rasch stieg sie in denselben hinein, denn am Ufer ward es ihr immer unheimlicher; und als sie ihre wenigen Habseligkeiten in Sicherheit gebracht hatte und schon im Begriffe war, vom Lande abzustoßen, war sie sehr verwundert über einen weißen Hund, den sie allerdings wohl im Kahne bemerkt aber nicht weiter beachtet hatte, da die Angst um ihr Leben sie zur Eile trieb. Jetzt glaubte sie, der Hund werde ans Ufer zurückspringen, allein sie irrte sich — er blieb ruhig neben ihr sitzen, blinzelte zutraulich mit den Augen und zeigte ihr ein schönes, breites Segel, das im Kahne verborgen lag. Als sie das Segel hervorgelangt, war der Hund ihr behülflich, es aufzuziehen, und da ein günstiger Wind dasselbe blähete, so kamen sie bald weit aufs offene Meer, und als der Morgen grauete, konnte man sie vom Lande aus nicht mehr bemerken. Es dauerte jedoch einige Tage, bevor sie wieder Land erblickten. Sie gelangten an eine felsige Küste; aber dahinter winkte eine sehr schöne, grüne Insel, und die Prinzessin beschloß sofort, hier zu landen. Es war die nachmalige Insel Yesso, welche sie mit dem treuen Hunde betrat. Sie nahm ihre Vorräthe zu sich und zog damit in eine Höhle, welche vor Regen

und Wind wohl geschützt war. Hier, in der kleinen, dunklen unterirdischen Wohnung lebte sie nun gar kümmerlich und beklagte ihr trauriges Geschick. Die Götter, welche der armen Königstochter wohlgesinnt waren, hatten ihr freilich während der Seefahrt ihre frühere Schönheit wieder gegeben; aber was nützte ihr hier die Wohlgestalt in der Einsamkeit, in der sie nicht einmal so viel hatte, um vollständig ihren Hunger zu stillen? Ach, die Einöde war gar zu schauerlich, die Insel gänzlich unbewohnt! Der Hund aber, der den Kummer der Prinzessin gewahrte, suchte sie schmeichelnd zu trösten, und eines Tages brachte er ihr, als sie schon verzweifeln wollte und vermeinte, Hungers sterben zu müssen — denn ihre Vorräthe gingen zu Neige —, einen schönen, großen Fisch. Die Prinzessin freute sich herzlich dieser Ueberraschung, und nun brachte der Hund ihr allerlei Lebensmittel, wie man sie zur täglichen Nahrung gebraucht. Bald war es abermals ein Fisch, bald waren es wohlschmeckende Muscheln und Krebse, bald Früchte und Kräuter aller Art, bald gar ein Hirschkalb oder anderes mehr. Mit Hülfe des dürren Holzes, das man durch Reibung in Brand setzen konnte, vermochte sie alle Mahlzeiten gut zuzubereiten, und friedlich neben einander sitzend verzehrten beide, der Hund und die Prinzessin, die wohlschmeckenden Speisen.

Dennoch kehrte die Betrübniß der Prinzessin immer wieder zurück; sie ward schwermüthig und klagte mit bitteren Thränen die Menschen der Härte und Ungerechtigkeit an, die selbst das Thier fühle und wieder gut zu machen strebe. Der Hund, ihr treuer Gefährte, saß still neben ihr und schien mit ihr zu klagen. Doch eines Tages, da sie abermals jammerte und klagte, da sollte wiederum der Hund ihr Tröster werden; er schien ihr Leid nicht mehr ansehen zu können und gab sich endlich der Prinzessin zu erkennen. Denn er war kein Hund, sondern ein herrlicher, junger Gott, der die Tugend und Standhaftigkeit der Prinzessin bewundert hatte und ihr zum Beistand und zur Rettung herbeigeeilt war. Die Prinzessin war nun ganz ge-

tröstet und dankte den Göttern in frommen Gebeten für das unverhoffte Glück und die wunderbare Lösung ihres Geschickes. Beide, der Gott und die Prinzessin, heirateten sich nun und lebten auf der gastlichen, schönen Insel, die mit Lebensmitteln überreich versehen war, immer glücklicher und führten ein frohes, ungetrübtes Leben. Sie bekamen auch viele kräftige und schöne Kinder, die wohlerzogen und fromm ihr Glück erhöheten. Diese Kinder waren auch so geschickt wie ihre Eltern und halfen den Wohlstand mehren, denn sie gingen nicht allein mit ihrem Vater auf die Jagd und brachten reiche Beute heim, sondern sie bauten auch feste Kähne und richteten Bogen und Pfeile her, die sie gar zierlich mit Schnitzwerk versahen. Sie waren stark von Gliederbau, kühn auf der Jagd, muthig in allen Gefahren, und zum Andenken an das Haarkleid, das ihre Eltern beide vordem getragen, hatten die Männer herrliche, lange Bärte und alle Männer und Frauen schönes und dichtes, lockiges, schwarzes Hauptthaar. Und wie sie geschickt und anstellig bei jeder Sache waren, so verfertigten sie auch bald schöne Gewänder aus Fellen und Leder oder auch aus der festen Borke eines Waldbaumes, die sie zu Fäden verarbeiteten, und aus verschiedenen anderen Pflanzenfasern, die sie suchten und überall im Walde zu finden wußten. So entstanden die Ainos, ein tapferes, arbeitsames und tugendhaftes Volk, das sich bald über die ganze Insel verbreitete. Manche zogen auch nach den zunächst liegenden Inseln hinüber und Andere erklommen steile Berge und kämpften dort mit den Bären. Die Bärengötter aber liebten dies Volk und gingen oft eheliche Verbindungen mit ihm ein, und die Söhne, welche aus diesen Verbindungen hervorgingen, wohnen als Gottheiten in den Urwäldern und zwischen den Klippen der Gebirge. Sie lenken die Geschicke ihrer Brüder, welche noch jetzt die Insel Yesso und die Felsenriffe im Nordosten, sowie den zunächst liegenden Theil der Insel Sachalien bewohnen. Alle aber sind Fischer und Jäger, wie es sonst keine giebt, und bis zum heutigen Tage sind sie fromme, tugendhafte Verehrer der Götter.


Heldensagen *



Jimmu Tenno, der erste Kaiser von Japan.

Der einzige Sohn des Hohodemi, der Prinz vom unfertigen Taucherfederdache, von dessen wunderbarer Geburt die Göttersage berichtet, war bereits, gleich seinen Vorfahren, zum Himmel aufgestiegen, und noch immer war der Wunsch der Amaterasu, daß ihre Nachkommen ganz Japan beherrschen sollten, nicht in Erfüllung gegangen. Da verlieh sie zweien der Söhne jenes Prinzen Kraft und Muth zu der Ausführung des glorreichen Werkes, ganz Japan zu erobern, nämlich dem ältesten und dem jüngsten; die anderen beiden zogen es vor, der eine auf die glückseligen Inseln des ewigen Lebens, der andere ins Meer, zu seinen Verwandten mütterlicher Seits, sich zurückzuziehen. Der älteste jener beiden Prinzen, welche bald nach ihres Vaters Tode dessen Residenz in Hiuga und die Insel Kiuschiu verließen, um auf der größeren Insel Nippon sich als Herrscher niederzulassen, hieß Isetsu, der jüngere aber ward nachmals Jimmu Tenno genannt und genießt unter diesem Namen bis zum heutigen Tage göttliche Ehren in Japan.

Es währte indessen Jahre lang, ehe die beiden Brüder, welche stets in Eintracht und treuer Gemeinschaft handelten, alle Landstrecken bis zu dem Binnenmeere, welches sich zwischen den

einzelnen Inseln Japans ausbreitet, unterworfen hatten und zu Schiffe nach der Hauptinsel, in die Gegend um Osaka, überfahren konnten. Auf dieser Schifffahrt erwuchsen ihnen ebenfalls mancherlei Gefahren durch die Strömungen und Wirbel in den Meerengen; allein sie fanden dort unerwartete Hülfe durch einen wildaussehenden, bärtigen Meeresgott, der mitten in der See auf dem Rücken einer großen Schildkröte stand und nach Fischen angelte. Sie grüßten den Meeresgott und baten ihn um Auskunft, und als er in den beiden Prinzen die Nachkommen der Amaterasu erkannte, war er gern bereit, ihnen beizustehen. Hoch erfreut darüber, lenkten die Prinzen ihr Schiff dicht an ihn heran, und an einer zu ihm herabgelassenen Stange erklomm der Meeresgott das Schiff und diente als sicherer Führer auf den wilden Meerespfaden.

So gelang es Isetsu und Jimmu, auf der Hauptinsel Nippon zu landen. Damit war indessen ihre Herrschaft keineswegs begründet; überall erhoben sich Gegner, und bald zog von Osten her ein gewaltiges feindliches Heer heran, an dessen Spitze der mächtige Fürst Nagasune von Tomi stand. Die beiden Brüder beschlossen, ihm schleunigst entgegen zu ziehen; sie schifften ihre Streitkräfte ein und fuhren bis Kusaka. Hier landeten sie und lieferten dem Nagasune eine große, blutige Schlacht. Aber sie vermochten den Sieg nicht zu erstreiten und mußten froh sein eben nur das Schlachtfeld behaupten zu können. Zudem war der ältere der beiden Prinzen, Isetsu, durch einen Pfeilschuß des Nagasune schwer an der Hand verletzt; von Schmerzen gequält, beklagte er sein Schicksal, das er noch dazu selbst verschuldet zu haben glaubte. Als nämlich die Schlacht geliefert wurde, stand er im Westen, der Feind im Osten; in Folge davon hatte er seine Waffen gegen seine Ahnfrau, die Sonnengöttin, schwingen müssen und damit die Ehrfurcht gegen sie verletzt. Er war indessen keineswegs entmuthigt, sondern entwarf den Plan eines Angriffes von einer anderen Seite her, als ihn in Folge seiner Verwundung der Tod ereilte. Er starb in den Armen seines

Bruders, den er zur Ausdauer und zur Fortsetzung des Kampfes ermahnte.

Nun war Jimmu der einzige Nachkomme der Amaterasu, auf welchem ihre Hoffnung noch beruhete, und so hielt die Sonnengöttin mit dem großen Himmelsgeiste Rath, wie ihm Beistand geleistet werden könnte. Beide Gottheiten kamen überein, den Donnergott Takamikadzutschi, der vor Zeiten bereits für Ninigi das Land unterworfen hatte, zur Erde hinabzusenden; der Donnergott aber meinte, sein Schwert, daß er dem Jimmu senden wolle, würde genügen, um diesen aus allen Fährlichkeiten zu erlösen und zum Herrscher Japans zu machen. Er wählte zu seinem Sendboten einen frommen Mann, einen der angesehensten Einwohner der Gegend, in welche Jimmu mit seinen Streitern gezogen war, Namens Takakura. Diesem erschien er im Traume und befahl demselben, das heilige kreuzförmige Schwert, welches er zu diesem Behufe durch das Dach in Takakuras Vorrathshaus schleudern würde, an sich zu nehmen und dem Jimmu zu überbringen. So geschah es denn auch; als Takakura am Morgen erwachte, fand er an der angezeigten Stelle des Donnergottes Schwert und machte sich mit demselben schleunig auf den Weg zu Jimmu's Lager.

Es war höchste Zeit, daß er dort Hülfe brachte. Wilde, unbändige Berggeister hatten sich gegen den Enkel der Sonnengöttin verschworen; ihr Herrscher war demselben in Gestalt eines gewaltigen Bären erschienen, und durch dessen Hauch war das ganze Heer in eine Betäubung gesunken. Selbst Jimmu konnte sich derselben nicht ganz erwehren; seine Kräfte schwanden, er sank zu Boden. Da trat Takakura, als eben der Tag angebrochen, mit dem heiligen Schwerte an ihn heran. Jimmu ergriff es, und sofort vermochte er aufzustehen. Er schwang die Waffe mächtig gegen die bösen Geister, die ihn schon als ihre Beute ansahen und umschwirrten. Zerstückt fielen sie zu Boden; das Heer aber erhob sich nun augenblicklich wie neubelebt aus seiner Betäubung, und verwundert fragten sich die Krieger, wie lange sie geschlafen hätten.

Um aber Jimmu vor ferneren Unfällen zu bewahren, sandte der große Himmelsgeist ihm einen wunderbaren, acht Fuß hohen Raben als Wegweiser und ordnete an, daß Jimmu nur dorthin sich wenden solle, wohin ihm der Rabe voranflöge. Und dieser göttliche Rabe bewährte sich bei allen ferneren Kriegszügen; das Heer folgte ihm mit Vertrauen, und so zog der Sieg mit Jimmu's Fahnen.

Zunächst ging es nach allen Seiten hin durch die Provinz Yamato. Alle Gutgesinnten unterwarfen sich; auch die Landesgottheiten ehrten den Willen der Himmelsgötter und zogen aus Wäldern und Geklüft, aus Sumpf und Teich herbei, um ihre Ergebenheit zu bekunden. Es waren abenteuerliche Gestalten, geschwänzt und wüsten Aussehens; allein ihre Gemüthsart war treu; sie huldigten ohne Arg und Tücke dem Enkel der Sonnengöttin und wurden sammt ihren Nachkommen gehorsame Unterthanen des Kaiserhauses.

Zwar gab es hie und da auch Rebellen und böse Geister, die zu bekriegen waren. In Uda herrschte ein Brüderpaar; der ältere war tückisch und grausam, der jüngere brav und gut. Trotz aller wohlgemeinten Abmahnungen dieses jüngeren Bruders empfing er den Raben, welcher Jimmu's Heere voranflog, mit Pfeilschüssen und rüstete sich zu hartnäckiger Gegenwehr. Als er aber Jimmu's Streitmacht sah, verließ ihn der Muth; er schickte eine Gesandtschaft, welche für ihn um Verzeihung bat und Gehorsam angelobte. Allein er heuchelte diese Unterwürfigkeit nur, um durch Hinterlist zu erreichen, was ihm durch Waffengewalt zu erstreiten unmöglich war. Er bauete einen neuen Palast und ließ Jimmu einladen, dort sein Gast zu sein; er habe, so ließ er sagen, dies Haus eigens erbaut, um den Herrscher des Landes würdig empfangen zu können. Dicht hinter der Schwelle dieses Hauses hatte er aber eine Fallgrube angelegt, deren Boden mit Lanzenspitzen und Schwertern besetzt war; wenn nun Jimmu allen voran das Haus beträte, so würde derselbe — so meinte der Verräther — in dieser Grube un-

fehlbar den Tod finden. Der jüngere Bruder aber wollte keinen Antheil an dieser Schandthat haben; deshalb sandte er seinerseits eine Botschaft an Jimmu, durch welche dieser gewarnt wurde. Jimmu kam daher nicht selber, sondern schickte zwei seiner tapfersten Krieger aus, um der Sache auf den Grund zu kommen. Diese fanden bald, daß es mit dem neuen Palaste nicht richtig war; sie jagten deshalb mit Drohungen und Pfeilschüssen den älteren der beiden Brüder in das Haus hinein, so daß er in seine eigene Falle stürzte. Arg verletzt, schrie er um Hülfe, die beiden Krieger Jimmu's aber zogen ihn heraus und hieben ihn in Stücke. Der jüngere Bruder ward zum Lohn für seine Treue mit hohen Ehren bedacht und empfing eine große Herrschaft zu erblichem Lehn.

Ein anderes sehr gefährliches Abenteuer hatte Jimmu mit seinem Heer in einer Einöde zu bestehen, welche von sehr grausamen, gewaltig großen und starken Dämonen bewohnt war, die sich Erdspinnen nannten und in Höhlen und Erdlöchern wohnten. Sie trugen Schwänze und hatten ein abscheuliches Aussehen, das ihre Gemüthsart deutlich bekundete. Jimmu beschloß, List gegen sie anzuwenden. Er ließ ein reiches Mahl herrichten und bewirthete die Unholde mit soviel Sake*), als sie irgend verschlingen konnten. Zugleich hatte er Sorge getragen, daß jedem von ihnen ein verkleideter Krieger zur Bedienung beigegeben war. Während nun die wilden Geschöpfe nach Herzenslust zechten, gab er selbst ihnen einen Gesang zum besten. Allein durch die Worte, die er sang, gab er seinen Kriegern ein Zeichen, und so erlagen die gewaltigen Dämonen, achtzig an der Zahl, in einem Augenblicke sämmtlich den Schwerthieben der Krieger Jimmu's.

Erst nachdem alle diese Abenteuer glücklich bestanden und die Landschaft Yamato gänzlich unter die Botmäßigkeit Jimmu's gebracht war, gelang es diesem, seines Bruders Tod zu rächen. Man schlug, durch den früheren Mißerfolg gewarnt, einen anderen

*) Reiswein.

Weg ein und griff, um nicht abermals beim Kampfe der Sonne gegenüber zu stehen, die Streitmacht des Nagasune mittels einer Umgehung an. Diesmal ward denn auch die feindliche Macht in glorreicher Schlacht vernichtet; alle Häupter derselben fielen, zuletzt Nagasune selber.

Hiernach erlosch jedweder Widerstand nicht nur in Yamato, sondern auch in allen benachbarten Landschaften, und Jimmu schlug seinen Thron inmitten jener Provinz auf. Noch fünfundsiebenzig Jahre, so sagt man, herrschte er über das japanische Reich, dessen Kaiserthron er im Jahre 660 vor Christi Geburt gegründet hatte. Von diesem Jahre hebt daher die Geschichte und die Zeitrechnung der Japaner an.

Jimmu's Söhne.

Als Kaiser Jimmu seine ruhmvolle Laufbahn auf Erden beendet hatte und in den Himmelsgefilden göttlicher Ehren theilhaftig ward, überlebten ihn vier Söhne. Drei dieser Söhne hatte ihm die Kaiserin, seine Gemahlin, geschenkt, während der vierte, der älteste von allen, eine andere Mutter hatte. Dieser bekam als Erbtheil von seinem kaiserlichen Vater nur eine kleine Provinz, mit der er sich begnügen sollte, während die anderen drei das große, herrliche Kaiserreich erben sollten.

Tagischimimi, so hieß der Enterbte, war indeß keineswegs gewillt, sich in sein Schicksal zu fügen, und da er wohl einsah, daß er geradezu gegen den Willen seines kaiserlichen Vaters nichts ausrichten konnte, so nahm er zu Tücke und Hinterlist seine Zuflucht. Mit freundlich geschmeidigem Wesen wußte er die Kaiserin Wittwe so zu umgarnen, daß sie einwilligte, seine Gemahlin zu werden. Kaum war dies geschehen, so versuchte er festen Fuß auf dem Herrscherthron zu fassen, indem er seine drei Brüder tödtete.

Nur zu bald merkte die frühere Kaiserin, was Tagischimimi im Schilde führte. Sie war untröstlich, ihre Söhne nicht warnen zu können, denn Tagischimimi achtete gar sehr auf alle ihre Handlungen, und Lauscher horchten auf das geringfügigste ihrer Gespräche. Deshalb sang sie eines Tages bei offener Thür ein Lied, das ihre Söhne, welche sie in der Nähe wußte, wohl verstehen konnten, während allen Uebrigen die Worte harmlos erschienen. In diesem Liede warnte sie ihre Söhne und machte sie mit einer nahen, drohenden Gefahr bekannt.

Als die Prinzen dies hörten und sofort einsahen, wie ruchlos ihr Bruder gegen den Willen des verstorbenen Kaisers, ihres gemeinsamen Vaters, zu handeln beabsichtigte, beriethen sie augenblicklich, was zu thun sei, und kamen schon nach kurzer Ueberlegung zu dem Entschlusse, ihren Bruder, den schlimmsten Feind, den den sie auf Erden hatten, zu tödten. Und zwar mußte dieser Entschluß alsogleich ausgeführt werden, wollten sie nicht selber dem Falschen zum Opfer fallen.

Bescheidentlich reichte der jüngste seinem ältesten Bruder das Schwert und bat ihn, unverzüglich die rettende That zu vollführen, denn er, als jüngster Bruder, wolle den älteren Brüdern nicht vorgreifen. Der älteste aber lehnte das ab, er wies das allzugroße Wagniß von sich und wollte nichts damit zu schaffen haben. Der zweite nahm das Schwert und ging in das Zimmer Tagischimimi's, doch kaum hatte er die Schwelle überschritten und seinen Gegner erblickt, da erzitterten seine Hände und Knie, und obwohl er Tagischimimi allein fand, fehlte ihm dennoch der Muth, ihn anzugreifen. Zaghaft kehrte er um und erklärte sich außer Stande, das Werk zu vollbringen. Da trat der jüngste, Suizei, vor und erbat sich das Schwert; unverzagt und muthig trat er bei Tagischimimi ein, und im nächsten Augenblicke lag derselbe erschlagen zu seinen Füßen.

Als die That vollbracht war, da verwunderten sich seine Brüder und sahen ein, wie hoch er über ihnen stand. Deshalb sprach der zweite: „Du allein bist fähig und würdig, das Reich

zu beherrschen; ich könnte nimmermehr dein Gebieter sein, und deshalb bin ich bereit, in den Priesterstand zu treten und dir treu zu dienen.“ Und so kam es, daß Jimmu's jüngster Sohn, der Kaiser Suizei, den Thron Japans bestieg und auf seine Nachkommen vererbte.

Kaiser Suinin.

Unter den ältesten Nachfolgern des Kaisers Jimmu und seines Sohnes gedieh das japanische Reich unter dem Schutze der Himmelsgötter mehr und mehr, und friedlich und ohne Störung erbte jedesmal der Sohn den Thron des Vaters. Der Herrschersitz fand seine bleibende Stätte in der schönen Stadt Kioto; die Weisheit, Kraft und Milde der Regenten verschaffte allen getreuen, friedliebenden Unterthanen Wohlstand, die Künste des Friedens blüheten, und wenn in entfernteren Gegenden sich Widersacher erhoben, so wurden sie mit göttlicher Hülfe stets rasch besiegt und vernichtet. Ganz besonders aber rühmen die alten Chronisten den zehnten der Herrscherreihe, Sujin, als weisen Gesetzgeber und milden Regenten, und nicht minder seinen Sohn Suinin, der als sein würdiger Nachfolger den Thron bestieg.

Dieser hatte jedoch gleich nach dem Ableben seines Vaters mit großen Gefahren zu kämpfen, bevor er sich in Ruhe seiner Herrschaft freuen konnte. Er hatte nämlich eine seiner Basen, die wunderschöne Prinzessin Sahobime, geheiratet und war ihr in inniger Liebe zugethan. Der Bruder der Kaiserin aber, Sahobiko, hielt als leiblicher Vetter des Herrschers sich für ebenso berechtigt, auf dem Throne zu sitzen, und sein maßloser Ehrgeiz verleitete ihn, dem Kaiser Suinin nach dem Leben zu trachten. Die Kaiserin selbst, seine Schwester, ersah er zum Werkzeuge

seiner ruchlosen Pläne und fragte sie einstmals ganz unerwartet: „Wen liebst du mehr, deinen Bruder oder deinen Gemahl?" Und als sie ihm erwiderte: „meinen Bruder," da fuhr er fort: „Wenn das wahr ist, so hilf mir, Kaiser zu werden!" Er reichte ihr einen kostbaren, scharfgeschliffenen Dolch und wies sie an, dem Kaiser, wenn er schliefe, mit diesem Dolche den Hals zu durchschneiden.

Nichts ahnend lag ihr Gatte bald darauf im Schlafe, und sein Haupt ruhete auf den Knien seiner Gemahlin. Da zog sie den Dolch, um das Bubenstück zu verüben; allein Reue ergriff sie, und dreimal entsank ihr die Waffe, die sie schon zum Mordstreich erhoben; heiße Thränen quollen ihr aus den Augen und fielen auf Suinin's Gesicht. Dieser fuhr aus dem Schlaf empor und fragte, was es denn gäbe. „Ich hatte einen sonderbaren Traum," fügte er hinzu. „Ein heftiges Regenwetter kam gegen mich heran, gerade aus der Gegend von Saho, deiner Heimat, und benetzte mein Gesicht. Zugleich aber kroch eine kleine bunte Schlange aus meinem Gewande hervor und ringelte sich um meinen Hals. Was mag der Traum wohl bedeuten?" Da sah die Kaiserin, daß die Götter ihrem Gemahle schützend zur Seite standen, und daß es ihr nicht helfen könne, wenn sie die Wahrheit verhehlen wollte, und so gestand sie ein, wie ihr Bruder Sahobiko sie verleitet habe, ihrem Gemahle, dem geheiligten Herrscher, nach dem Leben zu trachten, wie sie aber Reue gefühlt habe und nicht im Stande gewesen sei, die Schandthat auszuführen.

Der Kaiser, nachdem er dies vernommen, liebte sie nichtsdestoweniger und rächte sich an ihr in keiner Weise. Er sammelte aber ein großes Heer und zog gegen Sahobiko, seinen treulosen Schwager, zu Felde. Dieser erwartete den Angriff muthig in seiner Burg. Da dieselbe aber nicht genügend befestigt war, so ging er eifrig daran, sich zu verschanzen. Da er nun in der Eile nichts anderes finden konnte, so nahm er die großen Reisvorräthe seiner Unterthanen in Beschlag, welche in Ballen gethan und rings um sein Schloß aufgeschichtet wurden. Aus diesem Grunde nannte man das Schloß des Sahobiko die Reisburg.

Die Kaiserin aber liebte in der That ihren Bruder mehr als den Gatten und entfloh diesem, um in der Reisburg das Schicksal ihres Bruders und Mitschuldigen zu theilen. Der Kaiser, der zu spät Kunde davon bekam, als daß er ihre Flucht hätte hindern können, war darüber um so tiefer betrübt, als die Kaiserin, seine Gemahlin, gerade damals die Geburt eines Kindes erwartete, und um nun mit dem Leben der Mutter nicht zugleich das des Kindes in Gefahr zu bringen, hielt er seine Truppen vom Sturm auf die Reisburg noch zurück. Als darauf ein Prinz geboren war, sandte die Kaiserin, gerührt durch Suinin's Liebe und Güte, Boten zu ihm mit der Anfrage, ob er seinen Sohn zu sich nehmen und anerkennen wolle; alsdann möge er ihn holen lassen, sie wolle ihm das Kind ohne Zögern zusenden. Der Kaiser antwortete: „So sehr ich den Bruder verabscheue, so sehr liebe ich die Kaiserin immer noch," und demzufolge nahm er nicht allein Sahobime's Anerbieten an, sondern befahl auch den Kriegern, welche das Kindlein von ihr in Empfang nehmen sollten, mit diesem zugleich die Mutter zu ergreifen und zu ihm zu bringen. Sahobime aber ahnte, was er vorhatte; sie kleidete sich daher in lose Obergewänder, legte ein lockeres, weites Armband um und schor sogar ihr Haar ab, aus dem sie dann eine Perrücke anfertigte. Als nun die Krieger, welche vor der Festung den Prinzen aus ihrer Hand empfangen hatten, sie ebenfalls packen und mitschleppen wollten, gaben Kleider, Armband und Haarschmuck nach, und die Kaiserin entkam ihnen. Suinin grollte darüber sehr, und besonders wandte sich sein Groll gegen die Juweliere, welche das Armband gefertigt hatten; und man sagt, dieser Zorn des göttlichen Monarchen laste noch heutzutage schwer auf den Goldarbeitern und Juwelieren, so daß, ganz wie es der ergrimmte Suinin ausgesprochen, sie trotz aller Schätze, welche sie anhäufen, keinen Landbesitz an sich zu bringen vermögen.

So blieb denn Sahobime bei ihrem Bruder, und als nun endlich die Reisburg erstürmt ward und in Flammen aufging und Sahobiko fiel, kam auch seine Schwester mit ihm um.

Der Sohn Suinin's und der Sahobime ward zum Andenken an den Brand der Reisburg, der bald nach seiner Geburt stattfand, Feuerprinz genannt und hatte, bevor er — noch vor seines Vaters Ableben — zu den Göttern versammelt wurde, mancherlei wunderbare Schicksale zu erdulden. Er war stumm, und obwohl man ihn auf alle Weise zu erheitern trachtete und besonders das Fahren in Böten und die Jagd auf Wasservögel ihm Vergnügen machte, gab er nie ein Wort von sich. Er war schon bärtig, als man ihn zum ersten Mal einen Ruf ausstoßen hörte, verursacht durch einen wunderbaren Seevogel, eine Art Schwan, der sich hoch in den Lüften zeigte. Der Kaiser ließ nun einen Jäger ausziehen, um dem Vogel nachzustellen, und endlich, nachdem dieser Jäger fast das ganze Reich durchstreift hatte, gelang es ihm, den Vogel in einem Netze lebend zu fangen. Die Hoffnung, daß der Prinz beim Anblicke des Vogels abermals sprechen würde, erwies sich indessen als trügerisch, und so entschloß sich der Kaiser, den Gott Dokuninuschi um Hülfe anzugehen. Er fürchtete nämlich, daß gerade dieser Gott ihm zürne, weil er zu jener Zeit keinen würdigen Tempel besaß, und er erinnerte sich, daß der Gott ihm einst im Traume erschienen war und sich darüber beklagt hatte. So rüstete denn der Kaiser eine Gesandtschaft aus, welche den Prinzen zu dem Stammsitze des Dokuninuschi geleiten sollte, der sich in der Provinz Idzumo an den Ufern des berühmten Sonnenflusses befindet,*) und gab ihr die Weisung, dort einige Zeit zu verweilen. Der Prinz reiste ab und langte glücklich in Idzumo an, wo er seinen Wohnsitz auf einer schöngelegenen Insel im Sonnenflusse nahm.

Der Kaiser Suinin hatte sich in seinen Vermuthungen nicht getäuscht, denn der Gott Dokuninuschi nahm in der That des Prinzen Ankunft in seinem Wohnsitze gnädig auf und heilte ihn nach kurzer Frist. Der Prinz bekam den Gebrauch der Sprache, er konnte nun seine Gedanken ungestört mit

*) S. Göttersage von Sosanoo und Inada.



seiner Umgebung austauschen und dieselbe empfand darüber die größte Freude.

Diese Freude ward noch größer, als der Prinz die schöne Hinaga, die Tochter des Sonnenstromgottes, heiratete. Diese Hinaga war aber, gleich anderen Wassergöttern, eigentlich eine Schlange, wovon der Prinz, der sie nur als ein schönes Mädchen gesehen, keine Ahnung hatte. Als er nun in der Hochzeitsnacht zufällig erwachte, sah er statt seiner Gattin eine große Schlange neben sich liegen und war darüber entsetzt. Er entfloh eilig; aber Hinaga merkte, daß sie entlarvt sei, und ergrimmt darüber verfolgte sie den Prinzen. Nur mit Mühe und Noth entkam er in einen Nachen; es gelang ihm indessen, auch seine Begleiter herbei zu rufen, und nun ruderten sie mit aller Macht den Strom hinan. Hinaga aber war keineswegs gesonnen, ihren Gatten entrinnen zu lassen; sie schwamm hinter ihm drein und ließ dabei, um die Flüchtlinge sehen zu können, die Wasserfläche von magischem Schein erglänzen. Die Flüchtlinge benutzten deshalb jede Biegung des Stromes, um sich hinter dem vorspringenden Felsufer zu verbergen; zuletzt aber würden sie dennoch erlegen sein, wenn sie nicht endlich das Gebirge erreicht und sich durch dasselbe in eiliger Flucht zu Fuße nach Kioto gerettet hätten.

Der Kaiser war hoch erfreut, seinen Sohn gesund und wohlbehalten nach so manchen Abenteuern wieder zu sehen, und deshalb ward des Prinzen Heimkehr aufs glänzendste gefeiert. Nach Idzumo aber mußte eine besondre Gesandtschaft abreisen, welche dem Dokuninuschi viel Dankopfer überbrachte und ihm einen herrlichen Tempel errichtete.

Kaiser Suinin erreichte ein hohes Alter, als aber mit demselben die unausbleiblichen Gebrechlichkeiten heranzogen, da wünschte er sehnlichst neue Jugendkraft zu erlangen, und zu diesem Zwecke gedachte er, einen seiner Untergebenen nach den Inseln des ewigen Lebens, nach Horaisan abzusenden. Auf diesen Inseln wachsen Früchte, deren Genuß die Tage der Menschen verlängert und ihnen Kraft und Gesundheit verleiht. So sehr aber der Kaiser

sich nach diesen Gaben jenes glückseligen Landes sehnte, so war er doch ein viel zu gütiger Fürst, als daß er einen seiner Getreuen gern den Gefahren der weiten Reise hätte aussetzen mögen. Endlich aber erbot sich ein Ritter aus seiner Umgebung, Namens Tajima-Mori, das schwere Werk auf seine Schultern zu nehmen, und machte sich bereitwillig auf den Weg zu den glückseligen Inseln.

Wie es Tajima-Mori möglich geworden, nicht nur diese weit entlegenen Inseln aufzufinden, sondern auch glücklich nach Japan heimzukehren, davon weiß Niemand etwas. Als er nämlich in der Heimat wieder eintraf, war Suinin eben gestorben, und dem Tajima-Mori brach darob das Herz vor Kummer. Er hatte eine Anzahl Orangen mitgebracht, eine Frucht, die bis dahin auf Erden unbekannt war. Da dieselben in dem Lande des ewigen Lebens gewachsen waren, so hätten sie das Leben des Kaisers sicherlich noch lange gefristet, wenn Tajima-Mori nicht zu spät gekommen wäre. Nun opferte man die Hälfte auf Suinin's Grabmale, die andere Hälfte aber ward gepflanzt, und von ihr stammt die Orange, die zwar die Eigenschaft eingebüßt hat, ewiges Leben zu verleihen, die aber ihren herrlichen Duft bewahrt hat und auch, gleich allen Bäumen des glückseligen Horaisan, das ganze Jahr hindurch grünt, blüht und Früchte trägt.

Yamatodake.

Unter den ältesten Kaisern hatte das japanische Reich noch nicht die Ausdehnung, die es jetzt hat, und namentlich hausten im Nordosten, im nördlichen Theile der großen Insel Nippon, noch viele unbezwungene wilde Stämme, die Yebizu, und auch im Südosten, auf der Insel Kiuschiu, boten andere wilde Horden, die Kumaso, dem Kaiser Trotz.

Dem Yamatodake, dem heldenmüthigen Sohne des zwölften Kaisers von Japan, des Keiko, der nach seines Vaters Suinin

Tode um das Jahr 70 der christlichen Zeitrechnung den Thron bestieg, war es vorbehalten, nach beiden Seiten hin die Kaisermacht zu erweitern. Er war nicht nur der kühnste, sondern auch der stärkste Mann seiner Zeit, und schon als kleines Kind gab er einmal eine Probe seiner übermenschlichen Kraft. Sein älterer Bruder war einige Male Morgens nicht, wie es Sitte und Vorschrift war, vor dem Thron seines Vaters erschienen und hatte dadurch dessen Mißfallen auf sich gezogen. Kaiser Keiko sagte deshalb zu seinem Sohn Yamatodake, er möchte seinen Bruder an seine Pflicht und Schuldigkeit erinnern. In Folge dieses Befehles ging Yamatodake zu seinen Bruder, ergriff ihn und wollte ihn mit sich schleppen; als dieser aber ungeberdig und widerspenstig war, packte und drückte ihn Yamatodake so gewaltig, daß der Aermste seinen Geist aufgab. Yamatodake, noch ein unverständiges Kind, zerstückte ihn nun, wickelte die Glieder in eine Matte und warf sie fort, sodaß Niemand eine Ahnung von dem unglücklichen Ende des Prinzen hatte. Als aber der Kaiser Keiko seinen Sohn Yamatodake nach ein paar Tagen fragte, warum denn sein Bruder immer noch nicht bei Hofe erschiene, und ob er ihn gehörig ermahnt hätte, in vorgeschriebener Weise vor seinem Vater zu erscheinen, da erzählte jener ganz arglos die ganze Begebenheit. Keiko war entsetzt, von einem Kinde so etwas zu hören; er war seit dieser Zeit in steter Angst vor der unbändigen Kraft seines Sohnes und sann fortwährend darauf, wie er ihn vom Hofe fortsenden und in der Ferne durch allerlei Unternehmungen beschäftigen könnte, bei welchen Yamatodake von seiner Stärke einen zweckmäßigen Gebrauch zu machen vermöchte.

Yamatodake war 16 Jahr alt, als sich die erste Gelegenheit dazu bot. Die wilden Kumaso auf Kiuschiu hatten sich unter der Führung zweier Brüder, zweier gewaltig starker Helden, gegen den Kaiser empört, und dieser beschloß, Niemand anders als seinen Sohn gegen sie auszusenden, dessen Haar damals noch nach Knabenart hoch aufgebunden war. Dies aber gab

dem Yamatodake Veranlassung, eine Kriegslist auszudenken. Er ging zu der Prinzessin Yamatohime, seiner Tante, welche ihm von jeher sehr zugethan war und sein ganzes Leben lang seine treue Helferin blieb, und bat sie, ihm einige ihrer Gewänder zu leihen. Gern gewährte sie seine Bitte; er nahm die Frauenkleider dankend in Empfang und verpackte sie sorgfältig, um sie auf die Reise mitzunehmen; alsdann steckte er ein scharfgeschliffenes Schwert zu sich und zog mit wenigem Gefolge gegen die barbarischen Kumaso aus.

Dieses Räubervolk wohnte damals noch in Höhlen oder in Erdlöchern, die es sich grub. Als Yamatodake an ihrem Wohnplatze anlangte, fand er sie gerade im Begriffe, neu eingerichtete Höhlen zu beziehen, und in Folge davon bereiteten sie ein großes Fest vor, mit welchem sie ihre neuen Wohnungen einweihen wollten. Der Prinz hielt sich aus diesem Grunde in der Nähe verborgen und wartete, bis der festliche Tag erschienen war. Dann aber kämmte er sein Haar nach Frauenart hinunter und legte seiner Tante Gewand und Gürtel an. So sah er ganz wie ein Mädchen aus. Die beiden Häuptlinge der Räuber freuten sich sehr über das Erscheinen des vermeinten schönen Weibes. So ging das Fest vor sich, als es aber im besten Zuge war, zog Yamatodake sein Schwert und rannte es dem älteren der beiden Rebellenhäuptlinge durch die Brust. Darauf suchte der jüngere zu entfliehen, doch Yamatodake packte ihn noch am Ausgange der Höhle von rückwärts und durchbohrte ihn ebenfalls mit dem Schwerte. Als er sterbend am Boden lag, sagte er noch: „Wohl glaubte ich, daß Niemand auf der Welt sich mit mit meinem Bruder und mir an Kraft messen könnte, doch sehe ich wohl, wenn wir auch hier im Westen bei weitem die Stärksten waren, so bist du, o Held aus Yamato, noch viel stärker als wir!“ Als die Kumaso alles dies sahen und hörten, unterwarfen sie sich sämmtlich ohne Zögern dem Yamatodake, der sie aufs neue für den Kaiser, seinen Vater, in Eid und Pflicht nahm. So kehrte er froh und ruhmgekrönt nach Kioto zurück.

Kaum aber war er hier glücklich angelangt, so hatte sein Vater schon einen anderen gefahrvollen Auftrag für ihn bereit. In Idzumo hatte sich ein gewaltig starker Räuberhauptmann gegen den Kaiser aufgelehnt. Er hatte alle gegen ihn ausgesandten Truppen geschlagen und spottete in seinen Höhlen und Bergschluchten der kaiserlichen Macht. Yamatodake aber sagte, er allein mache sich anheischig, den Räuber zu besiegen, und zog in der That ohne alle Begleitung gegen ihn aus. Er wollte denselben aber wiederum nicht mit Gewalt der Waffen allein, sondern mit Hülfe der List besiegen; aus diesem Grunde legte er sich einen falschen Namen bei und gab vor, er wolle des Räubers Freund und Gefährte werden. So gelang es ihm, allmählich dessen Vertrauen zu erwerben und mit ihm wie mit dem besten Freunde zu verkehren. Als Yamatodake dies erreicht, fertigte er aus Holz ein nachgemachtes Schwert an und trug dasselbe statt einer wirklichen Waffe in seinem Gürtel. Als nun die beiden einstmals zusammen im Flusse gebadet hatten, bot der Prinz seinem Gefährten einen Tausch der Waffen an, und nachdem dieser ganz arglos das Anerbieten angenommen, wußte Yamatodake ihn zu einem Zweikampfe zu reizen; der Räuber aber vermochte das Holzschwert nicht zu ziehen und ward ohne alle Mühe von seinem Gegner niedergemacht.

Auch nach dieser That hatte Yamatodake keine Ruhe, denn nun trug ihm sein Vater auf, den Osten der Insel Nippon unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Er gab ihm zu dem Behufe den Oberbefehl über ein großes Heer, gab ihm tapfere und erprobte Unterbefehlshaber mit und schenkte ihm zum Zeichen seiner Feldherrnwürde einen gewaltigen Speer, den nur er selber zu schwingen vermochte. Yamatodake aber wußte nur zu gut, daß alle diese Ehren durch des Vaters Wunsch veranlaßt waren, ihn los zu werden, und so begab er sich vor seinem Aufbruch in den berühmten Tempel von Ise, dessen Oberpriesterin seine geliebte Tante Yamatohime war, und klagte ihr sein bitteres Leid. „Kaum bin ich von einer gefährlichen Unternehmung

heimgekehrt,“ sagte er, „so hat mein Vater schon eine neue für mich in Bereitschaft. Von Idzumo glücklich wiedergekommen, muß ich nun an der Spitze eines Heeres in die weite Ferne, um die wilden Stämme des Ostens zu bezwingen. Und so wird es wohl fortgehen, bis ich todt bin.“ Yamatohime suchte vergebens ihn zu trösten, und als er unter fortwährenden Klagen von ihr Abschied nahm, gab sie ihm das berühmte Wolkenschwert des Sosanoo, das sie im Tempel als Heiligthum in Verwahrung hatte, und zugleich ein Täschchen mit. Dies Täschchen, sagte sie, solle er nur dann öffnen, wenn er sich in äußerster Noth und Lebensgefahr befände.

So zog denn Yamatodake aus und kam zunächst nach Owari, wo er noch freundlich aufgenommen ward und bei einer schönen Prinzessin, Namens Miazu, einkehrte. Er gedachte auch, sie zu heiraten, verschob es aber bis zu seiner Rückkunft und begnügte sich damit, sich ihr feierlich zu verloben. Dann ging es weiter nach Osten, und überall besiegte und unterwarf der gewaltige Held nicht nur die Schaaren der Wilden, sondern auch die rebellischen Landesgötter, die sich ihm entgegen stellten, auf Berg und Thal.

So gelangte er in die Landschaft Sagami. Hier aber suchte ihn der Herrscher der Gegend durch Hinterlist zu Grunde zu richten. Er wies dem Yamatodake ein ödes Moor, in dem sich eine rebellische Gottheit aufhalten sollte, ein böser Geist von ganz besonderer Kraft und Macht. Yamatodake zögerte keinen Augenblick, zum Kampfe mit dieser Gottheit auszuziehen; kaum aber befand er sich in dem dichten Gestrüppe des Moores, als der verrätherische Fürst dasselbe ringsum anzündete und in hellen Brand setzte. Von allen Seiten drangen die Flammen auf Yamatodake ein, und dieser sah wohl, daß er in eine böse Falle gerathen sei und daß es ihm ans Leben gehe. Er öffnete daher die Tasche, die ihm seine Tante Yamatohime geschenkt hatte. Darinnen sah er nichts als ein Feuerzeug. Er wußte indessen sogleich, was er damit zu thun habe; er mähete erst mit seinem



Schwerte das brennende Gras ab, soweit er konnte, um Raum zu gewinnen, dann aber machte er mit dem Feuerzeuge selbst ein Feuer an, durch dessen göttliche Kraft er das andere Feuer zurücktrieb. So entrann er glücklich der Gefahr und vernichtete danach das ganze Geschlecht des hinterlistigen Herrschers und zerstörte seine Wohnsitze. Das Wolkenschwert des Sosanoo aber erhielt seitdem den Namen Grasmäher zum Andenken an die wunderbare Errettung des Helden Yamatodake.

Als er von dort weiter zog und an die See von Haschirimidzu, an die nachmalige Bucht von Tokio, gelangte, war er genöthigt, zu Schiff zu steigen, um weiter nach Osten zu gelangen. Hierbei kam er abermals in große Gefahr, denn der dortige Meeresgott war sehr aufgebracht gegen ihn, weil er spottend gesagt hatte, diese Ueberfahrt sei ein leichtes, und auf diese Weise den Gott mißachtet hatte. Die Wogen thürmten sich gewaltig und drohten das Fahrzeug, in welchem Yamatodake saß, zu verschlingen. Da aber opferte sich seine heißgeliebte Gattin Tatschibana für ihn; denn sie sah wohl, daß der Meeresgott sich ohne ein Menschenleben nicht zufrieden geben wollte. Sie ließ Felle und seidene Decken auf die Wogen legen und setzte sich darauf. Sogleich glättete sich die See; die Prinzessin sang noch, zu ihrem Gatten gewandt, ein Abschiedslied, dessen letzte Worte waren: „So sollst du stets gerettet werden, o Geliebter, aus den Fluthen wie aus den Flammen, die im Moor von Sagami dich umringten!“ Dann sah man nichts von ihr wieder als ihren Kamm, den die Wogen nach sieben Tagen, zum Zeichen, daß der Meeresgott ihr Opfer gnädig angenommen, ans Ufer spülten. Derselbe ward nachmals in einem prachtvollen Mausoleum aufbewahrt.

Nachdem Yamatodake nun überall die Yebizu, die Barbaren des Ostens, bezwungen und alle wilden Gottheiten der Berge und Ströme, die er auf seinen Wegen traf, zum Gehorsam gebracht hatte, machte er sich auf den Rückweg. Ungefährdet kam er auch bis zum Aschigarapasse, der von Sagami nach Suruga

führt und nicht weit vom Fujiyama belegen ist. Am Fuße dieser Paßhöhe hielt er sein Mahl, als die Gottheit des Berges in Gestalt eines weißen Hirsches ankam und vor ihm stehen blieb. Yamatodake versah sich von dieser Erscheinung nichts gutes, begnügte sich aber, einen Stengel wilden Lauches zu nehmen und damit nach dem weißen Hirsche zu werfen. Er traf ihn ins Auge und war sehr erstaunt, als nun der Hirsch todt zu Boden stürzte; die dem Lauche innewohnende Heilkraft hatte den bösen Geist vernichtet und seine Anschläge vereitelt.

So schritt Yamatodake ohne Hinderniß bis auf die Höhe des Passes. Droben angelangt, erblickte er das Meer und rief, indem er dreimal tief aufseufzte: „Adzuma!" Das heißt nämlich: mein Weib, und so rief er, weil der Anblick des Meeres ihm das unglückliche Ende der Tatschibana wieder lebhaft ins Gedächtniß rief. Nach diesem seinem Worte aber heißt noch jetzt das ganze Land ringsumher Adzuma.

Auf dem ferneren Rückwege kam Yamatodake nach Schinano, wo er einen siegreichen Kampf mit dem Berggott des Schinano-Passes bestand, dann aber nach Owari, wo er sein Versprechen löste und die Prinzessin Miazu heiratete. Nun aber war es, als sei sein guter Stern erloschen, denn als er abermals auszog, um den mächtigen Berggeist des Ibuki, auf der Grenze der Landschaften Omi und Mino, zu bekriegen, hatte er in thörichtem Uebermuthe sein göttliches Schwert in Miazu's Palaste zurückgelassen und rühmte sich: „Diesen Berggott will ich mit unbewaffneter Hand besiegen!" Als er nun den Hang des Berges hinan klomm, kam ihm ein ungeheurer weißer Wildeber entgegen, so groß wie ein Stier. In unbegreiflicher Verblendung ließ er diesen Eber ungehindert vorüberziehen, indem er ihn für einen der dienenden Geister des Berggottes hielt, und rief: „Diesen Boten des großen Geistes vom Iburi will ich jetzt nicht tödten, sondern bei meiner Rückkehr." Der Eber war aber der Berggott selber, und so verpaßte Yamatodake die ihm gebotene gute Gelegenheit, den bösen Geist in offenem Kampfe zu überwinden.

Derselbe entschlüpfte in die dichten Gebüsche und vermochte von dort aus alle seine Zauberkünste gegen den Helden aufzubieten. Dieser schritt gleichwohl muthig immer weiter bergan und war schon dem Gipfel nicht mehr fern, als der Berggott Eis in großen Massen auf ihn herabregnen ließ. Yamatodake wurde davon betäubt; er wußte nicht aus noch ein und mußte sich zur Umkehr entschließen. Zwar kam er glücklich unten an, und seine schwindenden Kräfte wurden durch eine frische Quelle wieder gekräftigt, welche zum Danke dafür bis auf den heutigen Tag die neubelebende heißt; auch kam ihm ein guter Geist in Gestalt eines weißen Hundes entgegen und wies ihm den richtigen Weg. Allein sein Spähen und Suchen nach dem Berggeiste war umsonst; er war und blieb um den Sieg betrogen, und zugleich war sein Leben verwirkt. Von Stund an ward er schwach und matt. Er, der sonst vermeint, er könne bis über die Wolken fliegen, klagte, daß er kaum noch gehen könne, daß seine Füße ihn oft ganz und gar im Stiche ließen.

Mühsam kam er so bis zum Vorgebirge von Otsu und hier hatte er nochmals eine kurze Freude. Er lagerte unter einer einsamen Fichte, an der nämlichen Stelle, wo er einst beim Auszuge geruht und sein Mittagsmahl gehalten hatte. Traurig gedachte er jener Zeit, wo er noch in voller Kraft hier geweilt, und da fielen seine Blicke auf ein Schwert, das an den Zweigen der Fichte hing. Es war sein eigenes Schwert, das er bei seiner ersten Rast hier getragen und, um besser ruhen zu können, abgelegt und mit eigener Hand an den Baum gehängt hatte. Da sang er, zu der Fichte gewandt: „O du einsame Fichte von Otsu, Stolz dieses Landes, mein theurer Bruder! Wärest du ein Mann, gern gäbe ich dir mein Schwert, das du so treu bewahrtest, ich gäbe dir mein Gewand, o geliebter Bruder, du einsame Fichte!“

Als er nun aber aufbrach, war er kränker und hinfälliger denn je zuvor. Noch einmal ergriff er die Laute und sang ein Lied voll Sehnsucht nach seiner theuren Heimat Yamato, die er,

obwohl sie nun schon so nahe sei, doch nimmer wiedersehen werde. Kaum hatte er den Sang beendet, so verschied er. Ein Bote ward sofort mit der Trauerbotschaft an seinen Vater abgesandt.

Yamatodake's Frauen und Kinder kamen darauf alle herzu und errichteten ein Grabmal in Form eines großen Hügels, das sie klagend umstanden. Der Todte selber aber ward nach seiner Beisetzung in einen Seestrandläufer von riesiger Größe und von weißer Farbe verwandelt. Er schwang sich aus dem Grabhügel empor gen Himmel und nahm seinen Flug dem Meeresstrande zu. Seine Angehörigen versuchten ihm nachzueilen, wurden aber durch hohes Bambusgras behindert und konnten nur von Ferne ihm nachblicken und ihre Klagelieder anstimmen. So ging es fort und fort, bis sie ans Meer kamen. Hier blieb der Vogel am Strande und zog, immer das Ufer entlang, weit, weit fort und war alsbald ihren Augen entschwunden. Das Grabmal aber hieß seitdem das des weißen Vogels.

Der Kaiser Keiko überlebte seinen Sohn Yamatodake noch um zwanzig Jahr; als er starb, folgte ihm einer der Brüder des dahingeschiedenen Helden, der Kaiser Seimu, dieser aber hinterließ nach längerer Regierung den Kaiserthron dem ältesten Sohne des Yamatodake, dem Tschuai, auf welchen wiederum seine Nachkommen folgten; und so sind alle späteren Kaiser Japans Abkömmlinge des Yamatodake, des gefeierten Lieblingshelden des japanischen Volkes.

Jingo Kogo.

Jingo Kogo war die Gattin des Kaisers Tschuai, des Sohnes des Yamatodake, der im Jahre 191 der christlichen Zeitrechnung den Thron Japans bestieg. Die Kaiserin Jingo war nicht nur überaus klug und fromm, sondern auch voll Thatenlust, und so ward sie von den Göttern zum Werkzeuge großer Unternehmungen ausersehen. Kaiser Tschuai, ihr Gatte, war im Begriffe, die Barbaren der Insel Kiuschiu, welche sich von neuem gegen die Kaisermacht empört hatten, zu bekriegen und wieder zum Gehorsam zu bringen, und hatte seinen Wohnsitz in einem seiner Paläste auf jener Insel, in der Stadt Kaschihi, aufgeschlagen. Die Kaiserin war mit ihm gezogen, und außerdem befand sich in seinem Gefolge ein sehr weiser, noch heutzutage vom japanischen Volke hochverehrter Minister Namens Takeutschi, der bereits von des Kaisers Oheim angestellt war, dessen Rathschläge aber auch Tschuai selber stets zu befolgen pflegte. Mit diesen beiden, mit der Kaiserin und dem Minister Takeutschi, saß der Kaiser eines Abends friedlich und ruhig beisammen und vergnügte sich mit dem Spielen des Koto*), als die Götter durch den Mund der Jingo Kogo wichtige Rathschlüsse kund gaben. Ganz plötzlich rief dieselbe dem Kaiser zu: „Es liegt ein Land im Westen, jenseits der See, ein Land voll Ueberfluß und herrlicher Schätze. Dies Land sei dein!“ Tschuai aber nahm den Ausspruch der Götter nicht gläubig und willig hin; er spöttelte und erwiderte: „Steigt man auf einen noch so hohen Berg am westlichen Gestade, so sieht man nichts als Meer. Die Stimme, welche aus dir redet, verkündet unwahres!“ Mit diesen Worten schob er den Koto von sich. Die Götter aber erzürnten darob und sprachen weiter durch der Kaiserin Mund: „Du willst dem göttlichen Gebote nicht folgen! Nun, so bist du auch nicht der

*) S. Märchen von Kätzchens Entführung, S. 56.

Mann, dies Land zu beherrschen — hebe dich weg!“ Ueber diese Worte war der Minister Takeutschi sehr erschrocken. Er redete seinem Herrn und Gebieter zu: „Bitte, spiele weiter, o Kaiser!“ Dieser zog auch, träg und niedergeschlagen, den Koto wieder zu sich heran und spielte einige Noten, aber schwach und immer schwächer, und bald verhallten die Töne ganz. Man kam mit einem Lichte herbei und sah, daß der Kaiser todt war.

Nun ward zuvörderst die Leiche feierlich bestattet, und sorgsam erfüllte man alle Reinigungsceremonien. Nachdem aber sämmtliche Sühnopfer und Gebete den Göttern und der Seele des Dahingeschiedenen nach Gebühr dargebracht waren, da befragte Takeutschi nochmals die Götter um ihren Willen. Der Ausspruch derselben lautete nicht anders, als ihn Jingo zuvor verkündet hatte. Die erhabene Sonnengöttin Amaterasu selber bestätigte ihn und fügte hinzu, daß die Kaiserin einem Prinzen das Leben schenken werde, welcher dermaleinst den Kaiserthron von Japan besteigen solle. Zunächst aber solle die Kaiserin Wittwe die Zügel des Reiches in die Hand nehmen und vor allen Dingen den Feldzug gegen Korea ohne Zögern beginnen. Auch schrieb sie vor, in welcher Art man nicht nur ihr selber und den übrigen Himmelsgöttern, sondern auch den Gottheiten des Landes und des Meeres Opfer darbringen solle. Vornemlich befahl sie, jenen drei Söhnen, welche Isanagi nach seiner Flucht aus der Unterwelt in dem Meere um Japan geschaffen habe, zu huldigen; ihnen zu Ehren solle man geweihte Stäbe oder Goheis*) an die Masten der Kriegsschiffe befestigen und eine besondere Gabe für sie opfern, nämlich Schläuche mit Asche vom Sumpfeibenbaum nebst Tellern aus Eichenblättern und hölzernen Eßstäbchen den Wogen anvertrauen. Die guten Folgen davon, so ließ Amaterasu verkünden, würden nicht ausbleiben.

Man kam allen diesen Weisungen aufs pünktlichste nach;

---

*) S. Göttersage von Amaterasu und Sosanoo, S. 109.

als aber die stattliche Flotte im Begriff war, auszulaufen, flehte die Kaiserin, welche den Oberbefehl selbst zu übernehmen beschlossen hatte, abermals zu den Göttern, sie möchten ihr noch ein günstiges Zeichen zu Theil werden lassen. Sie wolle, so sprach sie, in die Meeresfluth untertauchen, und wenn dann, sobald sie wieder daraus hervorstiege, ihr Haar wohlgescheitelt und in zwei gleiche Hälften getheilt sei, so wolle sie dies als eine Verheißung ansehen, daß sie den Feldzug glücklich zu Ende führen werde. Die Götter gewährten ihr diese Bitte, und zum Andenken daran trug sie fortan ihr Haar stets in solcher Weise gescheitelt.

So lange der Kriegszug dauerte, kleidete und wappnete sie sich ganz nach Männerart. Mit Umsicht und Weisheit erließ sie alle ihre Befehle, zunächst den, daß die Soldaten stets gute Mannszucht halten, sich nicht der Beutesucht überlassen und Milde gegen den besiegten Feind üben sollten.

Als nun die Flotte sich in Bewegung gesetzt, da schwammen, von den durch die Opfer erfreuten Meeresgöttern herbeigesandt, zahllose Fische, große und kleine, von allen Seiten herbei und verursachten eine außerordentlich hohe Fluthwelle. Und diese Welle trug das Schiff der Kaiserin, dem die übrigen — man sagt, dreitausend an der Zahl — paarweis folgten, bis mitten in das Land Schiraki, in die schönste und mächtigste Provinz des verheißenen Landes Korea.

Der König von Schiraki erschrak darüber gar sehr und bat demüthig um Gnade. Er gelobte der Kaiserin Jingo unverbrüchlichen Gehorsam und versprach, Jahr aus, Jahr ein Schiffe und Pferde den Japanern zu stellen. Jingo Kogo nahm ihn in Eid und Pflicht und ebenso den Herrscher von Kudera, einer anderen großen Landschaft Koreas, die im Westen an Schiraki grenzt. Zum Andenken an ihre Siege pflanzte sie ihren Speer auf das Thor der Residenz von Schiraki und stellte das Land unter die Obhut der drei Meeresgötter, der Söhne Isanagis, welche bei der Ueberfahrt und bei der Eroberung des

Landes so wesentliche Dienste geleistet hatten. Nachdem sie ihnen einen Tempel errichtet und eingeweiht, kehrte sie heim.

Inzwischen aber hatte sie Sorge getragen, daß sie in ihrem Siegeslaufe nicht durch die Geburt des Prinzen, welcher nach dem Ausspruche der Göttin ihr Nachfolger auf dem Throne werden sollte, behindert würde. Sie hatte zu diesem Behufe einen Stein genommen und in ihren Gürtel gethan und so mit Hülfe der Götter die Geburt drei Jahre verzögert. Der Knabe, nachmals Kaiser Ojin genannt, erblickte in Folge davon erst nach ihrer Rückkehr von Korea auf der Insel Kiuschiu das Licht der Welt, und dort wird auch bis auf den heutigen Tag der Stein aufbewahrt, den die Königin im Gürtel getragen.

Nach der Geburt des Prinzen begab sich die Kaiserin auf die Reise nach ihrer Residenz in der Provinz Yamato, die sie seit ihres Gatten Tschuai Tode nicht wieder betreten hatte.

Sie hatte aber bereits gerüchtweise vernommen, daß zwei ältere Söhne Tschuai's ihrem Kinde feindselig gesinnt seien, und so trat sie die Reise nicht ohne schwere Sorgen an. So kam es, daß ihr unterwegs, noch auf der Insel Kiuschiu, als sie mit ihrem Gefolge an einem kleinen Bache lagerte und ihr Mittagsmahl hielt, der Gedanke kam, die Götter abermals um ein gutes Vorzeichen anzugehen. Sie warf die Angelruthe in den Bach, in welchem die kleinen, blauen Fischchen, die man in Japan Ayu nennt, sich in großer Zahl herumtrieben. Statt des sonst gebräuchlichen Köders nahm sie jedoch ein Reiskorn, und als sie es an den Angelhaken befestigte, sagte sie: „Wenn eins der Fischchen an diesen ungewohnten Köder beißt, so soll mir das ein Zeichen sein, daß die Götter mich auch aus allen ferneren Gefahren gnädig erretten wollen!“ Und kaum hatte sie die Angelruthe ins Wasser gesenkt und diese Worte gesprochen, so biß auch schon ein Fischlein an, und hocherfreut und mit festem Vertrauen auf der Götter Hülfe setzte Jingo ihre Reise fort.

Dennoch kehrten ihre Besorgnisse wieder, als sie die Kunde vernahm, daß ihre beiden Stiefsöhne, Oschikuma und Kagosaka,



die Herrschaft an sich zu reißen trachteten und schon viel Volk auf ihre Seite gebracht hätten. Als sie diese Nachricht erhalten, trug sie vor allen Dingen Sorge, ihres Sohnes Ojin Leben zu sichern, und deshalb sprengte sie das Gerücht aus, derselbe sei bald nach seiner Geburt gestorben. Ein Trauerschiff mit aufgebahrtem Sarge machte diese Mär noch glaubhafter; in diesem anscheinenden Trauerschiffe war aber ein ganzer Trupp von Kriegern versteckt.

Die beiden älteren Söhne Tschuai's hatten unterdessen den den Plan gefaßt, der Kaiserin bei ihrer Landung in Yamato einen Hinterhalt zu legen. Ihr Heer lagerte bei Settsu, und während sie hier die Ankunft der Jingo erwarteten, beschlossen sie eines Tages, ins Moor auf die Jagd zu gehen, und vermeinten, dabei vielleicht auf ein günstiges Vorzeichen zu stoßen. Allein die Jagd fiel sehr unheilvoll aus. Dem Prinzen Kagosaka begegnete ein so gewaltiger Eber, daß er erschreckt auf einen Eichbaum kletterte; diesen aber grub der Keiler mit seinen Hauern aus, und als der Prinz nun mit dem Baume zu Boden stürzte, tödtete und fraß ihn der Eber. Oschikuma vernahm die Kunde mit tiefer Trauer; allein statt sich warnen zu lassen, zog er dennoch aus, um dem Gefolge der Jingo aufzulauern. Als nun zunächst das Trauerschiff anlangte, hatte Niemand aus demselben arg; allein grade aus ihm stieg eine große Zahl von Bewaffneten ans Land und begann den Kampf mit Oschikuma's Streitmacht. Unter ihrem Schutze landeten die übrigen Krieger des Heeres der Kaiserin, und es entspann sich ein hartnäckiger Kampf. Anfänglich trieb zwar das Heer der Jingo das des Oschikuma zurück; dann aber brachte dessen tapferer Feldherr Isahi das Gefecht zum Stehen und keine der streitenden Parteien vermochte zu siegen. Da brachte der Führer des Heeres der Kaiserin eine Kriegslist, die er sich schon vorher ausgedacht, zur Ausführung; er ließ sagen, Jingo Kogo sei todt, er selber wolle sich mit seinen Truppen unterwerfen, und um die überraschende Nachricht glaubhaft zu machen, mußten seine Soldaten die Bogen-

sehnen zerreißen. Nun schenkten die Feinde seinen Worten Glauben und legten ihre Waffen bei Seite. Kaum aber war dies geschehen, so bespannten die Streiter der Jingo ihre Bogen rasch wieder mit anderen Bogensehnen, die sie auf des Führers Geheiß in ihre Haarzöpfchen gethan und daher rasch bei der Hand hatten. Die Feinde, die sich dessen nicht versahen, wurden nun mit leichter Mühe in die Flucht geschlagen, und obwohl sie nochmals verzweifelten Widerstand zu leisten versuchten, geschlagen und gänzlich aufgerieben. Oschikuma und sein getreuer Isahi entkamen in einem Nachen aufs Meer und sprangen vereint in die Fluthen, um sich selbst den Tod zu geben.

So ward Jingo ohne Widerspruch Herrscherin über Japan und blieb noch fast siebenzig Jahr Regentin im Namen ihres verstorbenen Gemahls. Dann folgte ihr Ojin Tenno, ihr Sohn, der jedoch, gleich dem ehrwürdigen Takeutschi, seiner Mutter schon bei Lebzeiten rathend und helfend zur Seite gestanden hatte, im Jahre 270 der christlichen Zeitrechnung, im 930. Jahre nach der Errichtung des japanischen Kaiserthrones durch Jimmu.

Ojin Tenno und seine Söhne.

Als die Kaiserin Jingo von dem Feldzuge heimgekehrt war, durch welchen sie Korea ihrem Scepter unterworfen, und als sie auf Kiuschiu dem Prinzen Ojin das Leben geschenkt hatte, ward der weise Minister Takeutschi von ihr dazu ausersehen, mit dem neugeborenen Kinde an die See zu reisen und die üblichen Ceremonien daselbst mit ihm vorzunehmen. Als nun Takeutschi bei dem Tempel eines der dortigen Meeresgötter angelangt war und sich angeschickt hatte, am folgenden Morgen mit dem jungen Erbkaiser dem Gotte seine Huldigung darzubringen, da erschien ihm dieser im Traume und sprach: „Gar

sehr wünsche ich, dem Kinde, mit dem du zu mir gekommen, meine Ehrfurcht zu erweisen, denn das gebührt ihm. Ich bitte daher, mit ihm den Namen tauschen zu dürfen, und zum Danke dafür will ich eine Gabe darbringen, welche du am Meeresufer morgen früh finden wirst." Als nun das Gefolge Takeutschi's anderen Tages ans Gestade trat, da sah man eine Menge Delphine und Meerschweine, alle mit zerschmettertem Kopfe, am flachen Strande einer Bucht liegen. Man sah also, daß der Gott Wort gehalten; man pries ihn wegen der reichen Gabe an Speise, die er beschert, und fügte den Ceremonien auch noch den feierlichen Namensaustausch des Gottes mit dem Kaiserkinde hinzu. Ojin blieb der Gegend und dem Gotte Zeit seines ganzen Lebens besonders zugethan; seine Mutter aber ersah daraus, wie sehr ihn die Götter liebten und hochschätzten. Sie empfing ihn und Takeutschi bei ihrer Rückkehr mit großen Ehrenbezeigungen und nahm ihn, als er erwachsen, zum Mitregenten an.

Während dieser ganzen Zeit hatte Takeutschi das Amt des ersten Ministers bekleidet und sich des steten Vertrauens der Kaiserin und Ojins erfreut. Auch als nach seiner Mutter Tode der letztere als Kaiser gekrönt ward und allein die Regierung führte, blieb es ebenso; die weisen Rathschäge Takeutschi's wurden stets von Ojin Tenno befolgt und trugen sehr viel zur Blüthe der beiden Reiche bei, welche dem Scepter des ruhmgekrönten Monarchen gehorchten. Viel nützliche Künste wurden um diese Zeit aus Korea nach Japan verpflanzt; insbesondere kamen Bücher und Weltweise hinüber, welche die Lehren des großen chinesischen Religionslehrers Confucius in Japan verbreiteten.

Nur einmal, so sagen die alten Chroniken, drohte dem Minister Takeutschi eine große Gefahr. Sein eigener Bruder Umaschi ward von Neid und Eifersucht gegen ihn gequält und hatte dadurch sich verleiten lassen, einen schändlichen Plan zum Sturze Takeutschi's zu schmieden. Er ließ einen gewissenlosen Abenteurer kommen und versprach demselben reichen Lohn, wenn

er den Kaiser umbrächte, und wußte dies so schlau einzurichten, daß der Elende glaubte, es sei Takeutschi selber, der ihn zu dem Verbrechen anstiftete. Als nun Takeutschi eines Tages eine Reise in entfernte Provinzen angetreten hatte, um sich zu überzeugen, ob die dortigen Beamten ihre Schuldigkeit thäten, da ließ Umaschi dem gedungenen Mörder sagen, es sei an der Zeit, seine That auszuführen. Als derselbe aber mit dem Dolche im Busen in den Palast eindrang, ward er, wie vorauszusehen war, von den Wachen gepackt und alsobald zum Tode geschleppt; zuvor aber bekannte er noch, Takeutschi sei es, der ihn zu der Schandthat gedungen. Ojin Tenno, der sich zwar sträubte, an Takeutschi's Schuld zu glauben, war doch durch die Beschuldigung, welche der Mörder Angesichts des Todes ausgesprochen, tief erschüttert und ordnete ein strenges Gericht an. Unterdessen aber hatte ein getreuer Anhänger des Takeutschi diesem einen Brief durch einen Eilboten nachgesandt und ihn von allem, was nach seiner Abreise vorgegangen, ausführlich in Kenntniß gesetzt. Der Bote erreichte den Takeutschi, welcher mit großem Gefolge nur langsam reiste, ziemlich bald; Takeutschi aber eilte ohne jeden Aufenthalt so rasch er konnte zur Residenz zurück und langte gerade an dem Tage an, der für die Gerichtsverhandlungen angesetzt war. Hier mußte nun der edle Minister hören, wie sein eigener Bruder Umaschi die Klage des Hochverrathes gegen ihn erhob und die Aussagen des hingerichteten Verbrechers bestätigte. Entrüstet trat Takeutschi vor, und da ihm kein anderes Mittel übrig blieb, seine Unschuld zu erhärten, so verlangte er ein Gottesurtheil nach altem Brauche. Ojin Tenno entschied auch sofort, daß zwischen ihm und Umaschi die Feuerprobe entscheiden solle. Ein Feuer ward auf dem Gerichtsplatze vor dem Palaste angezündet und ein großer Kessel mit Wasser darauf gesetzt. Als das Wasser im Sieden war, griff zuerst Takeutschi ohne Zaudern bis auf den Boden des Kessels und zog langsam den Arm hervor; das siedend heiße Wasser hatte ihm nicht die geringste Verletzung, nicht den mindesten Schmerz bereitet. Nun

kam die Reihe an Umaschi. Kaum aber hatte dessen Hand das Wasser im Kessel berührt, so stürzte er mit einem lauten Schrei zu Boden, seiner Sinne kaum mächtig. Und dabei kam sein Gewand der Flamme nahe, die unter dem Kessel brannte; es fing Feuer, und der Verräther ging elendiglich zu Grunde. Die Anwesenden aber frohlockten, daß die Götter so sichtlich die Tugend und Redlichkeit beschützten und die Schurkerei bestraften, und der Kaiser bemühte sich, Takeutschi für das ausgestandene Herzeleid nach Kräften zu entschädigen.

Bald darauf starb der Kaiser Ojin, und da ward seine göttliche Natur allen Sterblichen vollends offenbar. Man hatte ihm ein großes Grabmal aufgeschüttet; seine verklärte Gestalt aber stieg vor aller Augen daraus hervor, und in demselben Augenblick senkten sich acht Fahnen aus den Wolken zu ihm herab, blieben dann zu seinen Füßen und trugen ihn im Fluge zu den Himmelsgöttern empor. Seitdem nennt man ihn den Gott der acht Fahnen, Yabata oder Hatschiman, und verehrt ihn als obersten Kriegsgott, dessen wunderbarer Einwirkung viele auch die Großthaten seiner Mutter bei der Unterjochung Koreas zuschreiben. Ein prächtiger Tempel ward ihm bei Yamaschiro errichtet, und da ihm die Tauben besonders heilig sind, ward jener Berg der Taubengipfel genannt. In ganz Japan aber feiert man um die Mitte des Sommers noch jetzt alljährlich ein großes Fest zu Ehren des Yabata, des Sohnes der Jingo und des Enkels des Yamatodake.

Bevor indessen Ojin starb und zu den Göttern aufstieg, trug er Sorge, die Nachfolge im Reiche zu ordnen. Unter seinen Gemahlinnen war ihm die schöne Prinzessin Yakaha besonders theuer, und so beschloß er, ihren Sohn, den Prinzen Ujinowaki, seinen beiden älteren Söhnen vorzuziehen und an deren Statt zum Kaiser zu bestimmen. In Folge dieses Entschlusses berief er diese beiden Söhne vor den Thron und befragte sie, ob sie sich willig dieser Anordnung fügen wollten. Die beiden Prinzen, Oyamori und Osazaki, äußerten sich darüber

sehr verschieden; Oyamori murrte und war äußerst unzufrieden, Osazaki dagegen unterwarf sich willig dem Gebote des Vaters und gelobte, demselben stets folgsam zu sein. Nun konnte Ojin ruhig die Augen schließen, und zum Lohne für seinen kindlichen Gehorsam bestimmte er Osazaki zum obersten Reichskanzler, während er Oyamori nur die Aufsicht über Jagd und Fischfang zutheilte. Das erbitterte denselben natürlicher Weise noch mehr, und kaum hatte Ojin die Augen geschlossen, als schon die Fahne der Empörung aufgepflanzt ward. Oyamori sammelte ein großes Heer und gedachte seinen jüngsten Bruder, Ujinowaki, damit zu überfallen. Osazaki aber blieb dem Gelöbniß, das er seinem Vater gegeben, treu und warnte den Ujinowaki, der denn auch die Krönungsfeierlichkeiten sofort abbrach und dem feindlichen Bruder mit bewaffneter Macht entgegenzog. Es war an einem breiten, reißenden Strome, wo die beiden Heere einander begegneten; Ujinowaki lagerte auf den Höhen an dem einen Ufer, Oyamori dagegen versuchte mit Hülfe von List den Uebergang über den Fluß zu erzwingen und versteckte zu diesem Zwecke eine Anzahl auserlesener Bogenschützen am steilen Ufer des Stromes. Ujinowaki ward dies aber gewahr und versuchte ihm mit List entgegenzutreten; auch er versteckte eine Schaar Krieger am entgegengesetzten Ufer, sich selbst aber verkleidete er als Ruderknecht und mischte sich unter die Mannschaft eines Botes, das er dem Oyamori zur Verfügung stellen wollte, um auf demselben über den Fluß zu setzen. Um nun aber nicht beargwohnt zu werden und dadurch in unnöthige Gefahr zu gerathen, ließ er auf einem Hügel, der die Aussicht auf den Fluß hatte, ein prachtvolles Zelt aufschlagen und in diesem einen seiner Vasallen die Rolle des Befehlshabers spielen. Seiner ganzen Umgebung ward anbefohlen, diesem Manne alle kaiserlichen Ehren zu erweisen. Das Schiff aber, das sein verrätherischer Bruder besteigen sollte, bestrich er ganz und gar mit klebrigem Pflanzensafte und machte so das Verdeck schlüpfrig.

Oyamori kam an den Fluß, gab seinen Truppen die

nöthigen Befehle und stieg ohne Arg in den Kahn. Er hatte einen Panzer unter dem Obergewande und beabsichtigte nichts geringeres, als das Zelt auf dem Hügel, in welchem er seinen Bruder vermuthete, durch einen raschen Angriff in seine Gewalt zu bekommen. Schon war er des Erfolges gewiß, und so sprach er leichthin zu den Ruderknechten, indem er auf das prächtige Zelt hindeutete: „Auf jenen Bergen soll ein mächtiger Wildeber hausen, was meint ihr, werde ich ihn erlegen?“ Ujinowaki, der unerkannt unter den Knechten sich befand, verstand sehr wohl, was der Sinn der Rede war; er ergriff das Wort und erwiderte: „Das kannst du nicht; jener Eber läßt sich nicht fangen, so oft ihm auch nachgestellt ist.“ Oyamori hatte keine Zeit, darauf zu antworten, denn das Schiff war unterdessen in die Mitte des Flusses gekommen und begann in der heftigen Strömung zu schaukeln. Da strauchelte Oyamori und stürzte von dem schlüpfrigen Verdecke kopfüber in den Strom, der ihn rasch mit sich fortriß, obgleich er sich noch mit Mühe durch Schwimmen oben hielt. Wohl rief er seinen Kriegern am Ufer zu, sie möchten ihn retten; allein diese hielten den Ruf für den Befehl, aus ihrem Hinterhalt zum Angriff vorzugehen, und als sie dies thaten und mit den Pfeilen auf den Bogensehnen sich am Flußufer zeigten, da traten auch auf der anderen Seite die Leute des Ujinowaki hervor, und beide Theile hatten sich gegenseitig scharf im Auge. Dabei achtete nun Niemand auf Oyamori, der den Fluß hinunter trieb und schießlich, da ihn die Rüstung sehr behinderte, untersank. Ujinowaki, der nur die Pläne seines rebellischen Bruders vereiteln wollte, ihm aber nicht nach dem Leben getrachtet hatte, war über diesen Ausgang sehr betrübt. Er ließ die Leiche suchen, die man auch endlich an einer tiefen Stelle des Flusses mit Hülfe von Stangen auffand, welche man in das Wasser hinabließ und welche rasselnd an den Panzer des Ertrunkenen anstießen. So ward denn Oyamori ehrenvoll von seinen Brüdern bestattet, sein Heer aber unterwarf sich willig dem Ujinowaki.

Ujinowaki war indessen nun nicht mehr gewillt, den Thron zu besteigen, und hielt es für ein großes Unrecht, ihn dem getreuen Osazaki vorzuenthalten, der ihn selber an Edelmuth so sehr übertroffen hatte. Er bot daher, während er mit dem Heere noch an derselbe Stätte weilte, welche Zeuge des unglücklichen Ausganges des Oyamori war, dem Osazaki die Krone des Reiches an. Dieser dagegen bestand darauf, daß man den Befehlen des Vaters unverbrüchlichen Gehorsam schulde, und wollte von nichts anderem wissen. So dauerte der edelmüthige Wettstreit viele Tage, so daß sogar die Fischer der Gegend, welche eigens herangekommen waren, um dem Kaiser ihren pflichtschuldigen Tribut darzubringen, ihre Gabe immerdar von einem der Prinzen zum anderen hin- und hertragen mußten, und Niemand wußte, wer Kaiser war.

Vielleicht hätte dies noch lange gedauert, wenn nicht inmitten der fruchtlosen Verhandlungen Ujinowaki plötzlich gestorben wäre. Nun bestieg Osazaki, der einzige Sohn Ojin's, der noch am Leben war, den Kaiserthron. Er legte sich als Kaiser den Namen Nintoku bei und regierte noch lange ruhmvoll und friedlich Japan und Korea. Zu Anfange ward ihm noch die Beihülfe Takeutschi's zu Theil, der ein wunderbar hohes Alter erreichte; nach dessen Ableben aber hielt Nintoku Tenno mit nicht minderer Weisheit die Zügel des Reiches in fester Hand, so daß man ihm nach seinem Ableben drei prachtvolle Tempel errichtete und ihn noch heutzutage als einen der glorreichsten Kaiser der alten Zeit preist.

Kenzo und Ninken, Itschinobe's Söhne.

Der Tod des Kaiser Nintoku war der Anfang einer langen Reihe von Wirren, welche die Macht Japans und das Ansehen seines Kaiserhauses schwer schädigten und auch den Verlust der Oberherrschaft über Korea zur Folge hatten. Die einzelnen Glieder der Kaiserfamilie erhoben ohne Unterlaß die Waffen gegen einander, oft fiel der Bruder durch Bruderhand, und die Blutrache raffte eines der Häupter des Geschlechtes nach dem anderen dahin. Einer der Enkel Nintoku's, Ingio, stellte zwar eine Zeit lang die Ruhe wieder her, allein unter seinen Söhnen brachen nur noch unheilvollere Zerwürfnisse aus; sein jüngster Sohn, Yuriaku, bahnte sich durch blutige Thaten den Weg zum Throne und behauptete sich im Besitze der Herrschaft, hatte aber dermaßen unter seinen Verwandten gewüthet, daß nach dem frühen Tode seines einzigen Sohnes kein Mitglied des Kaiserhauses mehr am Hofe zu finden war.

Da erinnerten sich die Großen des Reiches, daß der älteste der Enkel Nintoku's, Prinz Itschinobe, welcher hinterlistiger Weise von Yuriaku ums Leben gebracht war, zwei Söhne gehabt hatte, welchen es gelungen war, den Mördern, die Yuriaku auch gegen sie ausgesandt, zu entfliehen. Man vermuthete, daß sie irgendwo im Verborgenen lebten, und so machte sich einer der Edeln am Hofe, Odate, auf den Weg, um diese übrig gebliebenen Sproßen des erlauchten Herrschergeschlechtes zu suchen.

Nach langen Irrfahrten ward sein Unternehmen von Erfolg gekrönt. Tief im wilden Gebirge, fern von allen menschlichen Wohnungen, vernahm er einstmals Stimmen in einer Höhle; er schlich sich näher heran und sah zwei Jünglinge, die gerade ihr karges Mahl hielten, aus dem kümmerlichen Ertrage ihrer Jagd und aus Beeren und Kräutern des Waldes bestehend. Aus ihren Reden erkannte er, daß es zwei Brüder waren, die sich in innigster Liebe zugethan sein mußten, denn keiner der beiden wollte dem

anderen in irgend einer Weise den Vorrang streitig machen, weder beim Mahle selber, noch bei dem Gesang und Tanz, mit welchem sie sich nachher die Zeit vertrieben. Alsobald hörte er auch, daß es die beiden Prinzen waren, die er suchte; und als einer von ihnen die Laute ergriffen hatte, um sich und seinen Genossen zu erheitern, aber statt des frohen Liedes, durch die Erinnerung an den erschlagenen Vater und an ihr eigenes Unglück übermannt, ein Klagelied anstimmte und nun beide in rührender Weise ihrem gepreßten Herzen Luft machten, da trat er aus dem Versteck, in dem er sich bis jetzt ruhig gehalten, mit Thränen in den Augen hervor. „Tröstet euch, edle Prinzen," sagte er, „euer Leid ist zu Ende; ich bin gekommen, euch nach Kioto zu geleiten, wo der Thron euer harrt, denn Yuriaku und sein Sohn sind todt, ihr seid die Einzigen, auf denen die Hoffnung des Landes ruht!"

Mit Staunen vernahmen die Prinzen die Kunde von dem jähen Wechsel von Leid zu Freude; sie zogen mit Odate, der sich huldigend vor ihnen niedergeworfen, der Hauptstadt zu. Das Volk empfing sie überall mit Freude und Jubel, keineswegs aber die Häupter der mächtigsten Familien des Reiches, und manche derselben waren durchaus nicht gewillt, sich ihnen zu unterwerfen. An der Spitze dieser Unzufriedenen stand ein Fürst Namens Schibi, und dieser benutzte namentlich den edlen Wettstreit der Brüder, welche, ganz ihren früheren Gewohnheiten treu, sich gegenseitig den Thron nicht rauben wollten, um seinen Anhang zu stärken. Immer kühner trat er mit seinen ehrgeizigen Absichten hervor und hatte sogar die Frechheit, eine Prinzessin, mit welcher der jüngere der beiden Thronerben sich verloben wollte, für sich selber in Anspruch zu nehmen. Ja, bei dem Feste, mit welchem er seine Vermählung feierte, und dem auch die beiden kaiserlichen Prinzen beiwohnten, reizte er sie aufs Aeußerste, indem er in die Lieder, die er sang, herausfordernde Worte und sogar Drohungen hineinflocht. Die beiden Prinzen sahen nun wohl, daß es an ihr eigenes Leben ginge; sie sammelten daher nach dem Trinkgelage schon in früher Morgenstunde, bevor Schibi's

Anhänger sich bei demselben eingefunden, ihre Getreuen und überfielen und tödteten den übermüthigen Gegner.

Hierauf bestand Ninken, der ältere der beiden Prinzen, darauf, daß der jüngere, Kenzo, welcher bei dem Streite gegen Schibi zunächst betheiligt war und daher die Führerschaft übernommen hatte, den Thron besteigen müsse. Nach langem Weigern willigte derselbe endlich ein und regierte anfänglich milde und gut. Man erzählt, eine weise alte Frau habe seine Hochachtung und Liebe dadurch erworben, daß sie ihn seines schmählich gemordeten Vaters Gebeine finden half, und habe nun auf seinen Wunsch in der Nähe seines Palastes gewohnt und ihn mit gutem Rathe unterstützt, so oft er sie durch eine Glocke habe zu sich rufen lassen. Als die Frau endlich altersschwach ward und in ihre Heimat zurückkehrte, trauerte Kenzo tief; zugleich ward er aber sehr rachsüchtig gegen alle diejenigen, welche ehedem seinem Vater und ihm selber feindselig waren. Nur das ernste Zureden seines Bruders vermochte ihn, von der gänzlichen Zerstörung des Grabmales des Kaisers Yuriaku abzulassen, an das er schon frevelnd die Hand gelegt; denn wenn Yuriaku auch schweres Unrecht verschuldet, so war er doch immer gekrönter Herrscher Japans gewesen.

Bald darauf starb Kenzo, ohne Söhne zu hinterlassen, und sein älterer Bruder Ninken übernahm nun die Regierung. Er war ein weiser Herrscher, starb aber schon nach acht Jahren und hinterließ den Thron seinem Sohne Muretsu; allein dieser Sohn war in keiner Weise dem Vater gleich, und machte sich während seiner ebenfalls nur achtjährigen Regierung vieler Grausamkeiten schuldig. Als er einstmals mehrere seiner Unterthanen qualvoll hatte hinrichten lassen, gaben die Götter ihren Zorn zu erkennen und ließen Feuer auf der Hinrichtungsstätte vor dem Palaste regnen; allein der Kaiser blieb verstockt und ließ nur die Höfe seines Palastes mit Steinen pflastern. Als er starb, überlebte ihn weder ein Sohn, noch sonst ein naher Verwandter, und so übertrug man die Herrschaft einem Abkömmlinge des Ojin, der aus seinem Fürsten-

sitze in Omi herbeigeholt wurde und unter dem Namen Keitai zum Kaiser ausgerufen ward.

Unter Keitai und seinen Nachfolgern drang, wie die frommen Legenden besagen, zuerst die Lehre Buddha's nach Japan, obwohl es noch Jahrhunderte dauerte, bis sie feste Wurzel faßte.

Masakado.

Die Wirrsale, welche die japanische Kaiserfamilie zerrütteten und ihr Ansehen untergruben, gaben Veranlassung, daß Ehrgeizige aus den übrigen hohen und mächtigen Familien sich erhoben und danach trachteten, die Macht und Herrschaft an sich zu reißen. Ganz besonders waren es zwei Familien, deren ungemessene Herrschsucht das Reich in große Gefahren stürzte, die der Taira und die der Minamoto, welche beide reich an hohen Heldengestalten sind. Der Zwist, in den sie geriethen, endete erst mit der gänzlichen Vernichtung des einen dieser Geschlechter, des erlauchten Hauses der Taira, durch seine Widersacher, die Minamoto. Beide Familien stammten von Kaisertöchtern ab; die der Taira war die ältere und daher anfänglich auch die angesehenere und mächtigere.

Etwa sechzehnhundert Jahre nach Jimmu Tenno, 932 Jahre nach Christi Geburt, unter einem Kaiser Namens Schujaku, hatte bereits ein Oberhaupt der Taira-Familie, der mit außerordentlicher Kraft und Klugheit begabte Masakado, eine große Macht an sich gerissen, an deren Spitze er sich offen gegen seinen rechtmäßigen Herrscher empörte. Die ganze Gegend im Osten des Reiches, da, wo später die Hauptstadt Yeddo oder Tokio entstand, gehorchte seinen Befehlen, und selbst von den Familien, welche sonst in allen Fährlichkeiten treu zum Kaiser zu halten pflegten, waren einzelne Häupter zu ihm übergetreten. Insbe-

sondere hatte sich ihm ein General angeschlossen, der einer dem Kaiserhause eng verknüpften alten Familie, den Fujiwara, angehörte; aus dieser Familie aber pflegten die Herrscher ihre ersten Minister zu wählen, und so bekleidete auch gerade zu jener Zeit einer der Fujiwara jenes wichtige Amt. Zum Glücke für das Reich ließ sich dieser Minister indessen nicht durch irgend welche Rücksicht auf seinen pflichtvergessenen Vetter in der treuen Erfüllung seiner Pflichten beirren; er sandte zwei starke Heerhaufen unter bewährten, getreuen Befehlshabern gegen die Rebellen ab, mit dem Befehle, mit äußerster Strenge gegen dieselben vorzugehen.

Dennoch währte es volle sieben Jahr, ehe der Aufstand unterdrückt ward, und dies war hauptsächlich das Werk Masakado's selber, der viel wunderbare Thaten verrichtete und stets die Absichten seiner Gegner zu vereiteln wußte. Endlich aber fiel er in einem Gefechte, und nun gelang es sehr bald, seine Anhänger zu besiegen.

Noch mehr aber, als zu Lebzeiten, bewies Masakado nach seinem Tode, welche hohe, göttliche Kraft ihm inne wohnte. Sein unversöhnter Geist quälte und plagte die ganze Einwohnerschaft der Gegend, die ihm ehedem unterthan gewesen, ohne Unterlaß; Pestilenz, schwere Unwetter und andere Drangsale gaben sein Grollen zu erkennen. In Folge davon errichtete man ihm mehrere Tempel und ordnete einen besonderen Gottesdienst für ihn an, indem man ihm den Götternamen Kandamiojin beilegte. Als dies geschehen, war sein Geist versöhnt; jene Drangsale, mit denen er das Volk heimgesucht, hörten auf. Die Verehrung des Kandamiojin aber gewann dadurch neue Kraft und dauert unverändert bis auf den heutigen Tag.

Das Schwert des Fuchses.

Zu Anfang des zehnten Jahrhunderts, als der Kaiser Itschijo in Japan herrschte, lebte ein sehr berühmter Waffenschmied, der Munetschika hieß. Derselbe schmiedete die besten Schwerter, die man weit und breit finden konnte, und da er sich weder Zeit noch Mühe verdrießen ließ, so wurde jedes Mal sein Werk vom besten Erfolge gekrönt.

Nun begab es sich, daß unter der Regierung Itschijo's das Reich von vielen Gefahren heimgesucht ward; viele mächtige Feinde waren zu bekriegen, und unter ihnen befanden sich sogar die Koreaner, welche früher von Japan unterworfen waren, jetzt aber ihrerseits feindlich heranzogen und einen Einfall in die Insel Kiuschiu wagten.

Inmitten dieser Wirren war Kaiser Itschijo gestorben, und sein Nachfolger Sanjo, aufgebracht über die Keckheit der Koreaner, beschloß, dem feindlichen Einfalle mit einem Male ein Ende zu bereiten. Ein Orakelspruch aber verkündete, daß dazu ein neues Schwert vonnöthen sei, so gut man es nur in Japan anzufertigen vermöchte.

Natürlicher Weise konnte nur Munetschika ein solches Schwert liefern, und so schickte der Kaiser Sanjo einen der tapfersten Krieger am Hofe, den Taschibana Mitschinari, zu dem Schmiede, mit dem Auftrage, sofort ein ganz vorzügliches Schwert zu schaffen, mit dessen Hülfe der Feind besiegt werden könnte.

Munetschika war überrascht durch den Auftrag, und so gern er dem Befehle des Kaisers nachkommen wollte, sah er sich doch außer Stande dazu, denn nichts war vorbereitet und vor allem kein Gehülfe zur Stelle, und so war es ganz unmöglich, eine solche Waffe, wie sie der Kaiser brauchte, so schnell anzufertigen. Und dennoch that die größte Eile noth.

Munetschika sowohl als Taschibana waren rathlos und untröstlich. Als sie aber noch beisammen saßen und klagten, da

erschien plötzlich ein weißer Fuchs, ein Abgesandter der großen Göttin von Inari. Dieser Fuchs befahl dem Schmiede, alles, was dazu gehört, um ein gutes Schwert zu schmieden, regelrecht vorzubereiten. Munetschika machte sich auch alsogleich ans Werk, und unter der Hülfe des Fuchses, der alle Handgriffe gleich dem besten Gehülfen verrichtete, ging alles so gut von Statten, daß schon nach sehr kurzer Zeit ein prächtiges, musterhaftes Schlachtschwert aus der Schmiede hervorging. Voll Freude und Stolz nahm es Munetschika in die Hand und pries die Götter, die ihm die Arbeit so sehr erleichtert hatten. Und wie er nun stolz auf seinen Namenszug blickte, der auf keinem seiner Schwerter fehlte, so sah er voll Verwunderung, daß neben seinem Namensstempel noch mit deutlicher Schrift „der kleine Fuchs“ zu lesen war. Das war das Zeichen, daß auf Geheiß der Götter selbst jener Fuchs dem Munetschika zur Hülfe gesandt war.

Frohlockend brachte Tatschibana nun das kostbare Schwert nach der Residenz Kioto, und der Kaiser Sanjo hatte eine so große Freude darüber, daß er augenblicklich seine besten, erprobtesten Feldherren, deren einer der erlauchten Familie der Taira, deren anderer der der Minamoto angehörte, herbeirief, ihnen das Schwert übergab und befahl, sofort gegen die Koreaner zu ziehen. Dieselben wurden nun auch auf der Insel Kiuschiu aufs Haupt geschlagen und mit Hülfe des wunderbaren Schwertes vertrieben.

Seit dieser Zeit aber wird das Schwert in der kaiserlichen Schatzkammer bis zum heutigen Tage sorgsam verwahrt und in hohen Ehren gehalten.

Koremotschi.

Koremotschi, einer der tapfersten Feldherrn des elften Jahrhunderts, war ein leidenschaftlicher Jäger und durchstreifte oft mit kleinem Gefolge ein wüstes und wildes Gebirge, das mit Ahornbäumen dicht bestanden war. In diesem Gebirge aber hausten viele Oni oder böse Geister, welche die Menschen in Fallstricke zu locken und in große Gefahr zu bringen pflegten. Auch Koremotschi sollte dies erfahren und erlebte eine wunderbare Begebenheit, die man nachmals das Abenteuer auf der Jagd unter den Ahornbäumen benannte, und die man vielfach besungen hat.

Eines Tages, als der tapfere Krieger auf der Jagd war, sah er in einer wilden Schlucht unter den Ahornen ein wunderschönes Mädchen sich mit den versammelten Dienerinnen durch Spiel und Tanz ergötzen. Koremotschi war darüber im höchsten Grade erstaunt und schickte alsogleich einen seiner Vasallen ab, um das schöne Mädchen bitten zu lassen, ihm Zutritt zu gewähren. Der Bote trug sein Gesuch einer der Dienerinnen der schönen Dame vor, und diese brachte ihm bald die frohe Nachricht, daß ihre Herrin erfreut sein würde, einen so ausgezeichneten Samurai*) bei sich bewirthen zu dürfen. Koremotschi, hochbeglückt durch die Botschaft, übergab Bogen und Köcher seinem Gefolge und trat in den Kreis der lieblichen Frauen. Die schöne Dame hieß ihn so liebenswürdig willkommen, daß er, von ihrem Wesen bezaubert, sich niedersetzte und der herrlichen Musik lauschte, die ihm zu Ehren angestimmt wurde. Die Wirthin ließ es sich nicht nehmen, ihn selbst zu bedienen, und reichte dem entzückten Krieger die köstlichsten Speisen und zum Nachtisch Confekt und Wein, so viel er begehrte. Koremotschi, nichts böses ahnend, schwelgte nach Herzenslust in all den Herr-

*) Bezeichnung der adligen Krieger in Japan.

lichkeiten und sank nach kurzer Zeit in einen tiefen, betäubenden Schlaf. Dies war die Wirkung bösen Zaubers, denn das schöne Mädchen war in Wirklichkeit ein blutgieriger Oni, der den tapferen Feldherrn nur herangelockt hatte, um ihn zu verderben. Jetzt, da er in den Zauberschlaf gesunken war, nahm ihm der böse Geist zunächst Dolch und Schwert ab, und es war um ihn geschehen, wenn nicht gerade in diesem Augenblicke der Gott Yabata oder Hatschiman, der Schutzgott der braven Krieger, vorüber gezogen wäre, vor dem sich der Oni verstecken mußte. Gott Yabata aber, der sah, in wie große Gefahr eine der besten Stützen des japanischen Reiches gerathen war, und wie Koremotschi unfehlbar der Wuth der bösen Geister erliegen würde, legte, um ihn zu retten, sein eignes Schwert zur Seite des Schlafenden hin. Und als dasselbe das Gewand Koremotschi's berührte, da erwachte derselbe alsogleich und blickte verwundert in die ganz veränderte Umgebung, die im hereinbrechenden Dämmerlichte doppelt unheimlich aussah. Der schöne Zauberspuk mit allen den lieblichen Mädchengestalten war verschwunden; an seiner Seite aber lag ein fremdes Schwert, und er erkannte wohl des Gottes Nähe, obgleich er ihn nicht sehen konnte. Muthig sah er nun allen Gefahren entgegen, sprang auf und nahm das Schwert zur Hand.

Als aber Yabata vorübergezogen, säumte der Oni nicht, hervorzutreten. Das Schwert in Koremotschi's Hand gewahrend, stürzte er mit einer schweren Keule bewaffnet auf den Helden los. Koremotschi aber, der nun den bösen Geist in seiner wahren Gestalt erblickte und sah, was für ein scheußliches Gespenst er war, wie ihm die langen, wirren Haare um das gräßliche, blutrothe Antlitz hingen, trat ihm mit dem guten Schwerte zu offenem Kampfe entgegen. Das Gespenst erkannte sehr wohl, daß es gegen die Macht des Götterschwertes nichts ausrichten konnte, sprang deshalb auf seinen Gegner zu und wollte ihn umklammern und erwürgen. Der gewandte Krieger aber machte sich vom Kobolde frei, verwundete ihn schwer und hieb ihm mit dem

heiligen Schwerte das Haupt ab. Alsdann ergriff er dasselbe und zog, die Trophäe hoch emporhaltend, das Götterschwert in der Hand, zu seinem Gefolge zurück.

Seine Leute waren schon in großer Besorgniß um ihn gewesen und empfingen ihn mit großem Jubel, und als er die Begebenheit erzählte, priesen sie seinen Ruhm und den des Gottes Yabata, so daß die Kunde von dem Abenteuer bald die Welt erfüllte und Koremotschi's Name fort und fort im Volke lebt.

Yoschiiye.

Der Nordosten der Hauptinsel Nippon blieb trotz der Heldenthaten Yamatodakes noch lange Zeit der Schauplatz vieler Empörungen, und oft wußten mißvergnügte Große die nur halb unterworfenen barbarischen Stämme zum bewaffneten Widerstande gegen die Kaisermacht aufzureizen. Namentlich war das elfte Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung reich an solchen Aufständen, und einer der kaiserlichen Feldherrn, Yoriyoschi, legte bei einer solchen Gelegenheit den ersten Grund zu dem hohen Ansehen, zu dem die Familie der Minamoto, welcher er angehörte, sich erhob. Schon seinem Sohne, Yoschiiye, war es beschieden, noch höheren Ruhm zu erlangen. Gegen Ende des elften Jahrhunderts brach im fernen Norden eine abermalige, gewaltige Empörung aus und Yoschiiye hatte den Oberbefehl über die kaiserlichen Truppen. Trotz der vielen Wunder der Tapferkeit, die Yoschiiye verrichtete, kostete es drei Jahre der Mühen und Gefahren, bevor er völlig Herr des Aufstandes wurde.

Einstmals kam er auf diesen Kriegszügen im wilden Gebirge der Landschaft Nambu sammt seinem ganzen Heere in die Gefahr, vor Durst zu verschmachten, denn weit und breit sah man nirgends auch nur eine Spur von Wasser, und alle be-

wohnten Plätze waren viele Meilen weit entfernt. Da erhob Yoschiiye seine Lanze und wandte sich mit heißem Gebet an den Gott Hatschiman, den Hort und Helfer der Krieger Japans, und stieß alsdann, wie von göttlichem Geiste beseelt, mit der Spitze der Lanze gegen einen Felsen. Sofort drang sie tief in das harte Gestein, und als er sie herauszog, folgte ihr ein klarer, lebendiger Quell, so reich an Wasser, daß er das ganze Heer tränkte und dem mächtigen Kitakami-Strome seinen Ursprung gab.

Diese That vor allem verschaffte dem Yoschiiye den Beinamen Hatschimantaro, Jünger des Hatschiman, und gleich dem Hatschiman oder Yabata selber wird er als Kriegsgott von den Japanern verehrt. Oft sieht man ihn in solcher Gestalt abgebildet, auf schnellem Rosse dahinstürmend und mit den Häuptern erschlagener Feinde beladen.

Yorimasa.

Um die Mitte des zwölften Jahrhunderts regierte in Japan ein guter, von seinen Mannen sehr geliebter Kaiser Namens Konoye, der jedoch kränklich war und zu allen anderen Leiden auch noch eine besonders schwere Plage zu erdulden hatte. Diese Plage verursachte ein abscheuliches Unthier, einem Tiger an Leibesgestalt und durch seine gewaltigen Klauen gleich, aber mit dem Kopfe eines Affen und mit einem langen, mächtigen Schlangenschweife versehen. Dieses Unthier, das die Japaner den Nuye nennen, kam gegen Abend auf das Dach des kaiserlichen Palastes in Kioto und stimmte ein Geheul an, das Niemand zur Ruhe kommen ließ. Dasselbe erreichte um vier Uhr Morgens, zur Tigerstunde nach alter Bezeichnung, seinen Höhenpunkt; bald danach verschwand das Unthier. Der Kaiser ward durch diesen Spuk und durch den giftigen Hauch des Nuye immer kränker und bat wiederholt seine Krieger, den Kampf mit dem Ungeheuer

zu wagen; doch keiner war beherzt genug, das Abenteuer zu bestehen, bis endlich an Yorimasa, einen jungen Krieger aus dem Geschlechte der Minamoto, die Reihe kam, beim Kaiser den Wachtdienst zu versehen. Dieser konnte die Qualen seines Gebieters nicht länger mit ansehen und beschloß, wenn es sein müsse, ganz allein den Kampf zu wagen, indem er auf seine Kraft und Geschicklichkeit im Handhaben des Bogens vertrauete. Er hatte jedoch einen treuen Diener, Inohayata, der es sich nicht nehmen lassen wollte, seines Herren Lebensgefahr zu theilen; mit einer Fackel und einem scharfen Schwerte versehen, blieb er an dessen Seite.

So traten die beiden auf den Hof vor den Palast hinaus, und beim Scheine der Fackel sah alsobald Yorimasa die Augen des Ungethüms grauenhaft funkeln. Im Nu war der Pfeil auf der Sehne, der Bogen angezogen, und mit fürchterlichem Schrei stürzte der Nuye, ins Auge getroffen, vom Dache herunter. Rasch lief Inohayata auf ihn zu und hieb ihm den Kopf ab.

Der Mikado beschenkte den tapferen Bogenschützen, der ihn von dem Unthier befreit und ihm also das Leben gerettet, mit einem der berühmtesten Schwerter seiner Schatzkammer und erhob ihn zu großen Ehren. Das dankbare Volk aber verkündet seinen Ruhm bis zum heutigen Tage.

Raiko und Watanabe.

Der tapfere Krieger Raiko stammte aus dem edlen Geschlechte der Minamoto und gehörte zu der Leibwache des Kaisers. Um jene Zeit war das Leben der Soldaten, denen die Obhut über das Leben des geheiligten Herrschers anvertraut war, weit mehr von Gefahren bedroht, als in späteren Tagen. Böse Geister oder Oni, die in den Dickichten und Sümpfen in den Umgebungen der Residenz Kioto hausten, kamen oft bis unter

die Thore, ja bis in die Vorhallen des kaiserlichen Palastes und erwürgten jeden, der sich nicht durch eilige Flucht rettete. Das wurmte den heldenmüthigen Raiko gar sehr, und sein Zorn gegen die höllischen Gespenster kannte vollends keine Grenzen, als eines derselben, ein Oni von gewaltiger Kraft und Stärke, sich Nacht für Nacht bis unter eine der Pforten wagte und den Kriegern, die dort standen, nach dem Leben trachtete, auch manche derselben bereits getödtet und in sein Versteck mitgeschleppt hatte. Leider aber war Raiko damals erkrankt und außer Stande, sein Lager zu verlassen. Er redete daher mit einem seiner Untergebenen, Namens Watanabe, dem stärksten und unerschrockensten aller Krieger der Leibwache nächst Raiko selber. Diesen fragte er, ob er sich wohl getraue, an seiner Statt das Abenteuer zu bestehen und mit dem Gespenste zu kämpfen. Der tapfere Watanabe willigte ohne Zögern ein und bezog, als es dunkelte, den gefährlichen Wachtposten. Sofort stürzte auch der Oni über ihn her und packte ihn am Helme, um ihn niederzureißen und mit sich fortzuschleppen. Der wackere Krieger jedoch hatte im Nu sein gutes Schwert gezogen und hieb mit einem Streiche des bösen Geistes Arm ab. Mit gräßlichem Geschrei suchte dieser das Weite, Watanabe aber nahm den gewaltigen Arm des Ungethüms als Trophäe mit und bewahrte ihn sorgfältig.

Eines Tages kam eine alte Verwandte zu ihm, beglückwünschte ihn zu der Heldenthat, deren Ruhm in Jedermanns Munde sei, und bat ihn, ihr doch den Arm des Oni zu zeigen. Dies that denn auch der Krieger gern und willig; kaum aber gewahrte die alte Frau das abgehauene Glied, so zeigte sie sich in ihrer wahren Gestalt; denn sie war nichts anderes als der Oni selber, der nur durch Zauberspuk das Aussehen der Tante Watanabe's angenommen. Rasch packte der böse Geist den Arm, und mit den Worten: „das ist mein Arm!“ flog er durch das Dach von dannen. Vergebens lief Watanabe so rasch er konnte vor die Thür; er sah nur noch das Gespenst wegfliegen, und die Pfeile, die er eilends ihm nachschoß, konnten es nicht mehr erreichen.

Nun hatte aller Heldenmuth Watanabe nichts genützt, und Raiko wäre seinem Gefährten gar sehr vonnöthen gewesen; allein er lag immer noch schwer krank. Die Oni aber wollten sich dies zu Nutze machen, und einer derselben kam, um den erkrankten Krieger zu Tode zu quälen. Allein er hatte sich arg verrechnet; Raiko ergriff trotz der Schwäche, in welche ihn die Krankheit versetzt, ohne Zögern sein mächtiges Schwert und hieb dem Oni eine tiefe Wunde, aus welcher das Blut stromweise schoß. Die Blutspur wurde nun von Watanabe und seinen Genossen verfolgt und führte an eine Höhle, in welcher einer der Dämonen hauste, welche den Namen Erdspinnen führen; hier gelang es den Tapferen, dem schwer verwundeten bösen Geiste vollends den Garaus zu machen.

Indessen schien es nunmehr allen dringend geboten, das Oberhaupt der Dämonen selbst anzugreifen und womöglich zu vernichten; denn sonst, das sah man wohl, würde der Uebermuth der bösen Geister nie ein Ende nehmen. Man wartete nur auf Raiko's vollständige Genesung, und als diese bald nach seinem letzten Abenteuer erfolgt war, machte sich eine auserlesene Schaar, zu der auch Watanabe gehörte, unter Raiko's Führung auf den Weg zu der Höhle, in welcher der Oberste der Oni, Schitendoji, seinen Wohnsitz hatte. Raiko ließ es sich nicht nehmen, allein voranzugehen, und da sah er einen scheußlichen Riesen, der aus einem großen Fasse unglaubliche Mengen Reiswein trank und sich so berauschte, daß er umsank und in Schlaf fiel. Nun sprang Raiko rasch herzu und schnitt dem Dämon den Kopf ab; als dies geschehen, mußte er aber Watanabe zu Hülfe rufen, um das Riesenhaupt, das die Größe eines mächtigen Felsblockes hatte, als Siegespreis mit sich fortschleppen zu können.

Von dieser Zeit an waren die Oni entmuthigt; sie wagten sich nicht mehr in die Nähe des Palastes und ließen die wachthabenden Krieger unbehelligt.

Kintoki.

Um dieselbe Zeit, als Raiko und seine Genossen durch ihre Heldenthaten unsterblichen Ruhm erwarben, lebte am Hofe zu Kioto ein tapferer und braver Krieger Namens Kurando. Obwohl er stets treu und eifrig seine Pflicht erfüllte, war es doch mächtigen Feinden und Neidern gelungen, durch verleumderische Gerüchte ihm das Vertrauen des Kaisers zu rauben und ihn endlich so anzuschwärzen, daß er, um nicht als Opfer der Hinterlist seiner Gegner in Schmach und Tod zu gerathen, lieber die Flucht ergriff. Einsam und trostlos irrte er in den Wäldern um Kioto umher und fristete dort ein gar kümmerliches Dasein; er war aber wenigstens in Sicherheit und freute sich derselben um so mehr, als seine treue Gattin ihn aufgesucht und glücklich gefunden hatte, und als nun ihre gegenseitige Liebe ihnen über alle Entbehrungen hinweghalf. Auch waren sie mit vereinten Kräften weit besser im Stande, allem Ungemach zu begegnen, und selbst als die Frau die Stunde nahen fühlte, wo sie einem Kinde das Leben schenkte, wußte der Gatte alles so einzurichten, daß weder ihr noch dem Kinde das geringste Ungemach widerfuhr. Nun lebten die drei in ihrer Art glücklich und zufrieden, ohne irgend welche anderen Menschen zu sehen, als dann und wann einen armen Holzhauer, und so wäre es sicher noch lange fortgegangen, wenn nicht Kurando schwer erkrankt und endlich seinen Leiden erlegen wäre.

Jetzt fand es die Wittwe gerathen, mit ihrem Kinde, einem kräftigen Söhnlein, dem sie den Namen Kintoki gegeben, tiefer ins Gebirge zu ziehen, wo der dichtere Wald ihnen besseres Obdach und auch etwas reichere Nahrung bot, und wo ihr keine andere Gefahr drohete, als von wilden Thieren. Gegen diese wußte sie sich in einer tiefen Höhle sicher zu stellen, in welcher sie die Nächte zubrachte. Selten kamen Waldarbeiter hierher, und wenn sie Kintoki und seine Mutter sahen, so blickten sie

mit ängstlicher Scheu auf dieselben und nannten den Knaben das Wunderkind, die Frau aber die wilde Mutter.

Kintoki war in der That zu einem wunderbaren Knaben geworden. Alle Thiere des Waldes liebten ihn und folgten stets seinem Rufe, sogar die Tengus, die Waldkobolde, waren ihm hold. Auch fürchtete er sich nicht im mindesten vor ihnen und spielte am liebsten mit den jungen Tengus, die aber nicht immer Lust hatten, bei ihm zu sitzen, und oft lieber oben in die Bäume flogen; denn bekanntlich hat ein Tengu Flügel wie die Fledermäuse und oft auch einen Rabenschnabel. So kam es, daß einstmals solche jungen Tengus in ihr Nest auf einen großen Baum geflogen waren, als Kintoki mit ihnen sich unterhalten wollte, und Kintoki, darüber erzürnt, schüttelte den Baum so kräftig, daß das ganze Tenguneſt zur Erde fiel und die Jungen ängstlich nach ihrer Mutter schrieen.

Gerade in diesem Augenblicke kam es, daß der berühmte Krieger Raiko auf einem seiner vielen Streifzüge, die er gegen die bösen Geister unternahm, dort vorbeizog. Er sah mit Staunen, welch übermenschliche Kraft dieser Knabe, der ganz im Walde aufgewachsen war, schon im zartesten Alter besaß, und beschloß, ihn mitzunehmen und unter die tapfersten Krieger zu reihen, sobald er etwas älter geworden und im Gebrauche der Waffen unterwiesen wäre. Allein Kintoki wollte nichts davon wissen; er wollte weder seine Mutter, noch auch seine vielen Gespielen, Tengus und Thiere des Waldes, verlassen. Raiko fragte ihn indessen nach seinen Eltern, und als er erfahren, wo seine Mutter weilte, ging er zu ihr und stellte ihr die Sache gehörig vor. Kintoki, so sagte er, würde sicher ein berühmter Krieger werden und den Ruhm und Glanz seiner Familie wieder herstellen. Auch willigte die Mutter bald ein und beredete ihren Sohn, das Anerbieten Raiko's nicht auszuschlagen. Sie selbst zog es vor, in ihren Wäldern zu bleiben, obwohl ihr Raiko die glänzendsten Versprechungen machte. So trennten sich Mutter und Kind; allein Kintoki, der ein stattlicher Held wurde und

wohnten Plätze waren viele Meilen weit entfernt. Da erhob Yoschiiye seine Lanze und wandte sich mit heißem Gebet an den Gott Hatschiman, den Hort und Helfer der Krieger Japans, und stieß alsdann, wie von göttlichem Geiste beseelt, mit der Spitze der Lanze gegen einen Felsen. Sofort drang sie tief in das harte Gestein, und als er sie herauszog, folgte ihr ein klarer, lebendiger Quell, so reich an Wasser, daß er das ganze Heer tränkte und dem mächtigen Kitakami-Strome seinen Ursprung gab.

Diese That vor allem verschaffte dem Yoschiiye den Beinamen Hatschimantaro, Jünger des Hatschiman, und gleich dem Hatschiman oder Yabata selber wird er als Kriegsgott von den Japanern verehrt. Oft sieht man ihn in solcher Gestalt abgebildet, auf schnellem Rosse dahinstürmend und mit den Häuptern erschlagener Feinde beladen.

Yorimasa.

Um die Mitte des zwölften Jahrhunderts regierte in Japan ein guter, von seinen Mannen sehr geliebter Kaiser Namens Konoye, der jedoch kränklich war und zu allen anderen Leiden auch noch eine besonders schwere Plage zu erdulden hatte. Diese Plage verursachte ein abscheuliches Unthier, einem Tiger an Leibesgestalt und durch seine gewaltigen Klauen gleich, aber mit dem Kopfe eines Affen und mit einem langen, mächtigen Schlangenschweife versehen. Dieses Unthier, das die Japaner den Nuye nennen, kam gegen Abend auf das Dach des kaiserlichen Palastes in Kioto und stimmte ein Geheul an, das Niemand zur Ruhe kommen ließ. Dasselbe erreichte um vier Uhr Morgens, zur Tigerstunde nach alter Bezeichnung, seinen Höhenpunkt; bald danach verschwand das Unthier. Der Kaiser ward durch diesen Spuk und durch den giftigen Hauch des Nuye immer kränker und bat wiederholt seine Krieger, den Kampf mit dem Ungeheuer

zu wagen; doch keiner war beherzt genug, das Abenteuer zu bestehen, bis endlich an Yorimasa, einen jungen Krieger aus dem Geschlechte der Minamoto, die Reihe kam, beim Kaiser den Wachtdienst zu versehen. Dieser konnte die Qualen seines Gebieters nicht länger mit ansehen und beschloß, wenn es sein müsse, ganz allein den Kampf zu wagen, indem er auf seine Kraft und Geschicklichkeit im Handhaben des Bogens vertrauete. Er hatte jedoch einen treuen Diener, Inohayata, der es sich nicht nehmen lassen wollte, seines Herren Lebensgefahr zu theilen; mit einer Fackel und einem scharfen Schwerte versehen, blieb er an dessen Seite.

So traten die beiden auf den Hof vor den Palast hinaus, und beim Scheine der Fackel sah alsobald Yorimasa die Augen des Ungethüms grauenhaft funkeln. Im Nu war der Pfeil auf der Sehne, der Bogen angezogen, und mit fürchterlichem Schrei stürzte der Nuye, ins Auge getroffen, vom Dache herunter. Rasch lief Inohayata auf ihn zu und hieb ihm den Kopf ab.

Der Mikado beschenkte den tapferen Bogenschützen, der ihn von dem Unthier befreit und ihm also das Leben gerettet, mit einem der berühmtesten Schwerter seiner Schatzkammer und erhob ihn zu großen Ehren. Das dankbare Volk aber verkündet seinen Ruhm bis zum heutigen Tage.

Raiko und Watanabe.

Der tapfere Krieger Raiko stammte aus dem edlen Geschlechte der Minamoto und gehörte zu der Leibwache des Kaisers. Um jene Zeit war das Leben der Soldaten, denen die Obhut über das Leben des geheiligten Herrschers anvertraut war, weit mehr von Gefahren bedroht, als in späteren Tagen. Böse Geister oder Oni, die in den Dickichten und Sümpfen in den Umgebungen der Residenz Kioto hausten, kamen oft bis unter



lichkeiten und sank nach kurzer Zeit in einen tiefen, betäubenden Schlaf. Dies war die Wirkung bösen Zaubers, denn das schöne Mädchen war in Wirklichkeit ein blutgieriger Oni, der den tapferen Feldherrn nur herangelockt hatte, um ihn zu verderben. Jetzt, da er in den Zauberschlaf gesunken war, nahm ihm der böse Geist zunächst Dolch und Schwert ab, und es war um ihn geschehen, wenn nicht gerade in diesem Augenblicke der Gott Yabata oder Hatschiman, der Schutzgott der braven Krieger, vorüber gezogen wäre, vor dem sich der Oni verstecken mußte. Gott Yabata aber, der sah, in wie große Gefahr eine der besten Stützen des japanischen Reiches gerathen war, und wie Koremotschi unfehlbar der Wuth der bösen Geister erliegen würde, legte, um ihn zu retten, sein eignes Schwert zur Seite des Schlafenden hin. Und als dasselbe das Gewand Koremotschi's berührte, da erwachte derselbe alsogleich und blickte verwundert in die ganz veränderte Umgebung, die im hereinbrechenden Dämmerlichte doppelt unheimlich aussah. Der schöne Zauberspuk mit allen den lieblichen Mädchengestalten war verschwunden; an seiner Seite aber lag ein fremdes Schwert, und er erkannte wohl des Gottes Nähe, obgleich er ihn nicht sehen konnte. Muthig sah er nun allen Gefahren entgegen, sprang auf und nahm das Schwert zur Hand.

Als aber Yabata vorübergezogen, säumte der Oni nicht, hervorzutreten. Das Schwert in Koremotschi's Hand gewahrend, stürzte er mit einer schweren Keule bewaffnet auf den Helden los. Koremotschi aber, der nun den bösen Geist in seiner wahren Gestalt erblickte und sah, was für ein scheußliches Gespenst er war, wie ihm die langen, wirren Haare um das gräßliche, blutrothe Antlitz hingen, trat ihm mit dem guten Schwerte zu offenem Kampfe entgegen. Das Gespenst erkannte sehr wohl, daß es gegen die Macht des Götterschwertes nichts ausrichten konnte, sprang deshalb auf seinen Gegner zu und wollte ihn umklammern und erwürgen. Der gewandte Krieger aber machte sich vom Kobolde frei, verwundete ihn schwer und hieb ihm mit dem

heiligen Schwerte das Haupt ab. Alsdann ergriff er dasselbe und zog, die Trophäe hoch emporhaltend, das Götterschwert in der Hand, zu seinem Gefolge zurück.

Seine Leute waren schon in großer Besorgniß um ihn gewesen und empfingen ihn mit großem Jubel, und als er die Begebenheit erzählte, priesen sie seinen Ruhm und den des Gottes Yabata, so daß die Kunde von dem Abenteuer bald die Welt erfüllte und Koremotschi's Name fort und fort im Volke lebt.

Yoschiiye.

Der Nordosten der Hauptinsel Nippon blieb trotz der Heldenthaten Yamatodakes noch lange Zeit der Schauplatz vieler Empörungen, und oft wußten mißvergnügte Große die nur halb unterworfenen barbarischen Stämme zum bewaffneten Widerstande gegen die Kaisermacht aufzureizen. Namentlich war das elfte Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung reich an solchen Aufständen, und einer der kaiserlichen Feldherrn, Yorinoschi, legte bei einer solchen Gelegenheit den ersten Grund zu dem hohen Ansehen, zu dem die Familie der Minamoto, welcher er angehörte, sich erhob. Schon seinem Sohne, Yoschiiye, war es beschieden, noch höheren Ruhm zu erlangen. Gegen Ende des elften Jahrhunderts brach im fernen Norden eine abermalige, gewaltige Empörung aus und Yoschiiye hatte den Oberbefehl über die kaiserlichen Truppen. Trotz der vielen Wunder der Tapferkeit, die Yoschiiye verrichtete, kostete es drei Jahre der Mühen und Gefahren, bevor er völlig Herr des Aufstandes wurde.

Einstmals kam er auf diesen Kriegszügen im wilden Gebirge der Landschaft Nambu sammt seinem ganzen Heere in die Gefahr, vor Durst zu verschmachten, denn weit und breit sah man nirgends auch nur eine Spur von Wasser, und alle be-

stets den Raiko auf den gefahrvollsten und ruhmreichsten Zügen begleitete, besuchte sie zu ihrer Freude noch oft in der Waldeinsamkeit, bis sie starb. Danach ward sie als Schutzgeist der Gegend von den Waldbewohnern verehrt und soll noch heutigen Tages dort wohnen.

Cametomo.

Lange schon hatten sich die beiden mächtigen und berühmten Familien der Taira und der Minamoto drohend gegenüber gestanden, als — um die Mitte des elften Jahrhunderts unserer Zeitrechnung — der Kampf um den Besitz der Macht in Japan zwischen ihnen zum Ausbruch kam und ein ganzes Menschenalter hindurch die blutigsten Opfer dahinraffte. So einflußreich indessen beide Familien waren, so konnten sie doch nicht daran denken, die Kaiserfamilie zu entthronen; denn das Volk hing an dieser durch alle Zeiten mit unerschütterlicher Treue und hielt an dem frommen Glauben fest, daß die Abkömmlinge und Abgesandten der Sonnengöttin Amaterasu einzig und allein zur obersten Gewalt berufen seien. Zwistigkeiten der einzelnen Glieder der Kaiserfamilie selbst waren es daher, welche zu jedem Kampfe den Vorwand lieferten.

Einer der Taira, ein berühmter Feldherr und gewaltiger Regent, Namens Kiomori, hatte sich am Hofe zu Kioto einen fast unumschränkten Einfluß zu verschaffen gewußt. Die Kaiser, welche damals regierten, waren wenig thatkräftig und zogen es meist nach kurzer Regierung vor, abzudanken und ein beschauliches Leben zu führen, und so ließen sie dem Kiomori gänzlich freie Hand; wenn aber ehrgeizige Große des Hofes sich erheben wollten, so wußte er sie mit eiserner Faust zu zügeln. Hierdurch machte er sich jedoch im Laufe der Jahre bei vielen verhaßt, und als

endlich einer der früheren Kaiser, Schotoku, der freiwillig dem Throne entsagt hatte, ebenfalls sehr mißvergnügt ward und gegen allerhand Willkür des Kiomori Einspruch erhob, sammelte sich eine Menge von Vornehmen und Kriegern, namentlich aus der Familie der Minamoto, um seine Fahnen. Sie zogen an der Spitze eines stattlichen Heeres gegen Kiomori ins Feld, und es kam — im Jahre 1156 — zu einer großen Schlacht.

Der erste Führer und tapferste Krieger unter den Gegnern Kiomori's war in diesem Kampfe Tametomo, der berühmteste Bogenschütz, den Japan je gehabt, dessen Ruhm selbst den des Yorimasa weit verdunkelte. Tametomo, ein Minamoto und ein Abkömmling des Yoschiiye oder Hatschimantaro, besaß nämlich die Stärke von funfzig Männern; zugleich war sein linker Arm in Folge besonderer Gunst der Götter erheblich länger als der rechte. So war es ihm denn möglich, einen gewaltigen Bogen zu handhaben, den vier Männer nicht zu spannen vermochten, und mittels desselben Pfeile von fünf Fuß Länge mit solcher Kraft zu entsenden, daß ihnen nichts zu widerstehen vermochte. Allein alle Stärke und aller Heldenmuth half ihm nichts gegen das Kriegsglück des Kiomori; und während seine Gefährten, namentlich auch Yorimasa, Raiko und noch ein anderer Häuptling aus dem Geschlechte der Minamoto, Yorinaga, den Heldentod fanden oder im Stande waren, sich in ihr eigenes Schwert zu stürzen, ereilte den Tametomo das noch herbere Geschick, lebend in die Gewalt seiner Gegner zu fallen.

Diese wußten wohl, welch erbitterten und gefährlichen Feind sie an Tametomo hatten; allein sie wollten ihn dennoch lieber als lebenden Zeugen ihres Ruhmes behalten, als ihn tödten. So kamen sie auf den grausamen Gedanken, ihm die Sehnen der Arme zu durchschneiden, damit er nie wieder als Bogenschütz fechten könne, und ihn in einen eisernen Käfig zu sperren.

Wie lange er in diesem entsetzlichen Zustande sein Leben fristete, weiß man nicht; er ward wiederholt in diesem Käfig von einem Orte zu anderen geführt und befand sich gerade in

der Provinz Idzu, im Südosten Japans, als er merkte, daß die Wunden, die man ihm an den Armen beigebracht, völlig geheilt waren, und als es ihm gelang, seinen Peinigern zu entspringen. Eine gewaltige Bestürzung ergriff seine Feinde; eifrig forschte man ihm nach und fand denn auch, daß er auf die nicht weit von der japanischen Küste entfernte Insel Oschima, deren Vulkan noch heutzutage weithin seinen Schwefelbroden verbreitet, sich begeben habe. Hier hatten die Bewohner sofort seine Heldenstärke erkannt und ihn zu ihrem Herrscher ausgerufen.

Kiomori sandte eine kleine Flotte gegen ihn und die Inselbewohner, welche unter Tametomo's Führung ihm trotzten und den üblichen Tribut zu senden verweigerten; allein diese Flotte hatte ein gar trauriges Schicksal. Tametomo, der ganz seine frühere Kraft wieder erlangt hatte, beschoß die Fahrzeuge mit seinen gewaltigen Pfeilen so lange, bis auch das letzte derselben zertrümmert und die ganze Mannschaft in die Meeresfluthen versunken war.

Nun aber schleuderte er Bogen und Pfeile von sich ins Meer, ging in sein Haus und zündete es an; denn er sah ein, daß er auf die Dauer doch dem Kiomori nicht würde widerstehen können.

Wunderbarer Weise fand er jedoch seinen Tod nicht; wie er entkommen, welche Gottheiten ihn nochmals zu großen Thaten bestimmten und sein Leben retteten, weiß man nicht. Genug, er ward noch in seinen späteren Tagen Herrscher des Reiches der Lutschu-Inseln und Ahnherr des dortigen Königshauses, indem er sich mit der Tochter eines der Vornehmen des Landes vermählte. Sein Sohn, der König Sunten, ist der Stammvater aller späteren Monarchen jener Inselgruppe.

Yoritomo.

Der blutige Zwist der Familien Taira und Minamoto endete mit der Niederlage Tametomo's keineswegs; bald erwuchs dem Sieger, Kiomori, ein neuer gefährlicher Feind in Gestalt des Bruders des Tametomo, des Yoschitomo. Das Geschick und die Energie Kiomori's wußte jedoch auch dieser Gefahr zu begegnen, und schon nach wenigen Jahren gelang es ihm, seine Feinde aufs Haupt zu schlagen. Die Gefangenen, unter welchen sich Yoschitomo's ältester Sohn befand, wurden hingerichtet; Yoschitomo gelang es zwar, dem Blutbade zu entrinnen, doch ward er auf der Flucht von Verräthern erdolcht.

Die jüngeren Kinder des Yoschitomo wurden indessen durch merkwürdige Verkettungen des Geschickes gerettet, und unter ihnen befand sich auch sein zweiter Sohn, Yoritomo, der damals erst zwölf Jahre alt war, aber die Schlacht schon als junger Held mitgemacht hatte. Im Gedränge des Kampfes war er von der Seite seines Vaters abgekommen und fiel als Gefangener in die Hände eines feindlichen Soldaten, der ihn gebunden nach Kioto schleppen und dem Regenten Kiomori vorführen wollte. Nun begab es sich, daß der Zug der Gefangenen, unter welchen sich Yoritomo befand, durch ein Dorf zu ziehen hatte, in welchem eine ehemalige Nebenfrau Yoschitomos mit ihrer Tochter, Yoritomos Halbschwester, lebte. Mit tiefem Kummer erkannte diese ihren Bruder unter den Unglücklichen, die einem sicheren Tode entgegen gingen, und rief, sie wolle mit ihm ziehen und sein Schicksal theilen. Als die Soldaten sie zurückwiesen und nicht zu Yoritomo lassen wollten, lief sie, ohne sich zu besinnen, dem nahen Strome zu und sprang in die Fluthen, um den Tod zu finden. Dies rührte das Herz des Soldaten, dessen Gefangener Yoritomo war, und so fragte er diesen, ob er wohl am Leben bleiben möchte. Yoritomo erwiderte: „Ja, das wünsche ich; denn obwohl meine Lage so trostlos ist, wie möglich, und der

Schmerz um meine Angehörigen mir niemals Ruhe lassen wird, so ist doch außer mir Niemand da, der für ihr Seelenheil beten könnte." Dies bewog den Soldaten vollends, alles aufzubieten, um das Leben des Knaben zu retten, sofern er es ohne Verletzung der Pflichten gegen seinen Kriegsherren vermöchte. Als er in Kioto angelangt war, begab er sich daher zuvörderst zu Kiomori's Stiefmutter, einer sehr frommen Dame, welche als Nonne in einem buddhistischen Kloster lebte und bei Groß und Gering in hohem Ansehen stand. Diese hörte sein Anliegen, daß sie Yoritomo unter ihren Schutz mehmen möchte, gütig an und befahl, ihr den Knaben zu bringen. Als sie Yoritomo erblickte, fand sie, daß er mit einem Sohne, der ihr früh verstorben war, eine wunderbare Aehnlichkeit habe, und verstand sich sofort dazu, bei ihrem Stiefsohne Fürbitte für ihn einzulegen. So ward Yoritomo's Leben gerettet. Er ward auch sehr ehrenvoll, obwohl streng, gefangen gehalten; er mußte in eine entlegene Provinz, zu einem Fürsten Namens Morinaga, ziehen und ward hier von zwei Offizieren, die Kiomori eigens dazu ausersehen, nicht aus den Augen gelassen; mit ihrem Leben mußten diese beiden dafür haften, daß Yoritomo sich nie entfernte und nie mit Angehörigen oder Untergebenen seiner Familie zusammen käme.

So lebte Yoritomo Jahre lang in tiefster Zurückgezogenheit und wuchs zu einem herrlichen Jüngling heran. Wohl ward es ihm oftmals nahe gelegt, er möchte Mönch werden; dann könne er gehen, wohin er wolle, und sei überall seines Lebens sicher. Dies verschmähte er aber, denn im stillen gab er den Plan niemals auf, sich endlich doch noch an dem Manne zu rächen, der ihm Vater und Bruder geraubt, so geduldig er auch wartete und so wenig er, solange die Zeitläufe ungünstig blieben, sich auch nur das geringste merken ließ.

Doppelt freute es ihn aber, daß er dem weltlichen Leben nicht entsagt hatte, als er zu der wunderschönen Masago, der ältesten Tochter seines obersten Gefangenwärters, des Fürsten Morinaga, eine heftige Liebe faßte. Zwar war diese seine Liebe

anscheinend hoffnungslos; als Gefangener durfte er es kaum wagen, mit einer Werbung um die edle Fürstentochter hervorzutreten. Ein Umstand indessen, der Anfangs nur neue Hindernisse herbeizuführen schien, brachte ihn gegen alles Verhoffen an das Ziel seiner Wünsche.

Masago's Mutter war früh gestorben, Morinaga hatte sich abermals vermählt und besaß noch eine jüngere Tochter aus zweiter Ehe, die aber bei weitem weniger schön war als Masago. Diese jüngere Schwester seiner Geliebten nun hatte sich ihrerseits in Yoritomo verliebt und überredete ihre Mutter, dies demselben kund zu geben. Yoritomo war in Verzweiflung; sollte er den Morinaga, der stets gütig gegen ihn gewesen war, dadurch gegen sich aufbringen, daß er die Hand seiner Tochter verschmähete? Wenn ihm hier neue Feinde erstanden, so war das Ende nicht abzusehen; vielleicht würde sein Leben in Gefahr kommen, mindestens aber hätte er eine viel schwerere und trostlosere Haft zu gewärtigen. Auch bedachte er, daß Masago noch gar nichts von seiner Liebe wisse und vielleicht ganz gleichgültig gegen ihn gestimmt sei. So schrieb er denn mit schwerem Herzen einen Brief, in dem er um die Hand von Morinaga's Tochter bat, und beauftragte einen alten, vertrauten Diener, diesen Brief der jüngeren Tochter, der Schwester der Masago, zu übergeben.

Der treue Diener aber hatte den Schmerz seines Herrn wohl bemerkt; er wußte, wie sehr derselbe die Masago liebte, denn er hatte gar oft die Klagen gehört, welche dieser in der Einsamkeit ob seiner hoffnungslosen Liebe laut werden ließ. So beschloß er denn, auf eigne Gefahr hin dem Yoritomo zum Ziele seiner Wünsche zu verhelfen. Als er in die Wohnung der beiden Schwestern kam, übergab er den Brief nicht der jüngeren, sondern der Masago.

Diese war darüber hocherfreut; denn ohne daß es Yoritomo ahnte, erwiderte sie seine Liebe ebenso heiß und innig. Nun traf es sich gar wunderbar, daß sie so eben von ihrer Schwester einen

glückverheißenden Traum erhandelt hatte, wie dies unter den jungen Mädchen in Japan öfter vorkommt.

Der jüngeren Schwester hatte nämlich geträumt, eine weiße Taube käme in ihren Schoß geflogen und legte ein goldenes Ei. Masago, die ohne Unterlaß an Yoritomo dachte, bezog dies auf Niemand anders als auf ihn; sie machte ihrer Schwester den Vorschlag, sie möge ihr den Traum und alles, was damit zusammenhänge, überlassen und dagegen einen zauberkräftigen Spiegel hinnehmen, welcher seiner Besitzerin herrliche Schönheit verleihe; die Schwester, die hierdurch eben so schön zu werden hoffte, wie Masago, hatte freudig eingewilligt. So fand es denn auch die jüngere Schwester ganz in der Ordnung, daß jenes Schreiben Yoritomo's an Masago gelangte, und versprach sogar, sie wolle der Masago behülflich sein, des Geliebten Hand zu erlangen. Masago aber gab dem Diener ein Antwortschreiben mit, in welchem sie Yoritomo's Bewerbung annahm und ihm ihrerseits ihre Zuneigung zu erkennen gab.

Yoritomo fühlte sich überglücklich; er eilte nun zu Morinaga und brachte seine Bewerbung an. Aber ach, er kam zu spät; Morinaga hatte so eben erst einem seiner besten Freunde die Hand seiner älteren Tochter zugesagt und bereits die Hochzeitsfeierlichkeit anberaumt. Es that ihm leid, den Wünschen seiner geliebten Tochter Masago und auch des Yoritomo, für dem er aufrichtige Freundschaft fühlte, entgegen zu treten; allein seine einmal gegebene Zusage konnte und durfte er nicht zurücknehmen.

Als indessen Masago dies vernahm, war sie keineswegs gewillt, sich ohne weiteres zu fügen, vielmehr schickte sie eine Bootschaft an Yoritomo, durch welche sie ihn aufforderte, er solle, noch ehe ihre Verheirathung stattfände, kommen und sie in sein Haus holen. Dies that denn auch Yoritomo ohne Zögern, und als er Masago glücklich unter sein Dach gebracht, vermählte er sich mit ihr durch die übliche Ceremonie des Weintrinkens; anderen Tages aber begaben sich beide Gatten zu Morinaga und baten

ihn um Verzeihung. Da er nun das Geschehene nicht mehr ändern konnte, seine Tochter aber ebenso innig liebte, als er dem Yoritomo zugethan war, so verzieh er ihnen nicht nur, sondern wußte auch den Bräutigam, welchen Masago verschmäht, bald wieder zu versöhnen. Seit jener Zeit aber ward er immer enger mit Yoritomo befreundet, so daß dieser ihn endlich in seine Pläne einweihete und einen seiner treuesten Helfer an ihm fand.

Es währte jedoch noch eine Reihe von Jahren, bevor Yoritomo daran denken konnte, sich offen gegen Kiomori aufzulehnen. Aber endlich kam doch die Zeit heran, denn der Uebermuth des Gewalthabers war von Jahr zu Jahr gestiegen, und die Zahl seiner Feinde vermehrte sich fortwährend. Ein gewaltiger Heerhaufen hatte sich unter dem Befehl Yoritomo's gesammelt und rückte von Osten her heran; Kiomori's Streiter kamen ihnen von Kioto aus entgegen, und im Hakonegebirge, am Fuße eines Berges, den die alten Geschichtsbücher Ischibaschiyama, den Berg an der Felsbrücke nennen, stießen die beiden Heere auf einander. Yoritomo leuchtete allen voran durch seine unvergleichliche Tapferkeit; es war, als ob der Kriegsgott Hatschiman selber seine Pfeile lenkte, denn jeder derselben streckte einen Feind zu Boden. Doch das erprobte Kriegsglück Kiomori's ließ auch diesmal seine Gegner nicht zum Siege gelangen, und schließlich räumten dieselben in wilder Flucht den Kampfplatz.

Auf dieser Flucht schirmte der Götter Hand den Yoritomo recht sichtlich. Die Feinde waren ihm und einem treuen Waffengefährten Namens Nawozane dicht auf den Fersen; da machte dieser dem Yoritomo, der aufs äußerste erschöpft und kaum noch im Stande war, weiter zu fliehen, den Vorschlag, er möchte sich in einem hohlen Baume verbergen, während er selber weiter flüchten und die Feinde hinter sich her locken wollte. Nun hielten freilich die Verfolger bei dem hohlen Baume still und ließen Nawozane ruhig entkommen; denn sie muthmaßten, daß der eine Krieger, den man nicht weiter fliehen sah, sich dort verborgen habe. Einer von ihnen nahm sogar seinen Bogen und stieß mit ihm in die

Höhlung des Baumes hinein. Schon berührte er fast den Panzerärmel Yoritomo's, und dieser gab sich verloren, als ein Taubenpaar aus dem Baume emporflatterte und den feindlichen Kriegern die Ueberzeugung gab, daß an dieser Stätte kein Mensch versteckt sein könne. Man sagt, dies Taubenpaar sei ausdrücklich zu Yoritomo's Rettung vom Gotte Hatschiman selber entsandt. Yoritomo aber pries das Wunder und verlieh nachmals, als er zur Macht gelangt, den Nachkommen seines Freundes Nawozane eine Taube als Wappenzeichen. Noch aber war Yoritomo nicht außer Gefahr, da die feindlichen Soldaten emsig die ganze Nachbarschaft durchsuchten; allein die Götter halfen ihm weiter und verjagten durch einen gewaltigen Platzregen seine Verfolger.

So entkam Yoritomo nach Kamakura, wo sich seine Freunde aufs neue um ihn scharten und namentlich sein Schwiegervater ihm zahlreiche Kampfgenossen zuführte. Er zog nun abermals aus und war auf seinem Marsche nach Westen bereits an den Fujifluß gelangt, als ihm am jenseitigen Ufer des hoch angeschwollenen Stromes ein weit stärkeres Heer entgegentrat, das der stets kampfbereite Kiomori auf die Kunde von dem abermaligen Angriffe gegen seine Widersacher ausgesandt hatte. Wohl wären die Streitkräfte Yoritomo's auch diesmal verloren gewesen und der Uebermacht erlegen, wenn nicht die Macht des Stromes das Heer Kiomori's am Ueberschreiten gehindert hätte. Während nun aber die Heere sich gegenseitig ängstlich beobachteten, kam es einigen der Soldaten im Heere Kiomori's in den Sinn, ihre Gegner zu überfallen, und zu diesem Behufe suchten sie im frühesten Morgengrauen ein Furt auf, deren Lage sie von früher her kannten, die aber wegen der Ueberschwemmung der Flußufer nicht gleich zu finden war. Während die Schar nun in den sumpfigen Niederungen suchend hin und her ritt, stieß sie auf eine große Menge wilder Enten, die sich mit ungeheurem Geschrei erhoben und gegen das Lager der Truppen Kiomori's heranflogen. Nun glaubten diese, daß ihre Feinde die Furt entdeckt und zu einem Ueberfalle benutzt hätten, und eine unerklärliche Angst trieb sie

in weite, weite Flucht. Als das Heer Yoritomo's am Morgen erwachte, sah es zu seinem Erstaunen keinen Feind mehr am anderen Ufer. Man befestigte nun die eigene Stellung; Yoritomo kehrte, von froher Hoffnung erfüllt, nach Kamakura zurück und sammelte immer mehr Streitkräfte zu dem Rachekampfe, dessen Ausgang indessen Kiomori nicht erlebte; denn er starb sehr bald nach den eben erzählten Begebenheiten, und wie die Sage berichtet, ward er zur Strafe seiner Gewaltthätigkeiten, von denen selbst Glieder der Kaiserfamilie nicht immer verschont blieben, von einem inneren Feuer verzehrt.

Erst nach dem Tode dieses übermächtigen Widersachers war dem Yoritomo und seinen Verwandten der endliche Sieg beschieden, in Folge dessen Yoritomo unter dem Titel eines Schogun oder kaiserlichen Obergenerales — ganz ähnlich den späteren, bis vor kurzem in Japan regierenden Schogunen — in den Besitz der höchsten Macht im Reiche kam.

Nawozane.

Als nach Kiomori's Tode Yoritomo und dessen Anhänger siegreich vorrückten und den langen Streit, der das Reich so lange verwüstet, zur Entscheidung brachten, geschah es, daß von ihnen eine Festung, Ischitani, belagert wurde; die Besatzung derselben leistete jedoch heldenmüthigen Widerstand und machte den Belagerern viel zu schaffen. Diese hielten deshalb eifrig Wacht, und so kam es, daß Nawozane, ein erprobter, älterer Krieger, derselbe, der einstmals Yoritomo's Leben auf der Flucht hatte retten helfen, auf seinem Pferde die Festungsgräben entlang ritt und auf alles spähete, was an den Thoren und innerhalb der Wälle vorging. Da sah er einen Krieger mit den Feldzeichen der Gegner aus der Festung hervorreiten und, sein Pferd am

Zügel haltend, in ein Boot steigen, das augenscheinlich im Festungsgraben auf ihn gewartet hatte. Nawozane rief ihn alsogleich an und forderte ihn zu einem Zweikampf heraus. Der andere nahm dies, wie es sich geziemte, an, landete und führte sein Pferd aus dem Boote; dann schwang er sich in den Sattel und drang auf Nawozane ein. Der Kampf hatte noch nicht lange gewährt, als Nawozane sah, daß sein Gegner, ein junger Krieger, Namens Atsumori, ihm an Geschicklichkeit in der Führung der Waffen und an Kraft durchaus nicht gewachsen sei, und da der Muth und die Tapferkeit seines Gegners ihm hohe Achtung einflößten, so warf er großmüthig sein Schwert weg. Atsumori aber wollte ihm nicht nachstehen; er folgte seinem Beispiel und begann, indem er sein Pferd hart neben das des Gegners trieb, einen Ringkampf im Sattel. Wiederum stritt Atsumori entschlossen und mit Aufgebot aller Kräfte, und als er endlich sich nicht länger halten konnte und zu Boden stürzte, riß er den Nawozane mit sich. Nawozane aber lag obenauf, und bald glückte es ihm, den goldverzierten Helm Atsumori's abzureißen. Da sah er nun das bleiche Gesicht eines Jünglings, der kaum dem Knabenalter entwachsen war, und mit Schaudern dachte er seines eigenen Sohnes, der ebenfalls am Kriegszuge Theil nahm und vielleicht zur selben Zeit in ähnlicher Weise einem übermächtigen Gegner erliegen mußte. Thränen entquollen seinen Augen, und mit Klagen gegen das Verhängniß stand er ab von der Tödtung Atsumoris, der wehrlos vor ihm lag. Dieser aber war viel zu stolz, das Leben als Geschenk aus der Hand eines Feindes anzunehmen und rief: „Schmach über dich, Nawozane, wenn du zögerst, mir den Tod zu geben, der mich allein von Schimpf und Ehrlosigkeit erretten kann! Willst du mich als Feigling, als Flüchtigen brandmarken, nachdem ich doch als tapferer Krieger dich bekämpft habe, so lange ich vermochte?" Das sah Nawozane wohl ein, und blutenden Herzens schnitt er dem mannhaften Gegner, der den Tod der Unehre vorzog, das Haupt ab. Er kam mit dem Siegeszeichen heim ins Lager;

aber weder das Zujauchzen der Kameraden, noch der Lohn, den ihm der Feldherr verhieß, vermochten ihn zu trösten. Sogar die Würde eines Generals, die so lange sein Streben gewesen und die ihm nun angeboten ward, schlug er aus und begab sich als Mönch in ein buddhistisches Kloster, der Sekte angehörig, welche ihre Lehre den Weg zur Seligkeit nennt. Und um dieser Seligkeit sicher theilhaftig zu werden, ritt Nawozane auf seinem Esel stets verkehrt, das Gesicht dem Schwanze zugewandt, und sagte: „So habe ich allem irdischen Ruhme den Rücken gekehrt und hoffe dafür dereinst vom erhabenen Buddha meinen Lohn zu erhalten und zu der Seligkeit zu gelangen, zu der ich den Weg betreten habe.“

Yoschinaga.

Kaum hatte die Familie der Minamoto den entscheidenden Sieg über Kiomori's Söhne und Nachfolger und über die sämmtlichen Anhänger der Familie der Taira erfochten, als zwischen den Häuptlingen der siegenden Partei die Zwietracht ausbrach. Vor Allen war ein Vetter Yoritomos, Yoschinaga, anmaßend und bestrebt, die Früchte des gemeinsamen Handelns für sich allein zu ernten. Schon war es ihm gelungen, beim Kaiser seine Ernennung zum Oberfeldherrn zu veranlassen, welche Yoritomo für sich selber beanspruchte, als alle seine Verwandten sich gegen ihn erhoben und ein mächtiges Heer gegen ihn aussandten. Befehligt wurde dasselbe von zwei Halbbrüdern Yoritomo's, von Noriyori und dem hochgefeierten Helden Yoschitsune. Rasch und entschlossen drangen diese gegen Kioto vor, in welchem Yoschinaga seine Streiter gesammelt hatte, und begannen in der Nähe der Stadt den Kampf mit solchem Ungestüm, daß Yoschinaga, als er auf die Kunde von dem Angriff in das

Feld eilte, schon in das Gewirre der Flüchtlinge gerieth, welche vor den Streitern Yoschitsune's nach allen Seiten hin auseinander stoben. Zähneknirschend mußte Yoschinaga selber weichen, denn es war zu spät, seine von Angst und Schrecken ergriffenen Soldaten auf's neue zu sammeln und das Gefecht zum Stehen zu bringen. Er wandte sich aber seitwärts von dem wilden Getümmel der Flüchtlinge zwischen Reisfelder und ritt auf den Dämmen zwischen den einzelnen Ackerstücken hin; Niemand begleitete ihn als sein getreuer Vasall Kanehira und dessen Schwester Tomoye, eine der Frauen Yoschinaga's. Diese Tomoye stand aber an Muth und Stärke keinem Manne nach und hatte an ihres Gatten Seite schon oftmals Proben der größten Tapferkeit gegeben.

Die Soldaten Yoschitsune's begaben sich alsobald eifrig auf die Verfolgung Yoschinaga's, den sie an seiner Helmzier als einen der feindlichen Feldherren erkannten. Lange hielt sie Kanehira, der einen Bogen von gewaltiger Größe gespannt in der Hand hielt und sich beständig umblickte, in weiter Entfernung; da aber trat Yoschinaga's Pferd fehl und stürzte sammt dem Reiter von dem schmalen Damme zwischen zwei Reisfeldern in eins der sumpfigen Feldstücke. Es überschlug sich und war nicht im Stande, sich herauszuarbeiten, und Yoschinaga, der mit Mühe den Damm wieder erklettert hatte, bat seinen Freund Kanehira, ihm sein Pferd abzulassen. Kanehira wandte sich um und war im Begriff, die Bitte Yoschinaga's zu erfüllen, als diesen aus den Reihen der Feinde, welche unterdessen näher herangekommen waren, ein Pfeilschuß mitten auf die Stirn traf und zum Tode verwundete. Nun ergriff den Kanehira wilde Verzweiflung; acht Pfeile waren ihm noch geblieben, und mit jedem tödtete er einen der Verfolger; dann zerschlug er Bogen und Köcher, steckte die Spitze seines Schwertes in den Mund und stürzte sich kopfüber vom Pferde, so daß das Eisen ihm bis ins Herz drang. Tomoye war unterdessen von Feinden umringt, allein sie trieb sie zurück und erschlug den

Führer, dessen Haupt sie als Sühnopfer ihrem sterbenden Gatten brachte. Dieser aber beschwor sie mit den letzten Worten, die er noch zu reden vermochte, sie möge nicht im Kampfe den Tod an seiner Seite suchen, sondern leben bleiben, um für das Heil seiner Seele zu beten. So legte sie denn ihre Waffen auf immerdar ab; die Feinde, die ihren Muth und ihre Treue ehrten, ließen sie ungehindert ziehen, und sie begab sich in ein Kloster fern im Gebirge. Hier verlebte sie den Rest ihrer Tage in tiefer Trauer und in unabläßigem Gebete für ihren geliebten Gemahl und ihren in ruhmvollem Verzweiflungskampf an seiner Seite gefallenen Bruder.

Yoschitsune und sein getreuer Benkei.

Als Yoschitomo, der Vater Yoritomos, nach verlorener Schlacht von Mörderhand fiel, überlebten ihn außer dem letzteren noch zwei jüngere Söhne, die Kinder einer Nebenfrau, welche Toki hieß. Unter den äußersten Drangsalen, inmitten wüsten Schneegestöbers gelang es der Toki, mit ihren beiden Söhnlein zu entfliehen, deren älteres Noriyori hieß, deren jüngeres aber, damals noch Säugling, derselbe Yoschitsune war, den seitdem alle Japaner aufs Höchste zu preisen und zu verherrlichen nicht müde werden.

Während Toki so durch den Schnee unermüdet ihren Weg ging, nur von dem Bestreben geleitet, ihre Kinder in Sicherheit zu bringen, da begegnete ihr ein Soldat aus dem feindlichen Heere. Wohl schlug sein Herz voll Mitleid, und er dachte nicht entfernt daran, die Aermsten gefangen zu nehmen und seinem Herrn, dem gewaltthätigen Kiomori, auszuliefern. Vielmehr ließ er sich in ein freundliches Gespräch mit der Mutter ein, aus dem sie zu ihrem Schrecken entnahm, daß Kiomori, welcher

Kunde von ihrer Flucht erhalten, ihre Eltern an ihrer Statt eingekerkert habe und mit dem Tode bedrohe. Was sollte die Unglückliche nun thun? Ihre Eltern dem Tyrannen zu überlassen, das stritt gegen die heiligsten Pflichten; ihre Kinder zu opfern, überstieg ihre Kräfte. Da faßte sie einen kühnen Entschluß. Ihrer großen Schönheit sich wohl bewußt, ging sie zur Hauptstadt zurück und begab sich geraden Weges zu Kiomori, um selbst bei ihm um das Leben der beiden Knaben zu flehen. Und ihr Plan gelang vollkommen. Kiomori, von ihren Reizen bezaubert, warb um sie; sie sträubte sich, ihn, durch den ihr Gatte seinen Tod gefunden, zu erhören, allein als er in sie drang, willigte sie ein, wenn er ihren Kindern das Leben schenken und dies ihr feierlich geloben wolle. Zwar wurden unter Kiomori's Anhängern warnende Stimmen laut, doch blieb er seinem Worte treu und begnügte sich, die beiden Knaben von der Mutter zu trennen.

So kam Yoschitsune, sobald er der mütterlichen Pflege irgend entrathen konnte, in ein Kloster, das tief im Walde lag. In diesem Kloster von Kurama verlebte Yoschitsune einsame Tage; sein einziges Vergnügen war, im Walde umherzustreifen und sich mit dessen wilden Bewohnern zu befreunden. Dabei erlangte er eine wunderbare Stärke, und seine Gefährten im Kloster nannten ihn nur Uschiwaka, den jungen Stier.

Auf seinen Streifzügen durch die dichtesten Gebüsche und durch die wildesten Geklüfte traf er einstmals bei einer alten Ceder einen sehr großen Tengu, einen jener geflügelten Kobolde, vor denen sich sonst die Menschen so sehr fürchten. Dem Yoschitsune aber war solch ein Gefühl fremd; zutraulich ging er auf den Tengu zu, und dieser fand ein solches Wohlgefallen an dem schönen, starken Knaben, daß er ihn in allen seinen Künsten unterrichtete. So lernte Yoschitsune springen, wie es sonst nie ein Sterblicher vermocht hat; beim Fechten war er so behende, daß ihm Niemand etwas anhaben konnte, während er von allen Seiten dichte Hiebe auf den Gegner hageln ließ. Zum Andenken

an jene Begegnung verehren noch heute die Japaner den großen Baum, bei welchem sie stattfand.

Als die Gerüchte von der großen Stärke und von der Gewandtheit im Fechten, welche Yoschitsune erlangt hatte, zu den Ohren Kiomori's kamen, reuete diesen wohl sein ehemaliger großmüthiger Entschluß; allein die Reue kam zu spät, denn Yoschitsune hatte nicht so bald vernommen, daß der Tyrann ihn mit argwöhnischem Auge ansehe, als er auch ohne Zögern das Weite suchte. Ein Eisenhändler aus einer der nördlichen Provinzen, der oft im Kloster verkehrte, half ihm entweichen und nahm ihn verkleidet mit sich; sie durchzogen zusammen das Land und befreundeten sich sehr, und Yoschitsune fand bereits auf dieser Reise Gelegenheit, seine Dankbarkeit zu bethätigen, indem er allein und unbewaffnet einen ganzen Trupp von Räubern in die Flucht schlug. Als er jedoch abermals in Kadzusa einen siegreichen Kampf mit Räubern bestand und fünf derselben tödtete, da verbreitete das Gerücht weithin seinen Ruhm, und er mußte fürchten, daß dasselbe bald seinen Weg zu Ohren Kiomori's finden möchte. So mußte er weiter und weiter fliehen und gelangte endlich im äußersten Norden Japans zu einem braven und mächtigen Stammeshäuptling, Namens Hidehira, der ihn bei sich behielt und vor Entdeckung schützte.

Hier wartete der junge Held seine Zeit ab, und als endlich der rechte Augenblick gekommen, da war er es, der die heldenmüthigsten Thaten im Kampfe gegen die Feinde seines Hauses, gegen die Taira, verrichtete.

Zu Beginn dieser seiner Kriegerlaufbahn war es, daß er mit dem riesengroßen, unbändig starken Benkei zusammentraf.

Dieser Benkei war eigentlich ein Mönch. Zu jener Zeit aber waren viele der Mönchsorden sehr kriegerisch gesinnt, und manchmal glichen die Klöster eher starken Burgen, als friedlichen Gotteshäusern. Es kam sogar damals — und auch noch in viel späteren Zeiten — vor, daß die waffenkundigen Ordensbrüder im Gebirge der Gewalt des Kaisers und seiner Feldherrn

trotzten und erst nach hartem Kampfe unterworfen wurden. Insbesondere war dies auch mit Benkei's Kloster zu Hiesan der Fall, und so kann es kaum überraschen, daß der riesenstarke Benkei nicht blos manche erstaunliche Kraftstücke ausführte, sondern auch in den Waffen geübt und einer der berühmtesten Krieger seiner Zeit war. Als Beweis seiner großen Stärke erzählt man, daß er aus einem Nachbarkloster eine große Glocke entwandte und ganz allein auf seinem Haupte in sein Kloster trug. Dies half jedoch wenig, da die bestohlenen Mönche durch Zauberkraft der Glocke ihren Klang nahmen, den sie erst wieder erhielt, als sie den rechtmäßigen Eigenthümern zurückgegeben war. Man erzählt ferner, daß Benkei, um sich zu sättigen, einen großen eisernen Kessel von fünf Fuß im Durchmesser ganz allein zu leeren pflegte.

Um die Zeit, als Yoschitsune nach Kioto zurückkehrte, pflegte Benkei Abends sich auf der dortigen großen Brücke aufzustellen und von den Vorübergehenden eine Abgabe zu erheben. Dagegen wehrte er andere Wegelagerer und alles Raubgesindel ab, und zu diesem Behuf trug er eine Hellebarde mit langer Klinge, von ungeheurem Gewicht und erstaunlicher Länge.

Als nun Yoschitsune von diesem gewaltig starken Manne hörte, beschloß er, seine Kräfte mit ihm zu messen, und ließ deshalb dem Benkei zu Ohren kommen, daß ein Räuber auf die Brücke kommen werde und sich vorgenommen habe, mit ihm zu kämpfen. Und als der Abend gekommen, begab sich Yotschitsune als Räuber verkleidet auf die Brücke; Benkei fand sich ebenfalls pünktlich ein, es kam zu einem Wortwechsel und endlich zum Zweikampf. Dieser aber hatte einen ganz anderen Ausgang, als Benkei, der viel, viel größer als Yotschitsune war, wohl erwartete; die Sprünge des gewandten Fechters, des Schülers eines Tengu, brachten ihn bald völlig in Verwirrung; die Streiche kamen so unerwartet und kräftig, daß gar bald des Riesen Hellebarde auf die Erde fiel, und demüthig erkannte er seinen Meister in dem Anfangs mißachteten Gegner. Nun bat Benkei

um sein Leben und gelobte, dem Sieger treu zu folgen. Das aber war eben Yoschitsune's Wunsch gewesen; er schenkte dem Besiegten das Leben und nahm ihn, nachdem er sich ihm zu erkennen gegeben, in sein Gefolge auf. Benkei lohnte ihm durch unwandelbare Treue und Hingebung auf allen noch so beschwerlichen Kriegszügen und in allen Gefahren und war ihm stets auf den ersten Wink gehorsam, koste es, was es wolle. So erzählt man, daß einst auf einem eiligen nächtlichen Marsche durch ein wildes Gebirge Yoschitsune sehr besorgt ward, ob seine Soldaten auch den rechten Weg nicht verfehlten; denn es war für das Gelingen des ganzen Feldzuges von äußerster Wichtigkeit, daß er mit seinem Heere anderen Tages an der verabredeten Stelle, vor der feindlichen Festung Ischitani, rechtzeitig eintraf. Als aber Benkei kaum davon Kenntniß erhalten hatte und keine Möglichkeit sah, Fackeln für die Truppen herbeizuschaffen, da erfüllte ihn der Wunsch, seinem geliebten Feldherrn zu willfahren, so sehr, daß er jede Rücksicht der Menschlichkeit aus den Augen setzte und alle am Wege befindlichen Häuser in Flammen aufgehen ließ. Durch dies grausame Mittel erreichte er allerdings seinen Zweck; beim Scheine der Feuersbrünste vermochten die Soldaten den rechten Weg ohne Mühe zu finden.

Yoschitsune's Ruhm erfüllte bald das ganze Land, und der Sieg begleitete seine Fahnen überall. Er war es, der das mächtige Heer Yoschinaga's in einer einzigen Schlacht vernichtete, er war es endlich, der den verzweifelten Widerstand der letzten Reste der Taira-Partei in raschem Siegeslaufe überwand. Er hatte daher seinem Bruder Yoritomo den Weg zur höchsten Gewalt geebnet, und seine Treue und Anhänglichkeit an denselben war eben so groß, als seine Tapferkeit und Heldenkraft. Und dennoch lohnte ihm Yoritomo mit schwärzestem Undank. Mochte ihn der größere Ruhm, der dem Yoschitsune zugefallen war, mit Neid beseelen, oder mochten Furcht und Argwohn ihn ergreifen, genug, er beschloß, sich Yoschitsune's und zugleich seines anderen Halbbruders, des Noriyori, des beständigen Begleiters und Genossen Yoschi-

tsune's, durch Hinterlist zu entledigen. Meuchelmörder wurden von ihm gedungen und gegen die beiden ausgesandt; Noriyori fiel unter ihren Streichen, Yoschitsune aber nebst seinem treuen Benkei entfloh. Kaum hatte Yoritomo davon Kunde erhalten, so erhob er gegen Yoschitsune die schwersten Anklagen, als sänne er auf Hochverrath und trachtete ihm selbst nach dem Leben. Soldaten wurden abgesandt, um ihn einzufangen und als Staatsgefangenen nach Kioto zu schleppen. So sahen sich Yoschitsune und Benkei bald von allen Seiten umstellt und irrten rathlos im Gebirge von Hakone umher. Einstmals stießen sie ganz plötzlich auf einen Wachtposten, der eigens aufgestellt war, um ihr Entkommen zu hindern. Schon gab sich Yoschitsune verloren und wollte sein Leben so theuer als möglich verkaufen; allein Benkei wußte mit rascher Geistesgegenwart der Gefahr zu begegnen. Zum Glück hatte er seine Priestertracht wieder angelegt, um nicht so leicht erkannt zu werden; er gab daher dem Yoschitsune einen heftigen Schlag und schalt ihn tüchtig aus, daß er den kaiserlichen Soldaten nicht mit der gebührenden Höflichkeit begegne. Dann verbeugte er sich demüthig gegen den Führer der Mannschaft, welche den Weg gesperrt hielt, und erzählte ihm, er sei ein Mönch aus einem armen Bergkloster; sein Oberer habe ihn ausgesandt, um Gelder für eine Glocke zu sammeln, welche ihrem Tempel noch fehle, und da habe man ihm jenen tölpelhaften Bauerburschen mitgegeben, um seinen Mundvorrath und die eingesammelten Gelder zu tragen; man möge dessen Unhöflichkeit freundlichst im Hinblick auf seine Dummheit entschuldigen. Der Offizier schenkte diesen Worten Glauben, und so gelang es den Flüchtlingen, unbehelligt bis in entlegene Theile des Gebirges zu entkommen.

Nach endlosen Hin- und Herzügen und manchen anderen Abenteuern gelang es ihnen endlich, ein gesichertes Unterkommen bei dem alten Freunde Yotschitsune's, bei dem Fürsten Hidehira, fern im Norden Japans zu finden. Hier waren sie geborgen und in Ruhe, aber nur so lange, als der edle Hidehira lebte.

Kaum war er gestorben, so sandte sein Sohn und Nachfolger heimlich eine Botschaft an Yoritomo und verrieth den Freund und Gast seines Vaters.

Yoritomo hielt es für gerathen, selbst mit einer Abtheilung Soldaten auszuziehen, um Yoschitsune todt oder lebendig in seine Gewalt zu bekommen. Allein der Verräther wartete Yoritomo's Ankunft nicht ab, sondern schickte seinerseits Meuchelmörder aus, um mit dem Haupte Yoschitsune's sich Yoritomo's volle Gunst zu erkaufen. Yoschitsune indessen ward gewarnt, und so weiß Niemand mit Bestimmtheit, was aus ihm und Benkei wurde. Einige meinen, sie hätten sich, um einem schimpflichen Tode zu entgehen, selbst entleibt; die meisten aber sind der Meinung, daß die beiden sich retteten und nach der Insel Yesso übersetzten, und diese Meinung wird durch die Erzählungen der Eingeborenen dieser Insel, der Ainos, bestätigt.

Diese sagen, ein wunderbarer Held, den sie den Gott Kurumi nennen, den aber die Nachbarvölker mit dem Namen Daimiojin bezeichnen, und der eben kein anderer war als Yoschitsune, sei von Süden her zu ihnen gekommen, habe sie in manchen Künsten unterwiesen, habe sie gelehrt, den Acker zu bauen, Böte zu zimmern und den Bogen zu brauchen. Deshalb wird er auch noch heutzutage auf der Insel verehrt. Schließlich aber soll er, nachdem er von ihren göttlichen Herrschern allerlei Zauber erlernt, diese betrogen haben und mit seinen neuerlangten Zauberkünsten entflohen sein.

Was nun aus ihm geworden, nachdem er Yesso verlassen, darüber weiß Niemand etwas, und nur ein dunkles, völlig unverbürgtes Gerücht besagt, daß Yoschitsune, nachdem er sich von Yesso auf das benachbarte Festland begeben, ein großes Ansehen unter den Mongolenstämmen erlangt habe, und daß er es gewesen, der unter dem Namen Jengis Khan an die Spitze jenes Volkes getreten sei und als großer Eroberer dasselbe von Sieg zu Sieg geführt habe.

Sui Tengo.

Als Yoritomo über seine Gegner, die Anhänger der Taira-Familie, endlich einen entscheidenden Sieg erfochten hatte, gab Munemori, der Sohn Kiomori's, des kürzlich verstorbenen Häuptlings der Taira-Partei, die Hoffnung nicht auf, dereinst noch einmal obzusiegen, und so sammelte er die Flüchtlinge des geschlagenen Heeres in der festen Stadt Fukuwara, in der Provinz Settsu. Von hier aus verkündete er allen seinen Parteigenossen, er wolle seinen Gegnern den äußersten Widerstand leisten und lieber untergehen, als sich ihrer Gnade ergeben.

In Folge davon kamen von allen Seiten zahlreiche Heerhaufen herbei, die sich ihm anschlossen und sein festes Vertrauen auf einen endlichen Sieg theilten. Am meisten aber entflammte es den Muth seines Heeres, daß ein junger Prinz aus dem Kaiserhause, der von vielen als rechtmäßiger Thronfolger anerkannt ward, ebenfalls zu ihnen kam. Dieser Prinz, Antoku mit Namen, war nur sechs Jahr alt und der Sohn einer Tochter des Kiomori. Er war von den Anhängern Yoritomo's entthront und in Gewahrsam gehalten; seine Mutter, eine Frau von hohem Muthe und entschlossenem Charakter, war indessen mit ihm der Gefangenschaft entronnen und suchte in Fukuwara Zuflucht. Das ganze Heer jubelte ihr und ihrem Sohne zu, als sie anlangten, und vermeinte schon, den Feinden aufs neue mit Erfolg entgegen treten zu können. Die Hoffnungen Munemori's und seiner Anhänger waren indessen nur trügerisch; die kurze Zeit der Ruhe, welche ihnen vergönnt war und es ihnen ermöglichte, sich wieder gehörig zu rüsten und zu verstärken, war nur die Folge davon, daß Uneinigkeit unter ihren Gegnern ausgebrochen war. Sobald dieselbe durch den großen Sieg Yoschitsune's über seinen Vetter Yoschinaga nnd durch dessen Tod ein Ende gefunden, eilte Yoschitsune, die Festung Fukuwara anzugreifen. Schon nach kurzer Frist ward sie erstürmt und durch Feuer zerstört.

Die meisten der Krieger und mit ihnen Prinz Antoku, dessen Mutter und Munemori entkamen und setzten nach der Insel Schikoku über; aber rastlos verfolgte sie Yoschitsune, erstürmte auch dort die Festung, in welche sie geflüchtet waren und vertrieb sie abermals.

Als letzte Zuflucht blieb ihnen nun noch eine Flotte; diese war jedoch so zahlreich, daß man berichtet, sie sei der, welche dem Yoschitsune zur Verfügung stand, an Menge der Fahrzeuge weit überlegen gewesen. Fest vertraute Munemori darauf, daß diese Flotte allen Angriffen der Feinde Stand halten und daß es ihm gelingen würde, die Reste seiner Partei, für welche im Vaterlande ihres Bleibens nicht war, in die Fremde zu retten. In dieser Absicht hatte er auch bereits zehn mit Silber und Gold beladene Schiffe nach dem Festlande gesandt, um dort Land für sich und die übrigen Flüchtlinge anzukaufen.

Yoschitsune aber griff mit seiner gewohnten Kühnheit trotz ihrer Ueberzahl die feindliche Flotte an, welche dicht gedrängt in der Meerenge von Schimonoseki, bei Dannoura, lag. Anfangs hatte er schlechten Erfolg, bald aber richteten die Pfeile, welche der Feldherr selbst und sein Gefolge ohne Unterlaß in die Reihen der Gegner sandten, solche Verheerungen an, daß Unordnung unter den Taira-Kriegern einriß und bald ein blutiges Gemetzel folgte, in welchem kaum Einer dem Tode entrann. Munemori gerieth in Gefangenschaft, als er sich in das wilde Getümmel der feindlichen Krieger stürzte, welche schon ihre gierigen Hände nach dem Prinzen Antoku und seiner Mutter ausstreckten. Durch seine Aufopferung ward Antoku's Mutter in den Stand gesetzt, zu entweichen, doch sah sie bald, daß an eine erfolgreiche Flucht nicht zu denken war; sie sprang, ihr Kind fest in den Armen haltend, in die See, und beide ertranken. Im Uebrigen fielen alle Schätze, alle Weiber in die Hände der Sieger; Munemori selber ward gefangen vor Yoritomo geschleppt und in dessen Residenz Kamakura enthauptet.

Als die Nachricht von der Schlacht bei Dannoura nach

dem Festlande gelangte, trauerten die Soldaten Munemori's, welche auf seinen Befehl die zehn mit Schätzen beladenen Schiffe in Sicherheit gebracht hatten, tief um ihren tapferen Feldherrn und bestimmten das Geld, das sie in Verwahrung hatten, dazu, dem Munemori zu Ehren einen Tempel zu erbauen.

Noch größere Ehre aber widerfuhr dem Prinzen Antoku, der in den Wellen des Meeres bei Schimonoseki den Tod gefunden hatte. Auch ihm ward in der Nähe der Stelle, wo er ertrank, ein Tempel errichtet, und sein Bildniß ist in demselben noch jetzt auf dem Altare zu sehen. Viele Gläubige beten zu ihm, ähnlich wie zu dem Meergotte Kompira, der im Gefolge Buddha's verehrt wird, oder zu den Meergöttern, die einst der Urgott Isanagi schuf, und er ist unter dem Götternamen Sui Tengo ein Schutzpatron der Schiffer und Krieger, dem sie nie versäumen, ihr schuldiges Opfer darzubringen, sobald sie seinem Tempel nahen.


Geschichtliche Sagen



Die Besiedelung Japans durch chinesische Auswanderer.

Vor tausend und aber tausend Jahren geschah es, daß eine große Zahl junger Leute in China, unzufrieden mit ihrem tyrannischen Herrscher und in Sorge um ihr Leben, den Plan faßte, zu Schiffe zu steigen und in die weite Welt zu fahren. Man sagt, es waren dreihundert Jünglinge, denen es gelang, eine eben so große Zahl von Jungfrauen zur Mitreise zu bewegen. Manche Küsten sahen sie, an vielen Orten landeten sie, aber nirgends gefiel es ihnen so recht; allerwegen dachten sie, wie viel schöner es in ihrer Heimat sei, und so reisten sie weiter und weiter, bis sie nach Japan kamen.

Dieses Land war damals noch sehr wenig angebaut, aber die Chinesen sahen sogleich, welch großen Reichthum es hervorbringen könnte, wenn sie hier die fünf Hauptgeschenke der Götter, den Reis, die Hirse, die Bohne, den Weizen und die Gerste einführten und anbaueten; denn überall grünte und blühete es, schöne Ebenen, von stattlichen, klaren Flüssen durchströmt, und herrlich bewaldete Berge winkten ihnen überall entgegen.

So stiegen sie denn aus ihren Schiffen; man berichtet, es sei in der Landschaft Kii gewesen, und zeigt noch einen Tempel,

der dort zum Andenken an ihre Landung errichtet sein soll. Als sie ausgestiegen, waren die ersten lebenden Wesen, denen sie begegneten, einige große schwarze Bären, die sie erlegten und nach denen sie die Gegend Kumano, das Bärenfeld, benannten. So menschenleer aber das Land ringsum war, so schön war es, und so vergaßen die jungen Chinesen ihre Heimat ganz und gar; sie blieben bis an ihr Lebensende da, bauten sich an, und gleich ihren Kindern und Kindeskindern wohnten sie unter den damals noch spärlichen Einwohnern des Inselreiches.

So ist es gekommen, daß in Japan die Häuser sammt allem, was daran und darinnen ist, die Gärten und die Felder nach chinesischer Art eingerichtet sind, daß man ebenso wie in China die fünf Feldfrüchte und vorzüglich den Reis pflanzt und anbauet, daß man die Schiffe, die Waffen und zumeist auch die Kleider nach chinesischem Muster anfertigt, daß man die chinesischen Schriftzeichen braucht und auch die Bücher ganz wie in China herstellt und überhaupt alle Künste und Handwerke genau in der Weise der Chinesen betreibt. Alles dies rührt von jenen Chinesen her, welche man deshalb von Alters her als Wohlthäter Japans ansieht und ehrt.

Die Thonfiguren auf den Grabhügeln der Fürsten.

In uralter Zeit bestand der grausame Brauch, daß man, um Könige und Prinzen nach ihrem Tode besonders hoch zu ehren, ihnen außer ihren Kostbarkeiten und Leibrossen auch ihre Dienerschaft ins Grab mitgab. Man erzählt, daß viele Diener in jenen alten Tagen eine so große Anhänglichkeit an ihre Herren besaßen, daß sie bei deren Ableben flehentlich darum baten, man möchte sie tödten und sie nicht ihr übriges Leben in

Trauer um den verlorenen Gebieter verbringen lassen. Nicht alle aber dachten so, und die Paläste erschallten gar oft von dem Klaggeschrei der Armen, die unschuldig den Tod zu erdulden hatten, wenn ihr Herr gestorben war.

Noch schlimmer aber ward die Sache, als sich Niemand mehr finden wollte, der sich mit dem Blute der Schuldlosen beflecken mochte, und als man deshalb die viel grausamere Sitte einführte, die Diener und Dienerinnen der Vornehmen rings um die Grabstätten lebend einzugraben. Die Erde ward bis an den Hals um sie zugeschaufelt, dann aber mußten sie verschmachten und erfüllten oft noch oft viele Tage lang die Luft mit ihrem Wehgeschrei.

Diese Unmenschlichkeit war noch in vollem Gange, als Kaiser Suinin, von welchem die Heldensage viel wunderbares berichtet, den Thron Japans inne hatte, und so kam es, daß dieser Kaiser selbst Zeuge eines derartigen Begräbnisses wurde. Sein Oheim war gestorben, und man hatte zu dessen Ehre die sämmtliche Dienerschaft in die Erde gegraben und Hungers sterben lassen. Der Kaiser mußte in seinen Gemächern das Jammergeschrei der armen Opfer Tag und Nacht anhören, bis der Tod sich endlich ihrer erbarmte.

Dies empörte den Kaiser aufs äußerste, und um eine Wiederholung der abscheulichen Scene nie wieder erleben zu müssen, versammelte er einen hohen Rath, in dessen Sitzung er erklärte, er werde fürder nicht gestatten, daß die treuen Diener eines Fürsten so schnöden Lohn für ihre Anhänglichkeit erhielten. Er gab seinen Ministern auf, darüber nachzudenken und ihm Vorschläge zu machen, wie in solchen Fällen die Ehrfurcht gegen die Todten gewahrt bleiben könnte, ohne daß man sich einer so abscheulichen Grausamkeit schuldig machte.

Die Minister fanden lange Zeit hindurch keinen Ausweg; als aber viele Jahre hernach die Kaiserin Hibasu, die geliebte Gattin des Kaisers Suinin, starb, da gedachte der Kaiser in seiner tiefen Trauer jenes Beschlusses und sprach zu den obersten



Räthen: „Es ist schon seit langer Zeit beschlossen, daß wir den grausamen Brauch nicht mehr dulden wollen, demzufolge Lebende den Todten geopfert werden. Was aber sollen wir an dessen Stelle thun, um der Abgeschiedenen unsere Ehrfurcht und Liebe zu beweisen und ihren Geist nicht zu erzürnen? Was wißt ihr mir zu rathen?" Hierauf trat einer der vornehmsten Beamten am Hofe, Nominosukune, vor ihn, und nachdem er die Weisheit und Milde des Regenten gebührend gepriesen, der den alten grausamen Brauch nicht länger dulden wolle, bat er, man möge ihm Thonbildner zusenden und unter seinen Befehl stellen, dann wolle er schon Rath schaffen. Sofort ließ der Kaiser aus Idzumo, wo damals die besten Thonbildner wohnten, eine Anzahl derselben herbeikommen und schickte sie zu Nominosukune; dieser wies sie an, Thonfiguren anzufertigen, welche ganz einem Menschen glichen; andere solche Figuren stellten Pferde und sonstige Thiere dar. Diese zeigte alsdann Nominosukune dem Kaiser und bat ihn, er möge befehlen, daß man von nun an stets die lebenden Menschen und Thiere bei den Begräbnissen der Prinzen und sonstigen Großen durch solche Thonbilder ersetzen solle.

Der Kaiser war mit dem Vorschlage sehr zufrieden; er belobte Nominosukune höchlich und ordnete sofort an, daß solche Thonfiguren rings um das Grabmal der Kaiserin Hibasu aufgestellt würden. Und ebenso, befahl er, solle es bis in alle Zukunft gehalten werden. Man nannte diese Einrichtung die Thonhecke, weil die Figuren dicht neben einander aufgestellt wurden, bis der Kreis um das Grab geschlossen war. Der Erfinder ward zum Vorsteher einer neuen Gewerkschaft ernannt, welche derartige Thonbildnisse zu verfertigen hatte, und mit viel Land beschenkt, auf welchem die Arbeit betrieben werden konnte. Auch bekam er das Ehrenamt eines Oberaufsehers bei den Trauerfeierlichkeiten für die Mitglieder der kaiserlichen Familie.

Die Thonpuppen, welche durch Kaiser Suinin eingeführt wurden, waren schwärzlich von Farbe, ähnlich den japanischen Dachziegeln, und gaben durch die Kleidung und durch die Attri-

bute, mit denen man sie versah, zu erkennen, wen sie darstellen sollten.

Indessen kam der Befehl des Kaisers Suinin zu Zeiten wieder in Vergessenheit, und namentlich ahmten nicht alle Großen das rühmliche Beispiel der Kaiserfamilie sogleich nach; daher denn berichtet wird, daß der fromme Kaiser Kotoku, mehr denn sechs Jahrhunderte später, den Befehl seines Vorgängers Suinin verschärft in Erinnerung brachte und dadurch im ganzen Lande die alte Unsitte für alle Zeiten beseitigte.

Die Aufzeichnung der alten Geschichte Japans.

Im Jahre 672 unserer christlichen Zeitrechnung bestieg ein Kaiser, Namens Temmu, den Thron Japans. Dieser Herrscher war nicht nur muthigen Sinnes, so daß er alle Unruhen siegreich unterdrückte, welche mißvergnügte Verwandte anzettelten, als er nach dem Tode seines älteren Bruders den Thron erbte, sondern er war auch weise und gerecht und vor allen Dingen ein eifriger Förderer der Künste und Wissenschaften. Namentlich waren es die alten Geschichtsbücher und Familienchroniken, denen er seine Aufmerksamkeit schenkte, und da fand er denn, daß die Ueberlieferungen der verschiedenen vornehmen Familien überaus unzuverlässig waren und sich sehr oft einander widersprachen. Er sagte daher zu seinen Rathgebern: „Wenn diesem Uebelstande nicht abgeholfen wird, so wird unseres Reiches Gewebe bald zerrissen, Einzug und Aufschlag verloren sein. Ich befehle daher, daß alle vorhandenen Chroniken geprüft und zusammengestellt werden, daß aus ihnen das Wahre auserlesen, jeder Irrthum aber ausgemerzt wird; denn es ist mein Wille, daß von nun an nichts als die Wahrheit der Nachwelt überliefert wird.“

Die Gelehrten des Hofes machten sich auch sofort ans Werk; damit aber ja von dieser schweren Arbeit nichts verloren ginge, traf der Kaiser noch eine besondere Vorsichtsmaßregel. Es befand sich unter seinen Vasallen ein Mann von 28 Jahren, aus dem Geschlechte Hiyeda, mit eigenem Namen Are geheißen. Dieser war so gescheit und hatte ein so außerordentliches Gedächtniß, daß er alles, was er sah und hörte, nach noch so langer Zeit wieder erzählen konnte. Diesem befahl der Kaiser, die Stammbäume der Kaiser und des ihnen vorangegangenen Göttergeschlechtes nebst allen bemerkenswerthen Vorfällen auswendig zu lernen.

Dies erwies sich in der Folge als ein großes Glück; denn das Werk, das nur langsam fortschreiten konnte, war noch nicht vollendet, als Kaiser Temmu starb, und nun kam nicht nur das ganze Unternehmen ins Stocken, sondern es gingen auch die bereits angefertigten Schriften verloren. Erst vierundzwanzig Jahr nach dem Ableben Temmu's, im Jahre 711 unserer Aera, ward sein Plan durch die gelehrte und fromme Kaiserin Gemmio wieder aufgenommen, und jetzt wäre es geradezu unmöglich gewesen, denselben auszuführen, wenn nicht jener Hiyeda Are noch gelebt hätte, und wenn er nicht dem Minister und Günstling der Kaiserin, dem Schriftgelehrten Yasumaro alles, was er ehemals auswendig gelernt, nun wörtlich hätte wiederholen können. Mit seiner Hülfe aber verfaßte Yasumaro in wenig mehr als vier Monaten das große Werk, das unter dem Namen Kojiki auf die Nachwelt gekommen ist und in drei Bänden die ganze Geschichte der Götter und der ältesten Herrscher Japans bis etwa zum 50. Jahre vor Kaiser Temmu's Thronbesteigung enthält; bis so weit war nämlich das von Are auswendig gelernte Geschichtswerk gediehen, als es in Folge der Ungunst der Zeiten unterbrochen ward. Für jene Periode aber ist es die eigentliche erste und ursprüngliche Quelle der Geschichtsschreibung Japans.

Nakakuni.

Einst herrschte in Japan ein Kaiser, der Takakura hieß und nach altem Brauche seine Residenz in Kioto hatte. Dieser Kaiser hatte außer seiner Gemahlin, der Kaiserin, noch eine Anzahl schöner Nebenfrauen, von denen eine die besondere Zuneigung ihres Herrn und Gebieters besaß. Kogo hieß die Bevorzugte, und sie war in der That ebenso schön als liebenswürdig und zugleich so klug und geistreich, daß es Niemand dem hohen Herrscher verargen mochte, wenn er sie über alles liebte. Namentlich aber freuete es den Kaiser, wenn Kogo mit ihm musicirte; sie sang so schön und spielte die verschiedenen Saiteninstrumente so meisterhaft, daß der Kaiser ihr mit Entzücken lauschte und sie nicht genug rühmen konnte. Und vornemlich war es eine überaus liebliche Melodie, welche Kogo mit besonderer Meisterschaft vortrug, und welche von den Höflingen, die alles aufboten, dem Kaiser und der Kogo zu gefallen, nicht nur mit größtem Beifall aufgenommen, sondern oft auch nachgesungen wurde. Das Glück des Kaisers, über welches er alle Sorgen und alle das Leid vergaß, das auch ihm zu Zeiten nicht erspart blieb, sollte indessen nicht von Bestand sein und ward eines Tages jäh zerrissen. Die Kaiserin fürchtete nämlich durch Kogo in der Liebe ihres hohen Gemahls allzuviel einzubüßen, und, von Eifersucht gequält, klagte sie ihr Leid ihrem Vater, der erster Minister des Reiches und kein anderer als derselbe Kiomori war, der lange Zeit die Geschicke des ganzen Landes mit eiserner Hand leitete. Tyrannisch und eigenwillig, wie er stets war, und in Besorgniß um das Glück seiner Tochter, faßte er einen raschen Entschluß und ließ die arme Kogo entführen, weit, weit fort, Niemand konnte sagen, wohin.

Der Kaiser war sehr bestürzt, als man ihm die Meldung brachte, daß Kogo verschwunden sei. Er ließ seinen Liebling tagelang suchen, und als man sie nicht fand, war er untröstlich.

Sehnsucht und Trauer beherrschten ihn ganz und zehrten so an ihm, daß er erkrankte und sein Lager nicht verlassen konnte. Seine Getreuen grämten sich gar sehr über den Kummer ihres Kaisers, sie boten alles auf, um denselben zu mildern, aber vergebens. Trat einer von ihnen bei seinem Gebieter ein, so blickte dieser voll Spannung empor, denn er glaubte jedesmal Nachricht von Kogo zu erhalten, und wenn dies nicht der Fall war, dann fiel er enttäuscht in tiefe Schwermuth zurück.

Dieser unglückliche Zustand des Kaisers rührte besonders einen Mann aus seiner Umgebung. Es war einer der Gelehrten vom Hofe, die man Kuge nennt, und er hatte sich stets der besonderen Gunst sowohl des Herrschers als der Kogo erfreut. Dieser Ritter, Nakakuni geheißen, konnte den Gram und Kummer Takakura's nicht länger ansehen und beschloß deshalb, sein Heil zu versuchen und alles aufzubieten, um Kogo wieder aufzufinden. Er nahm Abschied von seinem hohen Herrn und machte sich auf den Weg. Theils zu Pferde, theils zu Fuße durchzog er das Land kreuz und quer, ohne zu ermüden, und sobald er an bewohnte Orte kam, zog er eine Flöte aus dem Busen und stimmte in rührender Weise jene Melodie an, welche Kogo so sehr geliebt hatte. Seine Flöte lockte zwar stets die Einwohner aus den Häusern, aber keine Kogo war unter ihnen, und so zog der treue Nakakuni weiter und weiter, bis endlich sein Bemühen durch das Auffinden der Langgesuchten belohnt ward.

Es war zur Nachtzeit, als er an einem einsam gelegenen Hause vorbeizog; seiner Gewohnheit gemäß machte er Halt und nahm seine Flöte zur Hand. Schöner als je zuvor spielte er die altgewohnte Melodie, und kaum war er damit zu Ende, da erklang ein Koto*) und wiederholte die Töne. Da schlug sein Herz rascher in froher Erwartung, und bald sah er auch eine Dienerin leise aus dem Hause hervortreten. Sie winkte dem nächtlichen Flötenspieler und war beauftragt, ihn zu ihrer

*) Nationales Saiteninstrument: s. S. 56.

Herrin zu führen. Nakakuni folgte ihr sofort, und als er bei der Herrin eintrat, stand er Kogo gegenüber.

Nun erfuhr er, daß der grausame Minister Kiomori sie mit Gewalt entführt habe und hier in weiter Ferne, an dem einsamsten Orte gefangen halte. Er vernahm, wie entzückt Kogo gewesen, als sie eben zu nächtlicher Stunde die geliebten Klänge der alten Melodie gehört habe, und war hoch beglückt, als sie bereit war, alle Gefahren einer langwierigen Reise mit ihm zu theilen und sofort mit ihm aufzubrechen.

So zog Nakakuni noch in der nämlichen Nacht mit der glücklich wiedergefundenen Geliebten seines Kaisers von dannen und hatte die Genugthuung, sie bald dem Takakura, seinem hohen Herren, wieder zuzuführen. Das Volk aber, das von der Begebenheit hörte, ward nicht müde, den braven Nakakuni zu preisen, und noch heute feiert man sein Andenken durch allerhand Abbildungen seiner ritterlichen Fahrt, die man tagtäglich auf den Kunstwerken der Japaner sehen kann.

Nitta Yoschisada.

Die Kämpfe der Geschlechter der Minamoto und der Taira, welche durch die Heldensagen der Japaner verherrlicht und noch heute in lebendiger Erinnerung beim Volke sind, endeten mit der Erwerbung der weltlichen Macht durch das Haupt der Minamoto-Familie, durch Yoritomo, im Jahre 1187 der christlichen Zeitrechnung. Nicht lange jedoch erfreute sich dieser des blutig erkauften Thrones, und auch seine Nachkommen gingen durch ihre eigenen Frevelthaten zu Grunde. Auf diese Weise geschah es, daß ein anderes, den Taira verwandtes Geschlecht, die Hojo, sich an ihrer Stelle aufschwang und mit Kraft die Angelegenheiten des Landes im Namen der Kaiser verwaltete.

So blieb es bis ins vierzehnte Jahrhundert, als endlich ein Kaiser den Thron bestieg, der sich die Tyrannei der Hojo-Familie nicht mehr gefallen lassen wollte. Als nun einstmals eine Theuerung eintrat und das Volk murrte, weil die Minister es darben ließen und keinerlei Hülfe schafften, da stellte sich jener Kaiser, Go-Daigo mit Namen, selbst an die Spitze der Unzufriedenen und that die Hojo in Acht und Bann.

Allein die Rebellen, die freventlicher Weise dem Sprößlinge der Götter widerstrebten, waren im Besitze einer großen Macht und wußten auch vermöge ihrer überlegenen Kriegskunst stets den Sieg zu behaupten. Go-Daigo selbst ward von ihnen gefangen genommen und auf einer einsamen, entlegenen Insel in strenger Haft gehalten.

Die Getreuen des Kaisers verzweifelten schon, als in der größten Noth ein Helfer erstand, der Feldherr Kusunoki, dessen Geschick in der Führung der kaiserlichen Truppen deren vollständige Niederlage vereitelte. Abermals stießen zahlreiche Scharen zu seinen Fahnen, und bald war er stark genug, gegen die Hauptstadt Kioto zu ziehen, in welcher die Häupter der Hojo-Familie wohnten und ihre Hauptmacht beisammen hatten; allein das Geschick des Kaisers machte ihm und den Seinen viel Sorge. Man wußte nicht einmal, ob er noch am Leben war.

Da entschloß sich denn Kusunoki, ihn zu suchen. Schon mehrere Provinzen hatte er vergebens durchstreift, als ihn ein glücklicher Zufall eben auf jene Insel führte, auf welcher man den Kaiser Go-Daigo gefangen hielt. Verkleidet schlich Kusunoki sich heran und erkundete, daß der Kaiser täglich einen Spaziergang zu einem schönen Baume machte und oft stundenlang wehmüthig denselben betrachtete. In die Rinde dieses Baumes schnitzte nun Kusunoki die Nachricht, daß die Getreuen des Kaisers nahe seien, um ihn zu befreien, daß das Heer wieder erstarkt sei und nur der Ankunft des Herrschers selber harre, um mit neuem Muthe vorzurücken. Go-Daigo las die Buchstaben, welche Kusunoki in den Baum geschnitzt, und entfloh aus seinem Ge-

wahrsam. Als er im Lager seiner Anhänger ankam, jubelte das ganze Heer und verlangte, gegen den Feind geführt zu werden.

Nun aber hatten die Hojo unter ihren Feldherren den tapfersten Krieger jener Zeit, den Nitta Yoschisada, einen würdigen Nachkommen jenes Helden Yoschiiye, dem man vor Alters den Beinamen „Jünger des Hatschiman" gegeben; er gehörte also auch zu dem erlauchten Geschlechte der Minamoto. Da sie seinen Werth wohl zu schätzen wußten, hatten ihn die Häuptlinge der Hojo mit Ehren überhäuft und ihm ein großes Heer anvertraut.

Als indessen eben das Schwert zwischen Yoschisada und Kusunoki entscheiden sollte und alle Anhänger des Kaisers um den Ausgang große Besorgniß hegten, da versuchte Kusunoki noch einmal, seinen von Freund und Feind hochgeschätzten Gegner von der Gerechtigkeit der Sache des Kaisers zu überzeugen, und die Götter halfen ihm: Yoschisada schlug sich auf die Seite des rechtmäßigen Kaisers Go-Daigo, erklärte der Hojopartei den Krieg und gab damit dem ganzen Streite eine enscheidende Wendung.

Von nun an war er der oberste Führer der Kaiserlichen, denen unter seiner erprobten Leitung das Glück stets hold blieb, so daß die Truppen der Hojo weiter und weiter zurückgedrängt wurden.

Immer aber waren sie noch im Besitze großer Streitkräfte und namentlich vieler festen Plätze, unter denen Kamakura, einst Yoritomo's Wohnsitz, an der Südküste in der Provinz Sagami, nicht weit von der wohlbekannten Insel Yenoschima belegen, der wichtigste und stärkste war. Nitta Yoschisadas Heer rückte von Osten her, den Meeresstrand entlang, zum Sturme auf die feindlichen Befestigungen heran; die Gegner waren entschlossen, ihre Stellung um jeden Preis zu behaupten. Wie ganz erklärlich, waren ihre Vertheidigungswerke vornemlich auf den Angriff von der Ostseite her berechnet, auf welcher man das Herannahen der Feinde erwartete, und es entging Nitta Yoschisada's Feldherrnblicke nicht, daß er durch einen Ansturm von der entgegengesetzten

Seite viel leichter den Sieg erstreiten würde. Allein er wußte nicht, wie er dahin gelangen sollte. Noch Abends spät vor dem entscheidenden Tage ritt er mit seinem Gefolge aus, und als er an den Meeresstrand gelangte, da warf er sein Schwert, ein ihm besonders werthes, kostbares Erbstück, in die Fluthen und betete zum Meeresgotte Kompira, er möge dies Opfer gnädig annehmen und dafür ihm seine Hülfe angedeihen lassen. Als nun am anderen Morgen das Heer in Schlachtordnung ausrückte, da fand es einen breiten Streifen ebenen Landes längs des Gestades trocken vor und sah daraus, daß der Götter Hülfe wirklich ihrem Führer zur Seite stand. Alles jubelte laut, und mit verdoppeltem Muthe rückte man auf dem so unerwartet gebahnten Pfade vor. Der Feind ward auf diese Weise umgangen und überrascht, und es währte nicht lange, so war Kamakura erstürmt und niedergebrannt. Alle Gegner unterwarfen sich nun schleunig dem Kaiser, die Häuptlinge der Hojo-Partei entleibten sich, und Friede und Ruhe kehrten in das arg heimgesuchte Land ein.

Leider dauerte dies nicht lange. Der Sohn des Kaisers, der von ihm mit hoher Gewalt bekleidet ward, machte sich durch seinen Uebermuth und seine Gewaltthätigkeit bald sehr verhaßt, und an die Spitze der Unzufriedenen trat Niemand anders als Taka-Uji, ein Vetter Nitta Yoschisada's, während dieser, wie nicht anders von ihm zu erwarten, trotz aller gerechten Klagen über das Gebahren des Thronfolgers seinem Kaiser getreu blieb. Er befehligte das kaiserliche Heer und wußte trotz der Uebermacht seines Vetters ihm lange Zeit mit Erfolg zu widerstehen, bis er endlich bei einem kühnen Ritte, den er mit nur achtzig Kriegern unternahm, um die Stellung der Feinde auszukundschaften, den Heldentod fand. Taka-Uji hatte von seinem Streifzuge Nachricht erhalten und sandte dreitausend Bewaffnete aus, um Yoschisada mit seiner kleinen Schaar einzufangen. Allein der heldenmüthige Yoschisada wollte sich weder ergeben, noch durch Flucht sich retten; wild stürzte er in den dichtesten Haufen der

Feinde und trieb sie zu Paaren, bis in dem Gedränge sein Pferd getödtet ward. Obgleich nun jede Hoffnung auf Sieg abgeschnitten war, vertheidigte er sich mit Löwenmuth und streckte noch manchen der Feinde zu Boden, bis ein Pfeil ihm in das eine Auge drang. Nun fühlte der riesenstarke Mann seinen Tod nahen; er schnitt sich daher mit eigener Hand den Kopf ganz und gar vom Rumpfe, damit derselbe nicht erkannt und als Trophäe von den Gegnern umhergetragen würde. Die wenigen seiner Gefährten, welche noch am Leben waren, folgten seinem Beispiel.

So endete Nitta Yoschisada, kaum vierzig Jahre alt, im Jahre 1338 der christlichen Zeitrechnung, nur fünf Jahre nach jenem herrlichen Siege bei Kamakura. Sein Vetter Taka=Uji fand nun keinen Widerstand mehr und riß die Gewalt und Würde eines Schogun an sich, die in seiner Familie, der Linie der Aschikaga, mehr denn zwei Jahrhunderte lang ununterbrochen forterbte.

Der Oschidori.

Der blutige Bürgerkrieg zwischen den Anhängern des recht= mäßigen Kaisers Go=Daigo und der Partei der Hojo= Familie, welche zu Beginn dieses Streites im Besitze der höchsten Aemter und fast aller Macht im Lande war, griff tief in die Verhältnisse gar mancher Familien ein, und vielfach hatten die Fürsten und vornehmen Landadligen, welche dem Kaiser treu ergeben waren, zu Anfange jener Wirren schwere Leiden zu erdulden.

Zu denselben gehörte auch Yuki Mitschitada, der Besitzer eines kleinen Fürstenthumes in Oschiu, in Norden des Reiches. So lange Frieden herrschte, lebte er ganz der Kunst und Wissen= schaft, und sein Hauptvergnügen bestand in der Pflege von Kunst=

17*

gärten, die er in großer Vollkommenheit und Schönheit herzurichten wußte, und in denen er namentlich eine große Menge seltenen Geflügels jeglicher Art unterhielt.

Seine Leute hingen ihm, da er ein milder, freundlicher Herr war, mit großer Liebe an, und namentlich galt dies von einem der Krieger seiner Leibwache Namens Hayato. Da derselbe täglich im Palaste ein- und ausging, so konnte es nicht fehlen, daß er die Dienerinnen der Fürstin öfter sah und auch von ihnen bemerkt wurde. Da entspann sich allmälig zwischen Hayato und einem jener Mädchen, der schönen Kikuno, eine gegenseitige Zuneigung. Dieselbe war allerdings vor der Hand hoffnungslos, denn die jungen Leute hatten keine Mittel, einen eigenen Hausstand zu gründen; allein sie vertrauten auf die Götter und hofften fest, mit der Zeit an das Ziel ihrer Wünsche zu gelangen.

Kikuno freute sich nicht minder als alle ihre Genossinnen der schönen Enten, Fasanen und Pfauen, welche Yuki's Hof und Garten zierten; ganz besondere Theilnahme aber widmete sie, seit in ihrem Herzen die Liebe zu Hayato aufgekeimt war, den Mandarinenenten, welche in Japan Oschidori heißen; denn deren Gattenliebe ist so groß, daß man sie im Volke häufig „Mann und Frau" nennt. Kikuno hegte den festen Glauben, daß alles gute, was sie diesen zärtlich liebenden Wesen thäte, dazu beitragen würde, ihr und ihrem Hayato dasselbe Glück zu verschaffen, dessen sich diese Thiere erfreuten.

Auf diese Weise kam es, daß sie einstmals Hayato aufs ernstlichste bat, doch einem Paare solcher Oschidori, welches besondere Anhänglichkeit an sie zeigte, die Freiheit zu verschaffen, und Hayato willigte auch sofort ein. Er benutzte die erste Gelegenheit, wo er mit Yuki eine Unterredung hatte, um diesen darauf aufmerksam zu machen, wie traurig gerade jener Oschidori den Kopf hängen ließe, und wie er den Verlust der Freiheit zu bedauern schiene. Yuki ging auf den Vorschlag ein, das Thier in Freiheit zu setzen, und da es unmöglich war, eines der Thiere allein fliegen zu lassen, so wurde mit dem Oschidori auch sein

Weibchen befreit. Beide jubelten laut, als sie der Gefangenschaft entflogen, und es wollte Hayato scheinen, als wenn sie durch ihr Freudengeschrei sich besonders dankbar gegen ihn bezeigen wollten.

Inmitten dieses friedlichen Lebens im Schlosse Yuki's erscholl der Kriegesruf. Der Kaiser erließ ein Aufgebot an alle seine Anhänger und an alle wahren Vaterlandsfreunde, ihm gegen die Hojo's zu Hülfe zu ziehen, und so durfte Yuki nicht zögern, zu den Schaaren des Kaisers Go-Daigo zu stoßen. Er that dies aber mit schwerem Herzen, denn ihm ahnte nichts gutes, und besonders ermahnte er seinen Oberbeamten Takahama, welchem er alle seine Habe und seine Familie beim Abschiede anvertraute, ja wachsam zu sein und vor allen Dingen seinen noch unmündigen Sohn Kojiro aufs sorgsamste zu hüten.

Was Yuki befürchtet, trat nur allzubald ein; das ganze kaiserliche Heer ward geschlagen, der rechtmäßige Herrscher selbst in die Gefangenschaft geschleppt, und was irgend konnte, suchte sich in eiliger Flucht zu retten.

Yuki aber war in der Schlacht zum Tode verwundet. Seine Getreuen schleppten ihn aus dem Handgemenge und machten sich so schnell als möglich auf den Weg nach der Burg ihres Herrn. Noch hofften sie, daß Yuki wenigstens bis dahin am Leben bleiben und die letzten Anordnungen hinsichtlich seines Nachlasses treffen könnte; allein auch dies war ihm versagt, er verschied in den Armen Hayato's, der den Sterbenden noch mit dem Gelöbnisse tröstete, daß auch er sich des verwaisten Sohnes des Yuki, des Kojiro, mit unverbrüchlicher Treue annehmen wolle. Bevor jedoch Yuki verschied, gelobte er noch, auf ewig und immerdar, auch nach dem Tode, Rache an den Hojos zu üben, und verschwor sich, sein Geist werde nun und nimmermehr Ruhe finden, bevor deren Schicksal erfüllt und ihr Untergang erfolgt sei.

Als der Trauerzug auf Yukis Stammschlosse anlangte, war auch dort das Leid und die Bekümmerniß groß. Ein Bruder Yuki's, Hiogo, hatte die Wirren des Reiches und Yuki's Tod

benutzt, um sich die Herrschaft von dessen Besitzungen anzueignen. Er selbst hatte sich schlauer Weise so lange vom Kampfe zurückgehalten, bis er sah, wohin sich die Wage neigte, und hatte nach der Niederlage der Kaiserlichen eilends die Hojo's seiner Ergebenheit versichert. Unter deren Zustimmung hatte er sich alsdann der Burg des Yuki bemächtigt und schaltete und waltete darin als Herr, ohne jede Rücksicht auf seinen Neffen Kojiro. Als nun Hayato nebst dem übrigen Gefolge Yuki's zurückkehrte und der treulose Hiogo sah, daß hierdurch dem jungen Kojiro ganz unerwartet ein Anhang erwuchs, da ergrimmte der Bösewicht gar sehr und beschloß, sich aller, die ihm im Wege standen, sobald als irgend möglich zu entledigen.

Auf Hayato aber warf er den wüthendsten Haß. Er hatte nämlich gleich bei seiner Ankunft auf der Burg die schöne Kikuno wohl bemerkt und sofort eine heftige Leidenschaft für sie gefaßt. Sie hatte ihn zwar mit großer Entschiedenheit zurückgewiesen, allein er hatte immer noch gehofft, ihren Widerstand zu überwinden, bis er gewahrte, daß zwischen Kikuno und Hayato ein Einverständniß stattfand. Dies benutzte er nun sofort, um die grimmigsten Beschuldigungen gegen die beiden zu erheben, und da er selber über die Aermsten Recht zu sprechen hatte, so war deren Schicksal von vornherein besiegelt. Gefesselt standen sie im Hofe der Burg und harrten des Todesurtheils, während die Schergen Hiogos sich bereits anschickten, erst der Kikuno und dann dem Hayato, an dessen Schmerz beim Tode der Geliebten sich der Barbar erst noch weiden wollte, das Haupt abzuschlagen.

Da aber, eben noch im rechten Augenblick, erhob sich Stimmengewirr am Schloßthor; ein Bote drängte sich ungeduldig heran, bis er vor Hiogo stand, und verkündete, er komme im Namen ihres gemeinsamen Herren und Gebieters, des Hauptes der Hojo-Familie. Diesem sei ein Erbe geboren, und in Folge dieses frohen Ereignisses habe der mächtige Herrscher des Landes befohlen, daß allen Verbrechern und allen eines Verbrechens Angeklagten im ganzen Reiche Leben und Freiheit geschenkt werden solle, auch

wenn sie noch so schlimmes verübt hätten. Zähneknirschend fügte sich Hiogo, der in Gegenwart des Boten nicht wagen durfte, seinem Oberherren und Gönner ungehorsam zu sein; man band Kikuno und Hayato los und ließ sie ziehen. Vorsorglicher Weise war der Bote zugegen geblieben, bis sie das Schloßthor passirt hatten; dann folgte er ihnen und geleitete sie auch noch bis in den nächsten Wald. Als sie aber dort angelangt und einigermaßen in Sicherheit waren, da vernahmen sie zu ihrem unaussprechlichen Erstaunen aus dem Munde des Boten, er sei nicht, was er scheine, sondern Niemand anders als eben jener Oschidori, jene Mandarinenente, welche einst auf ihre Veranlassung sammt ihrem Weibchen die Freiheit erlangt habe. Es sei nur die schuldige Dankbarkeit, welche ihn getrieben, jetzt gleiches mit gleichem zu vergelten. Zu diesem Behufe habe er selber eigens eine List ersonnen und ausgeführt, habe die Gestalt eines Boten des obersten Gewalthabers angenommen und durch seine Dazwischenkunft sie beide von Schmach und Tod gerettet. Sie möchten sich nunmehr vor dem tyrannischen Hiogo wohl in Acht nehmen, vor allen Dingen aber sollten sie ihre Freiheit benutzen, um ihren jungen rechtmäßigen Herren, den Kojiro, aus den Klauen seines ruchlosen Oheims zu retten. Nach diesen Worten ward der Bote wieder zu einer Ente und flog von dannen.

Während nun Hayato und Kikuno ein sicheres Versteck suchten, von dem sie Botschaft an Kojiro gelangen lassen könnten, häufte Hiogo eine Missethat auf die andere. Zwar wagte er noch nicht, an Kojiro Hand anzulegen; allein den Oberbeamten Yuki's, Takahama, zwang er durch die erlogene Beschuldigung, daß er mit Yuki's Wittwe ein strafbares Verhältniß unterhalte, sich den Bauch aufzuschlitzen, und nachdem dies geschehen, ließ er die Wittwe seines Bruders grausam ermorden. Kojiro, den er gefangen hielt, mußte alle diese Greuel mit eigenen Augen ansehen und durfte sich nicht verhehlen, daß jeder Tag ihm ein ähnliches Schicksal bereiten könne.

Da erschien endlich ein Abgesandter von Hayato und Kikuno,

die bei braven Bauersleuten eine Unterkunft gefunden hatten und dort vor Hiogo's Nachforschungen geborgen waren. Ein einfacher Landmann hatte sich aus freien Stücken erboten, zu dem armen Kojiro zu gehen und ihm zur Flucht behülflich zu sein, und da man gegen den Bauersmann nicht den mindesten Argwohn hegte, so war der Anschlag auch glücklich gelungen. Kojiro floh zu Hayato und Kikuno; hier vermochte er unter treuer Hut wieder aufzuathmen und sich von allem erduldeten Schrecken zu erholen.

Ein Mittel, an dem Bösewicht gerechte Vergeltung zu üben, hatte sich jedoch immer noch nicht finden wollen, als endlich der Götter Wille einen Fremden in die Gegend führte, einen Mann aus Schikoku, Namens Hagiu Yoschi. Derselbe war weit umhergereist und befand sich auf dem Wege über die wilden Gebirge des Inneren des Landes in der Nähe von Yuki's Stammsitze, als er einmal zu seiner großen Bestürzung in einer Einöde von der Nacht überfallen wurde. Während er vergebens sann, wie er sich wohl den drohenden Gefahren der Wildniß entziehen könnte, trat ein schwarzgekleideter Priester auf ihn zu, der ihm Muth zusprach, zugleich aber sagte, er sei gekommen, um ihm etwas wichtiges zu zeigen. Er führte Yoschi an einen Berg, und hier erblickte derselbe eine eiserne Pforte, die er vorher nicht gesehen. Auf einen Schlag, den der Priester mit einer Gerte dagegen führte, sprang sie auf, und nun sah Yoschi, wie böse Geister eine arme Seele aufs entsetzlichste quälten und verhöhnten. Fragend blickte er den Priester an, und dieser eröffnete ihm, das sei die Seele Yuki's, die keine Ruhe finden könne und unablässig von dem Schwur, den er in seiner Todesstunde gethan, gequält werde. Es sei jedoch der Götter Wunsch, daß ihm geholfen werde, und wenn Yoschi sich der Aufgabe unterziehen wolle, zu Yuki's Erlösung beizutragen, so möge er Yuki's Sohn aufsuchen und diesen zur Uebernahme der Rachepflicht und zum Kampfe gegen die Hojo's anspornen. Yoschi verspach dies, und als ihn der Priester nun aus dem Berge ins Freie geleitet, da dämmerte auch schon der Morgen heran, und er konnte seine Wanderung fortsetzen.

Yoschi, ein frommer und gewissenhafter Mann, ging ohne Aufenthalt zu der Burg, die Yuki gehört hatte, erfuhr hier aber, wie Hiogo sich derselben bemächtigt und dem Sohne seines Bruders nachgestellt habe, so daß dieser entflohen und verschollen sei. So mußte er sich hier damit begnügen, an Yuki's Grabstätte zu beten und ihm fromme Rauchopfer darzubringen. Während er dies aber that, hörte er eine klagende Stimme, die den Anfang eines Verses hersagte. Zuerst bestürzt, behielt er gleichwohl die Worte im Gedächtniß und suchte die Strophe zu vollenden, und als ihm dies gelungen, antwortete er jener Stimme mit dem Schlusse des begonnenen Verses. Da aber ertönte aus dem Grabe dieselbe Stimme und sagte in hoffnungsvollerem Tone: „Wohl mir, dies verheißt mir baldige Erlösung! Wisse, o Fremdling, ich bin der Geist Yuki's, des verstorbenen Herren dieses Schlosses, unablässig gequält durch Racheschwüre, die ich in der Todesstunde ausstieß, und deren Erfüllung unmöglich scheint. Und gleichsam zum Zeichen dessen heulten mir die bösen Geister, die mich quälen, immerfort den unvollendeten Vers vor, den ich im Begriffe war, zu dichten, als des Kaisers Aufgebot mich gegen die Hojo's zu den Waffen rief. Nun hast du den Vers vollendet, und das ist die erste gute Vorbedeutung, die mir seit meinem unseligen Tode, der auch die Meinen ins Verderben stürzte, zu Theil wird. Habe also Dank, o Fremdling, und wenn du mir ferner helfen willst, so wird mein Geist nie aufhören, für dein Wohl und deinen Schutz thätig zu sein."

Yoschi machte sich nun mit Eifer auf den Weg, um Kojiro zu suchen, und ein glücklicher Zufall wollte, daß er sehr bald mit Kikuno selber zusammentraf. Es währte lange Zeit, bevor diese sich entschließen konnte, zu einem gänzlich Unbekannten volles Vertrauen zu fassen; allein allmälig vermochte Yoschi doch alle ihre Besorgnisse hinsichtlich seiner Absichten zu zerstreuen, und so führte sie ihn zu Kojiro und Hayato. Nachdem Yoschi nun sein wunderbares Zusammentreffen mit Yuki's Geist erzählt, zweifelte keiner von ihnen daran, daß der Götter Beistand nahe

sei, und Kojiro entschloß sich, sein Versteck zu verlassen und zu dem Heere zu stoßen, welches gerade zu jener Zeit der Feldherr Kusunoki für den Kaiser zu sammeln begonnen hatte.

Als Kojiro dort anlangte, fand er dasselbe bereits zu einem großen Haufen angewachsen, da der tapfere Nitta Yoschisada sich der Sache des Kaisers angeschlossen hatte. Zu diesem begab sich Kojiro und klagte ihm, wie treulos sein Oheim gehandelt, und wie grausam er durch diesen seiner Mutter beraubt sei, und der Feldherr sprach ihm darauf ohne weiteres die Herrschaft über das väterliche Besitzthum zu und ermächtigte ihn, an seinem Oheim nach Belieben Rache zu üben. Zuvörderst aber trat Kojiro in die Reihen der kaiserlichen Streiter und verrichtete bald Wunder der Tapferkeit. Mehrere der feindlichen Führer erlegte er mit eigener Hand, und nie war ihm eine Wunde beigebracht; er fühlte wohl, daß seines Vaters Geist über ihn wachte, und dies spornte ihn zu immer kühneren Thaten an.

Endlich war die Entscheidungsschlacht bei Kamakura geschlagen; Kojiro, in Feindesblut gesättigt, konnte mit dem frohen Bewußtsein heimkehren, daß er seines Vaters Geiste volle Ruhe erstritten habe. Nun aber harrte seiner die nicht minder heilige Pflicht, den schmachvollen Tod seiner Mutter zu rächen.

Die Ausführung dieses Vorhabens war schwerer als man dachte. Hiogo hatte die Zwischenzeit fleißig benutzt, um Leute, die ihm ganz ergeben waren, um sich zu sammeln, und da er auf Hülfe seitens der Hojo nicht mehr rechnen konnte, hatte er seine Burg stark befestigt und vermeinte, in derselben allen Anschlägen Kojiro's Trotz bieten zu können. Rathlos stand die kleine Schaar, welche dem rechtmäßigen Erben gefolgt war, Hayato und Kikuno einbegriffen, draußen auf den Bergen; keiner von ihnen vermochte einen Plan zu ersinnen, wie man dem unrechtmäßigen Besitzer, dem Missethäter Hiogo, beikommen könnte.

Aber der Oschidori, ihr treuer Freund, war in der Nähe, und als dieser gewahr ward, in welcher großen Verlegenheit sich

Kojiro und sein Gefolge befand, da beschloß er, abermals ihnen zu helfen. Er verwandelte sich auch diesmal in einen Boten, der an Hiogo's Burg anklopfte und vor den Herren gelassen zu werden verlangte. Vor Hiogo geleitet, sagte er zu diesem: „Ich komme von der schönen Kikuno, zu der du damals, als du nach deines Bruders Tode diese Burg in Besitz nahmest, in Liebe entbranntest. Sie hat mich beauftragt, dir zu sagen, daß sie von deiner Zuneigung und Beständigkeit gerührt ist und die deine werden will, wenn du gelobst, sie zu deiner rechtmäßigen Gemahlin zu machen. Alsdann willigt sie ein, beide, den Kojiro und den Hayato, in deine Gewalt zu geben.“ Dabei wies er allerlei Gegenstände vor, die, wie er sagte, Kikuno ihm zu seiner Beglaubigung mitgegeben, die indessen nur Blendwerk waren, welches er durch Zauberkunst hergestellt hatte. So bewirkte er, daß der Verräther ihm Glauben schenkte und versprach, zu dem Orte zu kommen, wo ihn Kikuno im geheimen treffen sollte.

Nun aber eilte der Oschidori zu Kikuno und erzählte ihr, was er gethan, und Kikuno, begierig, den Bösewicht, der ihr nach dem Leben getrachtet und sie in die Verbannung getrieben, mit eigener Hand zu bestrafen, begab sich mit einem scharfen Dolche bewehrt zu dem Stelldichein. Als Hiogo ihr nahete, stürzte sie sich auf ihn und durchschnitt ihm die Kehle.

Jetzt war Kojiro unbestrittener Herr der Burg seiner Väter. Er erhob Hayato und dessen Gattin Kikuno zu hohen Ehren und blieb ihnen Zeit seines Lebens in treuer Dankbarkeit zugethan. Der Oschidori aber ward ebenfalls hoch verehrt; man errichtete eine Gedenktafel, mit seinem und seines Weibchens Bilde geziert, in einem benachbarten Tempel, und so oft der Festtag wiederkehrte, welchen alljährlich die frommen Japaner durch Ankaufen und Freilassen von allerhand Thieren zu begehen pflegen, versäumten weder Kojiro, noch Hayato nebst seiner Gattin, recht viele Oschidori in Freiheit zu setzen.

Die wunderbaren Schicksale Hangwan's und der Cerute.

Am Hofe des Schogun Yoschinori, der gleich seinem Vater Taka-Uji mit der höchsten Gewalt im Staate vom Kaiser bekleidet war und seine Würde und Macht auch seinen Nachkommen, dem erlauchten Geschlechte der Aschikaga, hinterließ, lebte ein vornehmer und hochangesehener Fürst Namens Motschiuji, der in Folge seiner Bravheit und Tüchtigkeit vom Schogun mit dem wichtigen Amte eines Gouverneurs der Stadt Kamakura betraut ward und deshalb seine Besitzungen verließ, um fortan in dieser Stadt in hohen Ehren zu leben. Leider genoß er die wohlverdiente Gunst des Herrschers nicht lange; eine heftige Krankheit warf ihn darnieder, und schweren Herzens mußte er seine trostlose Wittwe und einen erst elfjährigen Sohn ohne Stütze zurücklassen, als ihn die Götter von dieser Welt abberiefen. Als er auf dem Sterbebette lag, ließ er außer jenen beiden Theuren seinen obersten Beamten oder Karo, einen schon bejahrten Mann Namens Yokoyama, zu sich berufen und beschwor diesen, treu und sorgsam auf seinen Sohn, den jungen Prinzen Kenwomaru, zu achten, ihn gut zu erziehen und Sorge zu tragen, daß demselben sein Erbtheil unverkürzt in die Hände gelange, wenn er dereinst erwachsen und im Stande sei, es selbst zu verwalten. Yokoyama gelobte dem Sterbenden dies alles aufs feierlichste, und so verschied Fürst Motschiuji ruhig und in vollem Vertrauen auf seinen Oberbeamten. Er ahnte nicht, daß dieser ihn nur durch gleißnerische Verstellung hintergangen hatte und im Grunde seines Herzens ein arger Bösewicht war.

Noch bösartiger indessen war Yokoyama's Sohn, Saburo, ein gewandter Krieger, aber hinterlistig und grausam und dabei keineswegs so tapfer, als er sich gern den Anschein gab. Dieser Saburo mißbrauchte das hohe Ansehen, in welchem sein Vater stand, auf alle mögliche Weise, und sein Vater leistete ihm, wenn

er irgend konnte, dabei Vorschub. So dachte Saburo denn auch ohne alle Mühe die Hand einer der Dienerinnen der verwittweten Fürstin, der schönen Terute, zu erlangen; er fand jedoch ganz unerwarteten Widerstand. Terute verschmähte ihn und bat ihre Eltern flehentlich, sie nicht mit Saburo zu vermählen; sie liebte, wie sie ihren Eltern gestand, einen der Waffengefährten desselben, den jungen Hangwan, und hatte Grund zu glauben, daß er ihr ebenfalls zugethan sei. Terute's Vater, der wackere alte Krieger Tone Magurоku, war ganz mit seiner Tochter einverstanden; auch er hatte einen Widerwillen gegen Saburo und eine aufrichtige Zuneigung zu Hangwan. Daher nahm er den letzteren, als er seinerseits sich um Terute's Hand bewarb, freundlich auf und gab seine Einwilligung zu der Verlobung seiner Tochter mit ihm auf das bereitwilligste.

Hierdurch aber war Saburo aufs tiefste beleidigt und schwor dem Hangwan blutige Rache. Zu feige indessen, sich mit ihm in offenem Kampfe zu messen, lauerte er ihm zu nächtlicher Zeit auf, und als Hangwan einstmals, nur mangelhaft bewaffnet, von seiner Braut nach Hause zurückkehren wollte, sprang Saburo aus einem Versteck hervor und gedachte ihn mit leichter Mühe tödten zu können. Hangwan indessen ließ sich nicht einschüchtern; er zog das kurze Schwert, das er bei sich führte, und drang so entschlossen auf den weit besser bewehrten Gegner ein, daß er wohl bald ihm das Handwerk gelegt hätte, wenn das Unglück nicht in diesem Augenblicke den alten Tone Magurоku herbeigeführt hätte. Dieser hatte den Waffenlärm gehört und war aus seiner Wohnung herausgestürzt, um zu sehen, ob sein Schwiegersohn nicht in Gefahr sei, und als er seine Befürchtung bestätigt fand, drang er mit Ungestüm auf den Angreifer ein. Dieser aber war geschickt zurückgesprungen und hieb seitwärts auf den alten Mann ein, der ihm an Gewandtheit nicht gewachsen war und zu Tode getroffen niedersank. Mit erneuetem Grimme drang nun Hangwan gegen Saburo vor, so daß dieser in Angst und Schrecken gerieth und eilends das weite suchte. In der

Dunkelheit gelang es ihm, an den Fluß zu gelangen, der in der Nähe vorbeiströmte, und unter dem Uferrande vermochte er sich so gut zu verbergen, daß alles Suchen Hangwan's vergeblich war.

Hangwan's erster Gedanke war nun, sich selber den Tod zu geben, da er nicht vermocht hatte, seinen Schwiegervater, der noch dazu für ihn selber gestorben, an jenem Elenden zu rächen. Wer aber sollte dann diese Rachepflicht üben, die ihm doppelt heilig sein mußte? Blieb er am Leben, so durfte er hoffen, schließlich doch noch eine Gelegenheit zu finden, bei welcher er dem hinterlistigen Feinde, in welchem er den Saburo wohl erkannt hatte, den Lohn für seine Tücke zu zahlen im Stande war, während im Falle seines eigenen Todes nur zwei wehrlose Frauen übrig blieben, deren Saburo hätte spotten können.

So ging denn Hangwan schweren Herzens zu Terute und ihrer Mutter und erzählte ihnen, was vorgefallen. Obgleich in tiefster Trauer und Verzweiflung, sannen doch beide Frauen nur auf Rache. Sie belobten Hangman höchlich, daß er sich nicht umgebracht habe, sondern ihnen bei Erfüllung dieser Pflicht helfen wolle; sie sagten aber, auch sie seien bereit, ihr Leben zu opfern, um nur an dem Bösewichte, dem Mörder des ihnen so Theuren, die gerechte Vergeltung zu üben. Hangman theilte indessen ihre Hoffnung, daß dies bald gelingen werde, keineswegs; trübe Ahnungen hatten sich seiner ganz und gar bemächtigt.

Und diese bestätigten sich nur allzubald. Der, welcher in der Untersuchung über Tone Maguroku's Ermordung Recht zu sprechen hatte, war kein Anderer, als Yokoyama, Saburo's Vater, und so lautete dessen Urtheilsspruch denn auch so hart als möglich gegen Hangwan und gegen die Hinterbliebenen des Getödteten. Hangwan, so hieß es, hatte ehrloser Weise versäumt, sofortige Rache für seinen Kampfgenossen zu nehmen, der an seiner Seite und für ihn gefallen war; er ward aus den Reihen seiner Kameraden ausgestoßen und mußte als rechtloser Flüchtling — als Ronin, wie die Japaner diese unglücklichen, ruhelosen Krieger nennen — in die Verbannung ziehen. Der Wittwe

konnte zwar das Recht nicht abgesprochen werden, für ihren Mann Rache zu suchen, noch auch der Terute, den Tod des Vaters zu rächen; jedoch wurden sie gegen alles Recht und gegen alle Billigkeit für unwürdig erklärt, in der Fürstin Diensten zu bleiben, bis sie dieser Rachepflicht Genüge geleistet, und hierdurch verloren sie alle Mittel, ihr Dasein zu fristen. Und dies war um so härter, als sie nicht einmal an die baldige Ausführung einer Rachethat denken konnten, denn Saburo war unterdessen geflohen und hielt sich ängstlich verborgen.

Dennoch trösteten sich die drei Unglücklichen. Sie verschoben ihre Pläne gegen Saburo, ohne sie aufzugeben, und gingen gefaßt und ergeben von dannen. In einem ablegenen Dörflein, nicht weit vom Meeresstrande, fanden sie endlich ein Unterkommen, das ihnen Sicherheit versprach, und von hier aus stellten sie die eifrigsten Nachforschungen nach Saburo an. Endlich schien es, als sollten ihre Anstrengungen erfolgreich sein, denn sie hörten wiederholt, Saburo sei in der nicht weit entfernten Provinz Suruga gesehen; und als die Nachricht mehrfach von glaubwürdiger Seite bestätigt wurde, machte sich Hangwan, als Bettler verkleidet und vollkommen unkenntlich, auf den Weg, um den Schurken zu suchen.

Saburo war aber weit erfahrener in Ränken und hinterlistigen Streichen jeder Art, und so war es auch nur ein Fallstrick von ihm gewesen, daß er das Gerücht hatte verbreiten lassen, er halte sich in Suruga auf. In Wahrheit weilte er ganz in der Nähe und hatte nur Hangwan entfernen wollen, um einen frechen Streich gegen die beiden Frauen auszuführen. Am Abend des nämlichen Tages, an welchem Hangwan sich auf die Reise begeben, kam er an der Spitze von sechs Gefährten vor ihre Wohnung. Seine Genossen besetzten die Ausgänge, er selbst aber drang in das Haus und verkündete mit höhnenden Worten, er sei gekommen, um Terute gewaltsam zu entführen. Augenblicklich griff sowohl diese, als ihre Mutter zu den Schwertern, die sie für alle Fälle bereit hatten, und so drangen beide tapfer

auf den Verhaßten ein. Dieser aber war auf solchen Angriff gefaßt; während er die Streiche der beiden Frauen abwehrte, gab er seinen Leuten ein Zeichen, auf das sie hereinstürzten und Terute packten, banden und fortschleppten. Als dies geschehen, hieb der Bösewicht ohne Mühe die verzweifelnde und wie wahnsinnig sich geberdende Mutter nieder.

So war das Bubenstück gelungen, eben in dem Momente, wo den Frauen eine unerwartete Hülfe kam, die ihnen um ein Haar noch hätte Rettung bringen können. Hangwan war es, der etwa bis Mittag fort gewandert war, dann aber allerhand bedenkliche Gerüchte vernahm, als ob Saburo in der Nähe sei. Unverzüglich machte er sich auf den Rückweg, aber trotz aller Eile kam er zu spät; er fand nur Terute's Mutter, die in ihrem Blute lag und ihrem nahen Tode entgegensah. Doch konnte sie ihm noch erzähler was vorgefallen, und ihn beschwören, ihrer armen Tochter nachzueilen.

Er stürmte hinter den Räubern her und fand auch trotz der Dunkelheit ihre Spur. Mit rasender Hast folgte er derselben; sie führte ans Meer. Hier aber sah er nur noch aus der Ferne, wie die Missethäter ein Boot bestiegen und Terute gebunden in dasselbe brachten. Sie stießen ab, und als er den Strand erreichte, kämpfte das Boot bereits mit den Wellen, welche von einem Sturme, der gerade in diesem Augenblicke sich aufmachte, gewaltig geschaukelt wurden. Hangwan, der gern sein Leben aufs Spiel setzen wollte, um Terute zu retten, bat die Schiffer, welche am Strande wohnten, vergebens aufs eindringlichste, ihn hinauszufahren oder ihm wenigstens ein Boot zu überlassen; keiner wagte es, denn der Sturm brach mit zu großer Heftigkeit los.

Trostlos kehrte der Unglückliche zu seiner Schwiegermutter zurück, fand sie aber bereits todt, und so mußte er sich begnügen, ihr die letzten Ehren zu erweisen.

Als Terute aber in dem Kahne lag, in den man sie geschleppt, und erkannte, daß sie willenlos ihrem schlimmsten Feinde

anheimgegeben war, beschloß sie, List anzuwenden. Sie that, als sei sie von der Hülflosigkeit ihrer Lage überwältigt, und sagte dem Saburo, sie wolle sich in das unvermeidliche fügen und die Seine werden; nur möge er ihre Fesseln abnehmen. Dies geschah; kaum aber hatte Terute ihre Hände frei, so entriß sie dem Saburo seinen Säbel und hieb und stach mit allen Kräften auf ihn los. Leider war sie nicht stark genug, ihn zu tödten oder lebensgefährlich zu verwunden. Wüthend über ihre Hinterlist, packte er sie, entwand ihr die Waffe und holte nun seinerseits zu einem tödtlichen Streiche aus, als der Sturm, der rasch an Stärke zugenommen hatte, ihn sammt dem ganzen Nachen umwarf. Alle, die darinnen waren, wurden von den wilden Wogen erfaßt; Terute aber sah ein bleiches, zorniges Antlitz in überirdischem Glanze über dem Fluthengebrause erscheinen und wußte nun, daß ihre Mutter todt war, daß deren Geist den Sturm erregt und ihren Tod abgewandt habe. Kaum vermochte sie noch einen Schrei auszustoßen, der Sturm und Wellen übertönte, dann schwanden ihr die Sinne, und als ihre Lebensgeister wiederkehrten, befand sie sich auf festem Lande. Fischersleute, die in ihrem kleinen Fahrzeuge vor dem plötzlichen Sturm ans Ufer flüchteten, hatten ihren Angstschrei gehört; eine Woge hatte sie in die Nähe des Fischerbootes geschleudert, und so war sie von den Insassen desselben gerettet.

Auch Saburo erreichte das Land mit Hülfe eines Stückes von seinem zertrümmerten Boote; seine Genossen wurden dagegen sämmtlich von den empörten Fluthen verschlungen. Noch war die Zeit des Bösewichtes nicht abgelaufen, und noch sollten seine Verfolgungen der Terute und dem Hangwan viel Drangsal bereiten; vor der Hand aber war er nicht zu fürchten, denn er war genöthigt, seine Wunden zu pflegen, und bedurfte längerer Zeit, um sich von dem starken Blutverluste, den er erlitten, wieder zu erholen.

Während alle diese Dinge sich ereigneten, hatte Yokoyama, Saburo's heimtückischer Vater, ruchlose Pläne geschmiedet, durch



welche er den jungen Prinzen Kenwomaru, den ihm sein ehemaliger Gebieter auf dem Todtenbette anvertraut, zu Grunde zu richten und sich selber seines Erbes zu bemächtigen gedachte. Zu dem Ende hatte er sich mit einem bösen Zauberer in Verbindung gesetzt und durch denselben allerhand Höllenspuk gegen den unglücklichen Prinzen herrichten lassen. Gespenster quälten denselben fast stündlich bis aufs Blut; er ward sehr krank, und alle Mittel, welche man dagegen anwandte, waren umsonst. Mit jedem Tage ward der arme Knabe elender und sein Zustand verzweifelter. Nicht selten kam es vor, daß die Wachen, die sein Lager umstanden, von einem jähen Blitz und Knall erschreckt wurden; dann aber sahen und hörten sie nichts weiter als das ängstliche Hülfegeschrei und das vergebliche Ringen des Prinzen mit unsichtbaren Verfolgern.

Unter den wachthabenden Kriegern befand sich auch Hangwan's Vater Oguri, der trotz aller Schleichwege, welche Yokoyama eingeschlagen, um ihn zu entfernen, treu und standhaft auf seinem Posten geblieben und unablässig bemüht war, für des Prinzen Wohl zu sorgen. Niemand hatte daher ein so wachsames Auge wie er, und es entging ihm nicht, daß jener Blitz und Knall sich stets aus einer bestimmten Ecke des Gemaches erhob. Er hatte dieselbe daher, so oft er den Wachtdienst versah, beständig im Auge und sah einstmals, wie aus dem Feuer und Dampf ein Gespenst hervorkam, das genau die Gestalt und die Züge des kranken Prinzen trug. Es stürzte sich auf denselben und rang mit ihm aufs grimmigste. Oguri trat herzu; aber obgleich er des Prinzen Angstrufe unablässig hörte, vermochte er das Gespenst von seinem jungen Herren selber nicht zu unterscheiden, so täuschend war die Aehnlichkeit. Um endlich dem Aermsten Erleichterung zu verschaffen, griff er auf gut Glück zu; aber es war der Prinz, den er gepackt, das Gespenst flog in die Höhe und grinste ihn mit scheußlichem Antlitz an. Auf Oguri's Antrieb untersuchte man jedoch den unheilvollen Winkel, aus dem der böse Geist aufgestiegen, und

da fand man eine Strohpuppe mit Kleidern des Prinzen, die offenbar zu einem Trugbilde desselben verzaubert und, um den Prinzen recht wirksam zu quälen, nach allen Seiten hin mit großen Nadeln durchstochen war. Man vernichtete sie, und der Prinz fühlte sich erleichtert.

Als aber diese Vorgänge dem Yokoyama hinterbracht waren, verurtheilte er ohne weiteres den Oguri zum Tode, weil er unbefugter und höchst unehrerbietiger Weise an das Lager seines Herren getreten sei und sogar freventlich Hand an ihn gelegt habe. Oguri starb den Tod eines braven Kriegers; er schlitzte sich den Bauch auf, und einer seiner Gefährten hieb ihm, wie dies in solchen Fällen üblich, um seine Todesqual zu kürzen, das Haupt ab. Seine Wittwe, Hangwan's Mutter, entleibte sich auf die Nachricht davon in ihrer Verzweiflung selbst.

Bevor indessen Oguri den Todesstreich empfangen, gelobte er mit lauter Stimme, er werde von nun an als Geist unablässig über seinen jungen Herrn wachen und so die bösen Pläne ihres beiderseitigen Feindes zu nichte machen. Und das that er getreulich; mochte Yokoyama noch so oft seine Zaubermittel anwenden, die bösen Geister hatten keine Macht mehr über den Prinzen Kenwomaru. Oguri's Schatten wich nicht von seiner Seite und wehrte jeden Angriff der Unholde ab.

Ein treuer Diener unternahm es, Hangwan die Kunde von dem Tode seiner Eltern nnd von der neuen Rachepflicht, die ihm oblag, zu überbringen. Doch dauerte es lange, ehe er ihn fand, denn Hangwan, der von dem Scheitern des Bootes in jener Schreckensnacht, zugleich aber von Saburo's Rettung gehört hatte, irrte von einem Orte zum andern, stets von der Hoffnung geleitet, er werde endlich seinem Feinde begegnen und Vergeltung üben können. Daß Terute gerettet sei, wußte er nicht, aber eine innere Stimme sagte ihm, sie sei ebenfalls noch am Leben, und so spähete er emsig auch nach ihr aus.

Auf diese Weise war er in die Provinz Owari gelangt, wo Saburo viele Verwandte hatte, und wo er daher am ehesten

hoffen durfte, denselben zu treffen. Sein Zufluchtsort war daselbst das Haus eines alten Freundes, Namens Utayemon, eines wohlhabenden Landbesitzers in der Nähe von Matsukase. Hier war der ruhelose Hangwan endlich einmal in Sicherheit, hier konnte er ohne Besorgniß den großen, breitbeschirmten Hut, wie ihn die flüchtigen Krieger, die Ronin tragen, bei Seite legen und sich mit Utayemon und seiner Tochter Usuyuki ungestört unterhalten. Gar bald gewann ihn Utayemon so lieb, daß er ihm vorschlug, immerdar bei ihm zu bleiben und sein Eidam zu werden, und die schöne Usuyuki war nur allzu geneigt, diesem Vorschlage zuzustimmen, denn eine heftige Leidenschaft für Hangwan hatte sie ergriffen. Umsonst erklärte dieser, als er zu seinem Kummer wahrnahm, daß Usuyuki ihn liebe, daß er nicht mehr frei sei, sondern der Terute Treue gelobt habe, und daß außerdem eine schwere Pflicht der Rache auf ihm laste. Alles dies minderte Usuyuki's Liebe nicht; sie seufzte Tag und Nacht, und eine tiefe, unheilbare Schwermuth befiel sie.

Der Bote, welcher ausgezogen war, Hangwan den Tod seiner Eltern zu melden, war inzwischen ebenfalls in die Provinz Owari gelangt und hier mit Terute selber zusammengetroffen, welche gleich ihm Hangwan suchte. Beide zogen nun vereint weiter und gelangten schließlich eines Abends bei Utayemon's Hause an, wo sie den Gesuchten fanden. Ungeachtet des Grames, den der Anblick ihrer glücklichen Nebenbuhlerin der armen Usuyuki bereitete, wurden sie gastfrei und liebevoll aufgenommen, und eben waren Hangwan und Terute im Begriff, sich einander ihre traurigen Erlebnisse zu erzählen, als neues Unheil über sie hereinbrach, abermals auf Anstiften ihres Todfeindes Saburo. Dieser hatte nicht sobald bemerkt, daß der ehemalige Diener von Hangwan's Vater sich auf die Wanderung begeben, als er ihm eifrig nachspüren ließ, und so kamen Saburo's Häscher, ein zahlreicher Trupp Soldaten unter einem zuverlässigen Führer, bald nach Ankunft der Terute und ihres Begleiters vor Utayemon's Hause an.

Ungestüm pochten sie an die Außenläden, die man wegen des Einbruchs der Nacht geschlossen, und als Utayemon hinausblickte, sah er das Haus rings von Soldaten umstellt. Jeder derselben hatte eine Laterne angezündet und hielt sorgsam Wacht, damit Niemand entwischen könne. Zwei oder drei Soldaten waren näher herangetreten und forderten ungestüm, man solle ihnen den Hangwan, den bösen Feind ihres Gebieters, ausliefern, sonst würden sie das Haus seinem Besitzer über dem Kopfe anzünden. Umsonst betheuerte Utayemon, während Hangwan, Terute und ihr Diener sich versteckten, es sei Niemand im Hause; vergebens erbot er sich, sie durch alle Räume desselben zu führen. Die Soldaten blieben dabei, Hangwan müsse darinnen sein; sie stießen immer schärfere Drohungen aus, und Utayemon sah wohl, daß nur ein verzweifelter Entschluß das ärgste Unheil von seinem Gaste und Freunde abzuwenden vermochte. Er rief daher den Soldaten zu: „Wohlan, wartet ein wenig, ich will euch den Kopf Hangwan's überliefern.“ Alsdann begab er sich zu seiner Tochter. „Bist du,“ so sprach er zu ihr, „erbötig, dein Leben für das deines Geliebten hinzugeben, so ist die Zeit gekommen; ein anderes Mittel, ihn zu retten, giebt es nicht. Dein Leben, und mit ihm das meine, ist ohnedies freudlos, laß uns also beide sterben; denn wenn du dich jetzt für Hangwan opferst und dessen Rettung gelungen ist, so werde ich nicht säumen, dir zu folgen!“ Usuyuki zögerte keinen Augenblick; sie durchschnitt sich die Kehle, und Utayemon trennte ihr Haupt vollends vom Rumpfe und übergab es einem der Soldaten. Dieser that es in einen Sack und entfernte sich nun sammt allen seinen Genossen.

Gebrochenen Herzens wollte Utayemon seinen Freunden, die in verschiedenen Schlupfwinkeln Zuflucht gefunden hatten, ihre Rettung aus der Todesgefahr verkünden, ohne ihnen zu sagen, welchen Preis er für ihr Leben hatte zahlen müssen. Aber Terute hatte voll Entsetzen und Verzweiflung gesehen, wie er den Soldaten ein [illegible] überreichte, und da sie nicht

zweifelte, daß dies Hangwans Kopf sei, so sprang sie in äußerster Wuth aus ihrem Versteck hervor und warf dem Utayemon den unerhörten Verrath, den er, wie sie meinte, an seinem Gastfreunde begangen, in so ungestümer Weise vor, daß er auch nicht ein Wort zu seiner Rechtfertigung vorbringen konnte. Zugleich drang sie mit einem Schwerte auf ihn ein, und als der Diener ihre Worte vernahm, sprang er herzu und half ihr, den edlen Utayemon, der sich kaum wehrte, niederzuhauen. In diesem Augenblick aber trat Hangwan herzu, der von allem, was vorgefallen, keine Ahnung hatte, und wie versteinert ließen die beiden von Utayemon ab. So war es denn kein Verrath, den dieser geübt; Hangwan war am Leben und unversehrt, und bald zeigte sich denn auch, wessen Leben der Unglückliche geopfert und wie schnöden Lohn er dafür bekommen hatte. Terute war in Verzweiflung, denn der Verwundete lag bereits in den letzten Zügen. Flehentlich bat ihn Terute um Verzeihung; er aber entschuldigte noch ihren Irrthum und verzieh ihr nicht allein, sondern sagte auch, er sterbe gern, nachdem er seine Tochter der Pflicht der Dankbarkeit habe opfern müssen. Diese Pflicht aber sei unabweislich gewesen, weil Hangwan's Vater ihn selbst einmal in früheren Tagen mit Gefahr seines eigenen Lebens aus ähnlicher Todesnoth gerettet habe. Die arme Usuyuki sei willig und freudig in den Tod gegangen, da sie Hangwan hoffnungslos aufs innigste geliebt habe. Terute, ganz niedergeschmettert von so viel Edelmuth, rief nun: „Zürne mir nicht, abgeschiedener Geist! Ich verspreche dir, daß du im Jenseits als Hangwan's Gattin ebenso vor mir den Vorrang haben sollst, wie ich ihn hier auf Erden habe!“ Da erklang der Koto,*) auf dem Usuyuki ihre Klagen ertönen zu lassen pflegte, zum Zeichen, daß der Geist der Unglücklichen versöhnt war und das Opfer der Terute annahm.

Ohne Rast und Ruhe mußten indessen die beiden Unglück-

---

*) S. Märchen von Kätzchens Entführung, S. 56.

lichen, denen sich der getreue Bote als dritter Leidensgefährte zugesellte, das letzte Asyl verlassen, das Hangwan gehabt, und ein Leben voll Entbehrungen und Strapazen in öden Wäldern und Bergen führen, während Saburo in Sicherheit und Wohlleben seine Tage verbrachte. Fühlte er sich doch endlich sicher, daß Hangwan, dessen vermeinten Kopf man ihm gebracht, ebenso wie Terute, deren Untgergang in jener Sturmnacht er nicht bezweifelte, todt sei.

Und gleichsam als wollte das Schicksal seine letzte Tücke gegen die Unglücklichen üben, erkrankte Hangwan so schwer, daß er nicht mehr im Stande war, zu gehen. Terute und der treue Diener fertigten einen rohen kleinen Wagen an, ein Brett mit vier Rädern darunter, und so wagten sie sich endlich wieder unter die Menge, da sie in den Schwefelquellen von Kumano Heilung des Kranken zu finden hofften. Der Diener belustigte, wenn sie in größere Ortschaften kamen, die schaulustige Menge mit allerhand Gauklerkünsten, die er früher erlernt, und erwarb so das nöthige Geld, dessen sie für die Reise bedurften. Endlich kamen sie bei den Heilquellen an, allein Hangwan blieb lahm, und selbst als Terute sich als Büßende unter einen Wasserfall stellte, um die Götter auf diese Weise zum Mitleid zu bewegen, war nichts von Besserung seiner Leiden zu verspüren.

Da nahte ihnen nochmals drohendes Unheil durch Saburo, der von Hangwan's und Terute's Aufenthalt zu Kumano sofort durch Späher benachrichtigt ward und, zähneknirschend ob so vieler mißlungener Pläne, nun mit Aufgebot aller erdenklichen Hinterlist der Sache ein Ende zu machen entschlossen war. Der Wagen, auf dem der Diener den Hangwan zog und den Terute begleitete, ward eines Tages an einer einsamen Stelle von Wegelagerern angegriffen; der Diener, welcher wohl bewaffnet war, schlug dieselben in die Flucht, ward aber von ihnen bei der Verfolgung weiter und weiter gelockt. So waren Terute und Hangwan allein und hülflos, und nun spang Saburo aus dem Gebüsch hervor. Niemand anders als er hatte jene Wege-

lagerer angestiftet, um den einzigen Helfer zu entfernen, der ihn an der Ermordung der Terute und des gelähmten Hangwan hätte hindern können. Höhnend hielt er ihnen vor, was sie alles an ihm verbrochen hätten; dann packte er Terute und band sie trotz ihres Sträubens an einen Baum, um nun vor ihren Augen zuerst dem Hangwan den Todesstreich zu versetzen.

Hangwan hatte unterdessen seine zitternden, kraftlosen Hände zum Himmel erhoben und in dieser äußersten Noth die Götter um endliche Erhörung seiner jahrelangen Klagen angefleht. „Geister meiner armen, unschuldig dahingemordeten Eltern, Geister der von diesem Scheusal geschlachteten Eltern Terute's, o helft mir jetzt und laßt mich endlich Rache üben! Alles will ich künftig gern erdulden, wenn nur dies mir gewährt wird!“

Und siehe da, seine Glieder waren auf einmal geschmeidig wie je zuvor. Er konnte aufspringen, er konnte ein Schwert, das er für äußerste Fälle bei sich versteckt gehalten, mit kräftiger Hand schwingen. So stand er dem Saburo gegenüber, der sich dessen nicht versehen hatte, und dem der Schreck die Glieder lähmte. Hangwan packte ihn und hielt ihn fest, bis Terute, deren Bande rasch durchschnitten waren, herzutrat und mit Hangwan's Schwerte dem Schurken den Kopf abschnitt. Die beiden richteten nun ein feuriges Dankgebet an die Geister ihrer Eltern und steckten als Sühnopfer für dieselben Saburo's Haupt auf einen Pfahl, der am Wege stand.

So fand sie der treue Diener, der unterdessen seine Feinde weit in die Flucht geschlagen, und nun dankten sie alle drei den Göttern und den Geistern der Verstorbenen für ihre Gnade.

Auch fernerhin verblieb der Götter Gunst dem vielgeprüften Paare. Hangwan behielt Gesundheit und Kraft, die ihm so wunderbar wiedergeschenkt waren, auch ferner; er vermählte sich feierlich mit Terute und trat kühn vor Yokoyama, dem er den Tod seines Sohnes meldete und zugleich verkündete, daß Terute und er eigenhändig die ihnen obliegende Rachethat vollführt und damit ihren Pflichten genügt und ihre Ehre wiederhergestellt

hätten. Er verlangte für sich und Terute die Wiedereinsetzung in ihre frühere Stellung. Yokoyama mußte sich fügen; er sann zwar auf neue Ränke, aber Prinz Kenwomaru, den Oguri's Geist gegen alle seine bösen Zaubereien beschirmt hatte, erreichte bald die Jahre der Mündigkeit, und damit war die Macht des Bösewichtes gebrochen.

Es dauerte auch nicht sehr lange, bis Hangwan Gelegenheit fand, den Tod seiner Eltern an Yokoyama zu rächen. Dieser konnte es nicht verschmerzen, daß er nicht mehr im Besitze seiner früheren Macht war, und versuchte allerhand Verschwörungen anzuzetteln. Dieselben wurden aber verrathen; Yokoyama mußte fliehen und empörte sich nun offen gegen seinen rechtmäßigen Gebieter. Mit einer Schaar entschlossener Krieger überfiel er das feste Schloß, in welchem Kenwomaru wohnte. Schon war er in die Thore eingedrungen, aber die Soldaten des Fürsten, Hangwan an der Spitze, trieben die Feinde wieder zurück. Die meisten derselben fielen im Kampfe, und unter ihnen befand sich auch Yokoyama, den Hangwan selbst erschlagen hatte und dessen Kopf er triumphirend über dem Schloßthore aufpflanzte.

Nun blieb ihm und der Terute nichts mehr zu wünschen übrig; sie lebten noch lange glücklich und gelangten zu hohen Ehren am Hofe ihres Herrn und Gebieters.



Danzaÿemon, der erste Häuptling der Yeta.

Als der glorreiche erste Schogun Yoritomo noch mit seinem übermächtigen Widersacher Kiomori im Kampfe lag, hielt er sich einst längere Zeit im Hakonegebirge auf und heiratete dort eine Nebenfrau, die ihm auch einen Sohn schenkte. Nachdem Yoritomo später seine siegreiche Heldenlaufbahn begonnen, ließ er diese Frau und ihr Kind in ihren heimatlichen Bergen zurück und dachte schließlich kaum noch an die Tage der Zurückgezogenheit, die er mit ihr doch so glücklich verlebt. Die Frau hatte wohl manchmal die Absicht, zu ihrem Gemahle, dem mächtigen Herrscher des Landes, zu gehen und ihrem Kinde die Vortheile seiner Geburt zu sichern, aber der Ausführung derselben stellten sich immer wieder Hindernisse entgegen, und als sie sich endlich auf den Weg nach Kamakura, der Residenz des Schogun begeben wollte, vernahm sie, Yoritomo sei gestorben, und zwischen seinen Nachkommen und Verwandten seien blutige Zwistigkeiten ausgebrochen. Da wollte sie ihren Sohn solchen Fährlichkeiten nicht aussetzen, sondern blieb mit ihm ruhig in einem kleinen Dorfe des Hakonegebirges, wo sie und ihr Sohn sich nicht nur redlich nährten, sondern auch ein kleines Besitzthum erwarben. Dieses Erbe ging dann viele Generationen hindurch vom Vater auf den Sohn über, es ward von manchen seiner Besitzer noch vermehrt, und so hatten dieselben mit der Zeit sich eines gewissen Wohlstandes zu erfreuen und genossen ein um so größeres Ansehen in ihrem Dorfe, als den Einwohnern desselben ihre erlauchte Abstammung sehr wohl bekannt war.

Nun ereignete es sich, daß viele Jahre nach Yoritomo's Tode aufs neue ein Zweig seiner Familie, die Linie der Aschikaga, die Schogunwürde erblich an sich brachte. Der dritte Regent aus dieser Schogundynastie war Yoschimitsu, ein unternehmender, kriegerischer Fürst, der ganz besonders an der Jagd ein großes Vergnügen fand und oft in den wildesten Theilen des Hakone-

gebirges derselben nachging. Er liebte es, unbetretene Pfade aufzusuchen und bestieg auch, als der erste unter allen Sterblichen, im Jahre 1387 den Gipfel des Fuji-Yama, lange bevor derselbe, wie dies jetzt der Fall ist, von Pilgerschaaren besucht ward.

Dieser Schogun Yoschimitsu kam auf seinen Streifzügen einstmals in das Dorf, in welchem die Abkömmlinge Yoritomo's seit nunmehr zweihundert Jahren friedlich gelebt hatten. Er war sehr erstaunt, als ihm die Dorfbewohner mit der Nachricht entgegenkamen, daß hier bei ihnen ein Verwandter von ihm, das eigentliche Oberhaupt seiner ganzen Familie wohne, und als sie ihm die Geschichte desselben und seiner Vorfahren ganz ausführlich erzählten, so daß er an ihrer Richtigkeit durchaus nicht zweifeln konnte. Er war, wie man sich leicht denken kann, sehr betroffen über dies unerwartete Auftauchen eines Vetters, dessen Ansprüche ihm möglicher Weise unbequem werden konnten. Aber er bedachte doch, daß es unpassend sei, Yoritomo's Blut unter Bauern verkommen zu lassen; er ließ daher den Danzayemon — so hieß der damals lebende Urenkel Yoritomo's — vor sich kommen und fragte ihn, ob er nicht ein Samurai, ein Krieger werden und damit in den Adelstand treten wolle; dann könne er in seinen oder eines anderen Fürsten Diensten sich den Weg zu Ruhm und Ehre bahnen. „Nein," war die entschiedene Antwort Danzayemon's, „ich ziehe es vor, ein Bauer zu bleiben. Würde ich ein Krieger, so müßte ich Jemand gehorchen, während ich hier auf eigenem Grund und Boden Herr und Gebieter bin. Ein Amt, das mich zum Herren und obersten Befehlshaber über noch so wenige und noch so wenig geachtete Untergebene machte, würde ich nicht verschmähen; verlang aber nicht von mir, daß ich aus meinem unabhängigen Stande in einen abhängigen trete." Yoschimitsu war über diese vermessene und trotzige Rede sehr erzürnt; er bedachte sich einen Angenblick und erwiderte dann, um Danzayemon auf geschickte Weise zu bestrafen: „Nun wohl, so werde du das Oberhaupt der Yeta! Da bist du Niemand untergeben und herrschest über sie wie ich über Japan." Die

Yeta waren aber die als unrein angesehenen Leute, welche sich mit Bereiten des Leders und anderer Abfälle von getödteten Thieren zu befassen hatten, sie waren daher allgemein verachtet und ausgestoßen, und ihnen lag unter anderem auch die Hinrichtung solcher Verbrecher ob, welche eines schimpflichen Todes sterben, etwa an ein Kreuz gebunden und mit Lanzenstichen getödtet oder auf andre grausame Art vom Leben zum Tode gebracht werden sollten. Wer — durch Bauchaufschlitzen und Köpfen — einen ehrenvollen Tod sterben sollte, durfte mit ihnen nicht in Berührung kommen, und überhaupt war alles mit Verachtung gebrandmarkt, was mit den Yeta irgend in Zusammenhange stand. Es waren, wie man sagte, auch zu einem großen Theile gar keine Japaner, sondern Kriegsgefangene, aus denen diese Kaste der Yeta zusammengesetzt war.

Man kann sich leicht denken, wie hart sich Danzayemon durch diesen Ausspruch getroffen fühlte; allein der Schogun hatte ihn beim Worte genommen, und er war viel zu stolz, dasselbe zurückzunehmen und um eine andere Entscheidung zu bitten. So zog er denn hin und ward Häuptling der Yeta, sprach ihnen Recht und regelte alle ihre Obliegenheiten gegen den Staat. Sein Wort galt bei ihnen ohne Widerspruch, er herrschte in der That unumschränkt über sie.

Und so blieb es auch unter seinen Nachkommen, denn Yoschimitsu verlieh ihm jene Würde erblich. Fast fünf Jahrhunderte hindurch sind auf diese Weise Danzayemon's Nachkommen die Oberherren aller Yeta in ganz Japan gewesen. Erst in dem denkwürdigen Jahre 1868 wurde der Bann, unter welchem diese Leute gelebt hatten, aufgehoben; sie wurden nun den übrigen Japanern vor dem Gesetze gleich, und die Herrschaft von Danzayemons Abkömmlingen hörte auf. Noch aber wohnen die Yeta an vielen Orten getrennt von den übrigen Einwohnern; das Volk hält ihre Beschäftigungen immerfort für unrein, sie selbst aber sind keineswegs gewillt, ihre altgewohnten Gewerbe aufzugeben, welche ihnen von jeher und jetzt noch mehr als zuvor zu Wohlstand verholfen haben. —

Der Glockenpfuhl von Konodai.

Die Familie der Hojo war, wie in früheren Geschichten erzählt ist, im vierzehnten Jahrhundert aus dem Besitze der Staatsgewalt gänzlich und auf immerdar verdrängt, indessen gehörte ein Abzweig derselben immer noch zu den mächtigsten Familien des Landes und hatte in der nämlichen Gegend, in welcher nachmals die Hauptstadt Japans gegründet ward, große Besitzungen inne. Die Hojo's beherrschten dieselben von dem Kastell von Yedo aus, in dessen Umkreis sich später die große Stadt ausdehnte, und hielten dort auch stets eine ansehnliche Streitmacht beisammen, um jedem Angriffe beutegieriger Nachbaren schleunig begegnen zu können.

Ihre bösesten Widersacher waren die Fürsten, welche im Osten wohnten, und oft versuchten sich diese der wichtigen Festung Konodai zu bemächtigen, welche nahe bei der Mündung eines der Hauptarme des Tone-Flusses, desjenigen, welcher sich in die Bai von von Yedo oder Tokio ergießt, auf den östlichen Uferhöhen an einer sehr passenden Stelle angelegt war. Man erzählt, die Hojo's hätten in diese Festung einen großen Stein geschafft und in einem der Schloßhöfe aufgestellt, der einen lauten Ton von sich gab, sobald ein Feind im Anzuge war, und noch heute zeigt man diesen Wunderstein an eben der Stätte, wo einstmals die jetzt zerstörte Burg stand, und nennt ihn den Yonaki-Ischi, den zur Nachtzeit rufenden Stein.

Trotz dieses Wundersteines und trotz der festen Lage der Burg ging dieselbe mehrmals ihren Besitzern verloren, wie man sagt durch Verrath. Das erste Mal war dies im Jahre 1537 der Fall, und damals schon hatten die Hojo's eine blutige Schlacht zu liefern und danach mit ihrem siegreichen Heere einen Sturm auf die Festung zu wagen, um sie wieder in ihre Gewalt zu bringen. Aehnlich war es zum zweiten Male im Jahre 1564, über dessen Kriegsereignisse der Volksmund ausführlich berichtet.

Die Fürsten, welche der Familie der Hojo's feindlich gesinnt waren, hatten damals arge Wirren, unter welchen das Reich litt, zu ihrem Vortheil zu wenden gewußt, und hatten ein mächtiges Heer gesammelt, das von Osten her unter dem Befehle des erprobten Generales Satomi, eines der gegen die Hojo's streitenden verbündeten Fürsten, gegen Yedo anrückte. Es gelang dem Feinde, auch diesmal Verrath anzuzetteln, durch welchen die Burg ihm in die Hände fiel. Darauf befestigte Satomi seine Stellung nach allen Regeln der Kriegskunst und suchte namentlich den Uebergang über den Fluß seinen Gegnern auf alle erdenkliche Weise zu erschweren. Zu diesem Behufe hatte er an den Zweigen einer großen Fichte, welche sich weit über das Wasser des Tone-Flusses erstreckten, an einer Stelle, wo sich ein tiefer, stiller Pfuhl befand, eine große Alarmglocke angebracht und einen zuverlässigen Posten daselbst aufgestellt, der jeden Versuch der Feinde, den Fluß zu überschreiten, durch ein Signal kundgeben sollte. Auch alle anderen Uebergangsstellen wurden durch besondere Heeresabtheilungen bewacht.

An der Spitze der Hojo-Familie und ihrer Streitkräfte standen damals zwei Brüder, Ujimasu und Ujiyasu, beides entschlossene, tapfere Krieger, denen mehrere erprobte Unterfeldherrn beigeordnet waren, vorzüglich der Commandant des Schlosses von Yedo, Toyama-Tamba, in welchen die Häupter des Geschlechtes besonderes Vertrauen setzten. So rasch als möglich drang das Heer, das man in aller Eile gesammelt hatte, bis an den Strom vor. Hier aber machte es Halt, und die Feldherrn waren in großer Verlegenheit, wie sie die breite, sumpfige Niederung des träge dahin fließenden Gewässers, dessen Windungen am anderen Ufer von steilen Höhen überragt waren, ohne Gefahr passiren könnten. Während sie noch rathlos dastanden, sahen die Soldaten, wie ein großer Kranich mitten durch den Fluß vor ihnen her bis ans andere Ufer hindurchwatete. Dies zeigte ihnen die Stelle einer Furt, welche sie bisher nicht gekannt hatten, und Toyama-

Tamba benutzte dieselbe sofort, um eine auserlesene Schaar ans andere Ufer zu führen.

Hier aber fand er nebst allen, die ihm gefolgt waren, den Heldentod, denn die Abtheilung des feindlichen Heeres, welche an dieser Stelle den Uebergang über den Strom zu vertheidigen hatte, brach aus ihrem Hinterhalt hervor und fiel mit solcher Uebermacht über den kleinen Heerhaufen Toyama-Tamba's her, daß man demselben keine Hilfe mehr zu bringen vermochte.

In ähnlicher Weise mißlangen alle anderen Uebergangsversuche und hatten nur große Verluste für die Hojo's zur Folge. Der feindliche General Satomi frohlockte und gab zur Feier des großen Sieges, den die Seinen erstritten, Abends ein großes Festmahl; alles jubelte und sang und überließ sich der ausgelassensten Freude. Man achtete die Gefahr so gering, daß man die nöthigsten Vorsichtsmaßregeln verabsäumte; dies aber schlug zum Unheile der Sieger aus. Kundschafter, welche nach Einbruch der Dunkelheit die Furt passirten, welche der Kranich ihnen und ihren Genossen am Morgen gewiesen hatte, fanden nirgends Wachtposten; sie meldeten dies augenblicklich den Befehlshabern, und diese rückten sogleich, ohne Widerstand zu finden, mit sämmtlichen Truppen über den Fluß bis dicht vor die Burg. Als der Morgen grauete, sahen die Soldaten Satomi's, daß ihnen nichts übrig blieb, als das Schloß so gut als möglich zu vertheidigen; sie wehrten sich tapfer, und erst am Nachmittage ward es von dem Heere der Hojo's erstürmt. Dann aber flüchteten alle Soldaten vom Heere Satomi's, die noch am Leben waren, nach allen Seiten; auch Satomi selber entkam und suchte fern im Osten Zuflucht in einer kleinen Festung.

Die beiden Brüder Ujimasu und Ujiyasu frohlockten und freuten sich des herrlichen Blickes über ihre weit ausgedehnten Besitzungen, den sie von der Höhe des erstürmten Schlosses aus hatten. Sie gaben dem Schlosse und dem Berge, welche bisher den Namen Mama geführt, nun den Namen Konodai, das heißt Kranichhöhe, zum Andenken an das wunderbare Ereigniß, das



soviel zu ihrem Erfolge beigetragen. Auch errichteten sie vor dem Schlosse einen hohen Thurm, von dessen Spitze sie den schönen Anblick der Landschaft noch besser genießen konnten.

Sehr begierig waren sie, in den Besitz der großen Glocke zu gelangen, welche Satomi an der großen Fichte über dem Flusse hatte aufhängen lassen. Voreiliger Weise jedoch ließen sie die Zweige, welche die Glocke trugen, abhauen, und nun stürzte die Glocke in den tiefen Pfuhl, der sich unter ihr befand, und sank mit solcher Gewalt in den Schlamm, daß alle Bemühungen vergebens waren, sie zu finden.

Es waren viele Jahre verflossen, die Macht der Hojo's war schließlich, im Jahre 1590, dem Angriffe des berühmten Schogun Hideyoschi und seiner Verbündeten erlegen, die Feste Konodai sammt dem Aussichtsthurme war zerstört, die Besitzungen der Hojo-Familie waren größtentheils eingezogen und zersplittert und die Ländereien um Konodai dem Fürsten von Mito überwiesen, als man wieder an die Glocke dachte, welche einstmals in dem Pfuhle des Toneflusses untergegangen war, und der damals regierende Fürst von Mito ließ es sich sehr angelegen sein, sie wieder zu bekommen. Lange Zeit vermochten indessen seine Leute nichts auszurichten; die besten Stricke längten sich und wurden erweicht und schwach, wenn sie so lange unter Wasser sich befunden hatten, wie dies für die beabsichtigte Arbeit erforderlich war. Da ließ der Fürst ein ganz besonders starkes Seil anfertigen, das ganz allein aus Menschenhaar bestand, und dies litt durch das Wasser gar nicht. Man hob nunmehr wirklich die Glocke aus der Tiefe empor, so weit, daß man ein wenig von ihr über Wasser sah; als man sie aber noch weiter heben wollte, stürzte sie aufs neue in den Abgrund hinab und liegt noch heutzutage tief unten in dem Pfuhle, den man danach den Glockenpfuhl, Kanegafutschi, benannt hat.

Die Belagerung von Ogaki.

Die Festung Ogaki, in der Provinz Mino auf den Bergen östlich vom Biwa-See, nicht weit von der Wasserscheide zwischen letzterem und der Bucht von Owari belegen, spielte in den Bürgerkriegen, welche Japan verheerten, öfter eine Rolle, zuletzt in den Kämpfen, durch welche Iyeyasu, nachdem seiner Familie ein halbes Jahrhundert die Schogun-Würde entrissen war, sie zurückeroberte und die Reihe der Schogune aus der Linie der Tokugawa — eines Zweiges der Minamoto — eröffnete.

Diese Kämpfe waren sehr hartnäckig, und als die Hauptentscheidung herannahte, stand ein an Zahl weit überlegenes Heer — die Geschichtsbücher reden von 180000 Mann — der kaum halb so starken Streitkraft des Iyeyasu in der Provinz Mino gegenüber. Das Oberhaupt der Gegner Iyeyasu's war ein mächtiger Daimio, Ischida Mitsunari, der seine Truppen in Ogaki sammelte, während Iyeyasu gegen diese Festung anrückte. Als nun Ischida gewahr ward, daß sein Heer dem des Feindes bedeutend überlegen war, verließ er die Festung und zog frohen Muthes dem Feinde entgegen, aber nur, um bald als Flüchtling mit einem Theile seines geschlagenen Heeres wieder in Ogaki einzurücken. Hier schöpfte er sammt den Seinen allerdings neuen Muth, aber nur auf kurze Zeit. Während man noch damit beschäftigt war, alles in guten Vertheidigungsstand zu setzen, und noch kein Feind ringsum zu sehen war, hörten viele der Bewohner des Schlosses und besonders die Frauen allnächtlich einen gräulichen Spuk. Es war, als ob dreißig Mann und mehr sich in den Räumen des Schlosses umhertrieben und mit gräßlichem Geheul die Worte ausstießen: „General Tanaka, General Tanaka, ho, ho!“

Was dies zu bedeuten hatte, ward nur allzubald klar: der siegreiche Feldherr Iyeyasu schickte einen seiner Unterfeldherrn,

Tanaka mit Namen, gegen die Feste, die nun eng eingeschlossen und unaufhörlich mit Kanonen beschossen wurde. Die Belagerten verloren den Muth noch nicht und machten viele, oft siegreiche Ausfälle, und wenn die Soldaten dann Häupter der von ihnen erlegten Feinde heim brachten, kamen ihnen Weiber und Mägde entgegen und färbten die Zähne der Feindesköpfe mit Schießpulver schwarz, um den Soldaten höhere Belohnungen zu erwirken; denn damals war es noch Sitte, daß hohe Offiziere sich — wie später die Frauen — die Zähne schwärzten.

Eines Tages hörte die Kanonade, die bereits großen Erfolg erzielt hatte, plötzlich auf, und die Belagerer zogen sich auf kurze Zeit zurück. Schon vermeinten die Soldaten in der Festung, sie seien nun aller Gefahr überhoben, als zu ihrer Bestürzung die Belagerer aufs neue herankamen und es sich zeigte, daß der Rückzug nur dazu hatte dienen sollen, um die Geschütze aus ihrer bisherigen Stellung zu entfernen und sie in größerer Nähe wieder aufzupflanzen.

Zu den Offizieren der Festung gehörte ein Vasall Ischida's, Namen Yamada, der in früheren Tagen, ehe irgend Jemand an die jetzigen Wirren dachte, Schreiblehrer des Schogun Iyeyasu gewesen war. Dieser stand eben auf den Festungsmauern und trauerte um den jähen Tod seines Sohnes, der bei dem vermeinten Abzuge der Feinde zugleich mit seiner Schwester auf die Mauer getreten und von dem ersten Kanonenschusse des wieder vorrückenden Heeres der Belagerer zu Tode getroffen war, als ein stumpfer Pfeil mit einem Briefe daran vor ihm niederfiel. Er steckte den Brief zu sich, und als folgenden Tages seine Frau und seine Tochter sich schon in einem der Thürme bereit hielten, beim voraussichtlichen Gelingen des Sturmes sich selbst zu entleiben, da trat Yamada zu ihnen heran und befahl ihnen, ihm mit ein paar treuen Dienern unverzüglich zu folgen. Der Brief hatte nämlich die Worte enthalten: wenn Yamada mit den Seinen fliehen wolle, so möge er schleunigst auf einer Leiter, oder wie er sonst wolle, die Festung verlassen; die Soldaten

hätten strengen Befehl, den ehemaligen Lehrer ihres Kriegsobersten ungefährdet ziehen zu lassen.

So ließ sich Yamada denn sammt den Seinen mittels Leiter und Stricken an der Außenmauer hinab; die Zusage des Briefes erfüllte sich, und er konnte ohne Unfall bis in die Reisfelder der Umgegend entweichen. Allein Schrecken und Trauer hatten die Stunde beschleunigt, in welcher die Gattin Yamada's abermals Mutter werden sollte; das neugeborene Kind ward in dem Wasser eines Reisfeldes nothdürftig gewaschen, von einer Dienerin in ihr eigenes Gewand gewickelt, die Mutter aber von ihrem Gatten auf dem Rücken weiter geschleppt, ohne Rast und Ruhe, bis in unwegsame Sümpfe, wo sich die armen Flüchtlinge verbargen und einigermaßen erholten, um später in einer kleinen ländlichen Besitzung Yamada's Zuflucht zu finden. Hinter ihnen aber hob der Sturm auf Ogaki an, und kein Mann entging dem Schwerte der Sieger. Wer in Gefangenschaft gerieth — und zu diesen gehörte auch Fürst Ischida selber — ward selbigen Tages enthauptet; so lautete der Befehl Iyeyasu's. Die Erzählung aber von den Schicksalen der Belagerten und von dem Spuke, der sie vor dem Beginne der Belagerung vergebens gewarnt hatte, theilte in späteren Jahren die Tochter Yamada's, welche mit ihm geflohen war, ihren Enkeln und Enkelinnen mit, und eine der letzteren hat sie nebst anderen merkwürdigen Dingen aus jenen Tagen sorgsam aufgezeichnet und der Nachwelt überliefert.

Yui-Tschosetsu.

Als die eigentliche Herrschermacht und die Würde eines Schogun durch Iyeyasu für sich und seine Nachkommen, die Tokugawa, erworben war und in der neuen Residenz Yedo einen sicheren Mittelpunkt gefunden hatte, da kehrte zwar Ruhe und größere Sicherheit im Lande ein, die Bürgerkriege hörten fast ganz auf und die Künste des Friedens blüheten. Aber mit dieser Wendung der Dinge kam auch ein eisernes Joch über ganz Japan; der Kaiser, der eigentliche rechtmäßige Herrscher, lebte in Kioto, ohne auf die weltlichen Angelegenheiten des Reiches Einfluß zu haben, die Fürsten waren unterdrückt und kein Wille kam zur Geltung, als der der tyrannischen Machthaber in Yedo. Jede Auflehnung gegen dieselben war aussichtslos; das stehende Heer der Schogune und der zahlreichen, von ihnen völlig abhängigen und mit ihnen verwandten oder befreundeten Fürsten war zu mächtig, als daß an ein Widerstreben zu denken war.

Ungefähr ein halbes Jahrhundert hatte dies gewährt, als ein kühner Abenteurer, Yui-Tschosetsu, einen Handstreich plante, der keinen geringeren Zweck hatte, als die Ausrottung der mächtigen Familie der Tokugawa. Bei der Stimmung, welche in vielen Kreisen des japanischen Volkes gegen diese Familie herrschte, konnte es nicht fehlen, daß Yui-Tschosetsu manche Sympathien erwarb und nach dem Mißlingen seiner Anschläge und seinem Tode vielfach als Märtyrer angesehen wurde, dessen Thaten die Sage nicht verfehlt hat, zu verherrlichen, während die Geschichte fast gänzlich über ihn schweigt.

Tschosetsu war der Sohn eines Bauern, der nicht sehr begütert war, aber durch seine große Geschicklichkeit im Färben von Seiden- und Baumwollstoffen sich rühmlich bekannt machte. Der damalige Machthaber, Hideyoschi, hörte davon und veranlaßte Tschosetsu's Vater, seinen anfänglichen Wohnsitz in der Nähe von Owari zu verlassen und sich in Osaka anzusiedeln. Nach

dem Tode seines Gönners zog er jedoch in ein kleines Dorf in der Provinz Totomi, in das Dorf Yui.

Hier ward Tschosetsu im Jahre 1603 geboren, als sein Vater bereits vierzig Jahre alt war. Diese Geburt war von wunderbaren Ereignissen begleitet. Tschosetsu's Eltern hatten sich stets leidenschaftlich einen Leibeserben gewünscht, und in Folge davon hatte sich seine Mutter zu einem langen Fasten entschlossen, um die Götter ihren Bitten geneigt zu machen. Als sie nun bereits sieben Tage und Nächte gefastet hatte, erschien ihr Nachts ein merkwürdiges Traumgebilde, ein Krieger in Waffenschmuck, und dieser verkündete ihr: „Ich bin, als ich auf Erden lebte, von Iyeyasu, dem Tyrannen, der jetzt allmächtig in Japan ist, auf grausame Weise getödtet und muß mit ihm und seinem Geschlechte blutige Abrechnung halten. Daher werde ich als dein Sohn wiedergeboren werden.“ Sie fragte ihn nun im Traume, wer er denn sei, und darauf gab er als seinen Namen den eines berühmten Generales der Gegenpartei, Takeda Schingen, an und verschwand. Man sagt, daß genau zwölf Monate nachher Tschosetsu, ein Knabe von außerordentlicher Größe, zur Welt gekommen sei. Seine Mutter nannte ihn Anfangs Fujitaro, nach dem von ihrem Wohnorte aus sichtbaren Fuji-Yama, allein in späteren Tagen legte er sich selbst den Namen Tschosetsu bei, und unter diesem Namen, dem man den seines Heimatortes zuzusetzen pflegt, ist er berühmt geworgen.

Sein Vater hatte Anfangs die Absicht, das Wunderkind zum Priester weihen zu lassen, und so lernte Tschosetsu nicht nur Lesen und Schreiben, sondern er erlangte auch viele andere Kenntnisse. In seinem dreizehnten Jahre verlor er seinen Vater, und nun wollten seine Lehrer ihm sofort zum Zeichen der Priesterweihe den Kopf scheren lassen, als unerwartet eine höhere Hand in sein Leben eingriff: er ward in der Nacht vor der anberaumten Feierlichkeit stumm und zugleich so verwirrt in seinen Gedanken, daß man genöthigt war, ihn zu seiner Mutter zurückzusenden.

In seiner Heimat irrte er meist in den Wäldern umher;

Niemand wußte, was er trieb. Zwei Jahre blieb er stumm und irrsinnig, dann aber trat er plötzlich vor seine Verwandten und erklärte, er sei wieder genesen, wolle aber kein Priester werden, sondern die Fechtkunst erlernen.

Seine Angehörigen hatten dagegen nichts zu erinnern, und so erlernte Tschosetsu die Fechtkunst mit vielem Eifer und so außerordentlichem Erfolge, daß er bald Meister in derselben war. Als fahrender Fechtkünstler durchwanderte er nun viele Provinzen des Reiches, bis fern in den Süden der Insel Kiuschiu; nirgends aber traf er Jemand, der ihm in seiner Kunst auch nur annähernd gewachsen war. Bei den Landleuten machte er sich überall beliebt und nützlich, denn wo irgend eine Räuberbande ihm genannt ward, ging er hin und rottete sie aus, und bei seiner Ueberlegenheit in der Führung des Schwertes vermochte ihn keine Ueberzahl zurückzuschrecken.

Einst kam er auf solchen Fahrten nach Amakusa in der Landschaft Higo auf Kiuschiu und traf am Meeresstrande einen ehrwürdigen Greis, der daselbst fischte. Tschosetsu begrüßte ihn, wie es sich gebührte, und begann ein Gespräch mit ihm. Der Alte erzählte ihm, er sei einst ein Krieger im Gefolge des Konischi Yukinaga gewesen, des berühmtesten der Generale, welche unter der Regierung Hideyoschi's dessen Heer gegen Korea befehligt hatten, worauf ihn Tschosetsu bat, ihm seine Fechtkünste zu zeigen. Der Alte willigte gern ein und versuchte mit seiner Angelruthe dem Tschosetsu zu zeigen, was er als Fechter vermochte. Bald aber sah er, daß Tschosetsu, der mit dem Schwerte seine Hiebe und Abwehrkünste andeutete, ihm an Geschicklichkeit weit überlegen sei. Er warf daher seine Angelruthe ins Meer, und vor Tschosetsu's erstaunten Augen verwandelte sie sich in einen Fisch, der auf des Greises Geheiß herbeikam und denselben auf seinem Rücken trug, wohin er wollte.

Da sah also Tschosetsu mit leiblichen Augen, was die Zauberei vermochte. Inständig bat er den Greis, ihn auch in dieser Kunst zu unterweisen, denn er meinte, mit Hülfe derselben

und seiner Fechtkunst würde er alles auf der Welt zu erreichen im Stande sein. Der Alte gewährte ihm seine Bitte gern; denn er war überzeugt, Tschosetsu sei zu großen Dingen auserkoren, und wenn er den Haß gegen die Familie des Iyeyasu wahrnahm, der diesem gleichsam durch übernatürliche Mächte eingeflößt war, so frohlockte er, denn auch er haßte das Geschlecht des Schogun, der seines früheren Herren Familie zu Grunde gerichtet hatte.

Nachdem Tschosetsu drei Jahre lang sich in allen Zaubereien seines alten Freundes unterrichtet, machte er sich auf den Weg nach Yedo, von dem Drange getrieben, dort großes gegen die damaligen Machthaber auszuführen. Er war ohne weitere Abenteuer bereits bis in die Provinz Kii gelangt und im Begriff, die Gebirge im Osten derselben zu überschreiten, als er ein gefährliches Abenteuer mit Räubern zu bestehen hatte. Er übernachtete in einem ärmlichen Wirthshause am Wege, als dieselben einbrachen und auch an Tschosetsu's Lager kamen, um sich dessen Kleider und sonstige Habe anzueignen. Tschosetsu erwachte und ergriff ohne Zögern die Hände der beiden Führer der Räuberschar. Auf das Wehgeschrei, das diese unter seinem gewaltigen Drucke ausstießen, rief er: „Wißt, ich bin Yui-Tschosetsu und kann euch bald meine Kraft noch besser zeigen! Wollt ihr euch aber fügen, so lasse ich euch frei und verpflichte euch nur, nach Yedo zu kommen und mir dort Gehorsam zu leisten; es wird euch nicht gereuen, denn ich habe großes im Sinne!“ Die Räuber, die schon früher von seinen erstaunlichen Fechtkünsten gehört, gelobten ihm Treue und Gehorsam, und so ließ er sie ziehen, ohne ihnen weiteres Leid anzuthun.

Nachdem er auf diese Weise begonnen, sich einen Anhang zu gewinnen, verfehlte er nicht, alle fahrenden Fechtkünstler, denen er begegnete und die er in gewohnter Weise überwand, ebenfalls nach Yedo zu bescheiden.

In der Hauptstadt angelangt, machte Tschosetsu die Bekanntschaft eines der berühmtesten Fechtmeister jener Zeit, eines

gewissen Fudensai, der aus der Familie des berühmten Helden Kusunoki stammte, des Heerführers des Kaisers Go-Daigo, welcher denselben einst aus der Gefangenschaft befreite und ihn zum endlichen Siege über die rebellischen Hojo verhalf. Bald ward Tschosetsu ein vertrauter Freund des Fudensai und so kam es, daß er aus dessen Mittheilungen über die Geschichte seiner Familie endlich die Ueberzeugung schöpfte, daß er selbst ebenfalls ein Abkömmling des Helden Kusunoki sei. Längere Zeit lebte er bei diesem seinen Freunde und hatte dabei Gelegenheit, die Zahl seiner Anhänger beträchtlich zu vermehren. Nicht nur jene Leute, denen er früher begegnet war, sondern fast alle dienst- und heimatlosen Krieger, die durch irgend ein Mißgeschick zu einem Wanderleben — als sogenannte Ronin — verurtheilt waren, kamen zu ihm und wurden von ihm durch feierliches Gelöbniß für seine zukünftigen Pläne gewonnen.

Er mußte dieselben jedoch noch einmal vertagen, da sein Freund Fudensai durch seinen eigenen Schwiegersohn ermordet ward, welcher fürchtete, sein Schwiegervater werde ihn enterben. Tschosetsu hatte die Verpflichtung, seinen Freund und Lehrer zu rächen; dies aber ward die Veranlassung, daß allerhand verleumderische Gerüchte über ihn auftauchten, als habe er treuloser Weise den Missethäter selbst angestiftet, in der Absicht, die Fechtschule Fudensai's für sich zu erwerben. Obgleich also Fürsten zu seinen Gönnern gehörten und die Zahl seiner ergebenen Anhänger sehr groß war, fand er es gerathen, Yedo zu verlassen und sich in der Nähe seiner Heimat, in der Stadt Sunpu niederzulassen, derselben Stadt, die man jetzt Schidzuoka nennt. Zuvor aber wußte er noch den Glauben an seine Abstammung vom Helden Kusunoki in hohem Maße zu bekräftigen; er eröffnete seinen Freunden, Kusunoki selbst, sein Ahn, sei ihm im Traum erschienen und habe ihm offenbart, daß alte Waffen auf seinem Grabe lägen. Mehrere seiner Anhänger wallfahrteten deshalb zu dem Grabe Kusunoki's, stellten dort Nachforschungen an und fanden jene Angaben durchaus bestätigt.

In Sunpu angelangt, glaubte Tschosetsu, die Stunde sei nun gekommen, seine kühne That auszuführen. Er eröffnete dort eine Fechtschule, die aber mehr ein Vorwand war, um seine Anhänger ohne Aufsehen um sich scharen zu können. Der Plan, den er mit ihnen verabredete, bestand darin, daß sie den Palast der Tokugawa in Yedo in die Luft sprengen, die Häuser der mächtigsten Anhänger derselben einäschern und außerdem, um mit Erfolg gegen Kioto operiren zu können, sich der Hafenstadt Osaka durch einen Ueberfall bemächtigen wollten. Die Ausführung des Anschlages gegen die Residenz des Schogun ward dem kühnsten und zuverlässigsten der Verschwörer, dem Marubaschi-Tschuya übertragen.

Ohne sich irgend einer Gefahr zu versehen, war dieser — nur zwei Tage vor der beabsichtigten Ausführung des verwegenen Unternehmens — in Yedo angelangt. Als zerlumpter Bettler verkleidet und ganz sicher, von Niemand erkannt zu werden, durchstreifte er die Umgebung des Schlosses und warf gerade einen Stein in einen Brunnen, um dessen Tiefe zu ermitteln und zu erfahren, ob er etwa wasserleer und für die geplanten Anschläge zu verwerthen sei, als das Verderben über ihn hereinbrach. Die Palastwache ergriff ihn und warf ihn ins Gefängniß. Es hatte unter den Fechtschülern in Sunpu nicht an Spionen gefehlt, welche die Regierung in großer Zahl aller Orten unterhielt, und so war man besonders auf Marubaschi argwöhnisch geworden, den man auch alsobald in jenem Bettler erkannte. Marubaschi war allerdings standhaft genug, trotz aller Martern, mit denen man ihn bedrohete, nichts zu verrathen, aber man bemächtigte sich nun der Person seines Schwiegervaters, und dieser, minder treu gesinnt und des Heldenmuthes bar, den Marubaschi bewahrte, verrieth den ganzen Anschlag. Hierauf wurden alle Anhänger des Tschosetsu mit leichter Mühe ergriffen; Niemand entkam außer Tschosetsu selber. Nicht einmal jener Räuberhauptmann, den Tschosetsu in den Gebirgen von Kii überwunden hatte, und der ohne Anstrengung vierzig

Wegstunden in einem Tage zu Fuße zurückzulegen vermochte, entrann seinen Verfolgern. Die Verschwörer wurden mit solcher Umsicht umstellt, daß — wie man allgemein glaubte — Tschosetsu nur durch seine Zauberkünste im Stande war, sich seinen Verfolgern zu entziehen.

Allein seine Flucht half ihm nur dazu, daß er, wie es einem Tapferen geziemt, durch eigene Hand seinem Leben ein Ende machen konnte, während seine Freunde und Genossen sämmtlich durch Henkershand einen schimpflichen, qualvollen Tod erlitten. So ging er denn nach Sunpu und entleibte sich, denn mit dem Mißlingen seines abenteuerlichen Anschlages war ihm jede Hoffnung geraubt, und nicht einmal die geringste Aussicht blieb ihm, jemals den Tod seiner Getreuen rächen zu können.

Es war im Jahre 1651, und eben hatte der Schogun Iyetsuna den Thron bestiegen, als Yui Tschosetsu auf diese Weise endete und die Dynastie der Tokugawa der größten Gefahr entging, welcher ihr seit dem Regierungsantritte Iyeyasus jemals gedrohet hat. —


Legenden





Das Erscheinen Buddha's und die Ausbreitung des Buddhismus in Japan.

Die Ausbreitung der göttlichen Lehre des Buddha in Japan vollzog sich trotz der aufopfernden Bemühungen vieler hochverdienter, heiliger Lehrer und trotz des Beistandes der meisten Kaiser, welche um die Zeit ihrer Einführung regierten, nur langsam. Während dieser Zeit geschah es oftmals, daß die Gottheit durch Wunder die Gläubigen in ihrem Vertrauen zu Buddha's Sendung stärkte. Einstmals sah man — im sechsten Jahrhundert nach Christo, als die buddhistische Lehre unter dem Kaiser Kimmei die ersten wesentlichen Fortschritte machte — in Naniwa ein Bild des Buddha erscheinen, das kurz zuvor in Korea gesehen war. Es erstrahlte in herrlichem Glanze und war ganz von Licht umflossen, und wer es berührte, war seiner Leiden und Plagen ledig. Später wurde diesem Bilde in Schinano ein eigener Tempel erbaut, der noch lange Zeit für das vornehmste und heiligste aller buddhistischen Gotteshäuser gehalten ward.

Zur Zeit des Sohnes und Nachfolgers des Kimmei, des Kaisers Bindatsu, ward der erste und am höchsten verehrte japanische Sendbote Buddha's, ein Prinz aus kaiserlichem G

blüte, Namens Schotoku-Daischi, geboren. Von ihm erzählt man, daß er von dem indischen Heiligen Darma, als dessen erster Nachfolger er galt, mit Rath und That unterstützt wurde, und daß dieser ihm einstmals auf wunderbare Weise auf dem Berge Kattayoha erschien. Einen seiner Widersacher, Namens Moria, widerlegte einst auf Schotoku's Flehen die Gottheit selber; denn als Moria verschiedene aus Holz angefertigte Standbilder Buddha's verbrannt hatte und man die Asche in eine Grube schüttete, entstand in dieser Grube ein furchtbarer Sturm mit Donner und Blitz und verscheuchte alle Ungläubigen. Schotoku-Daischi's Ruhm drang daher bis in weite Ferne, und viele Ausländer kamen eigens nach Japan, um ihm zu huldigen.

Im siebenten Jahrhundert machten sich ferner mehrere Kaiser um den neuen Glauben hochverdient, allein immer noch hatte derselbe mit viel Widerspruch zu kämpfen. Als jedoch die Kaiserin Genscho zu Beginne des achten Jahrhunderts nach Christo den Thron bestiegen hatte, da zeigte sich abermals Buddha den Japanern in all seinem Glanze, umgeben von vielen Gottheiten, die seitdem alle in Japan verehrt werden, von Kwannon, Benten, Bischamon und von dem Gotte der Heilkunst, dem Yakuschi.

Diese göttliche Erscheinung galt dem Volke nachmals allgemein als ein vorbereitender Hinweis auf einen besonders frommen und weisen Sendboten Buddha's, auf Kobo-Daischi, der im Jahre 775 geboren ward und den größten Theil seines Lebens unter frommen Bußübungen in einer Höhle bei Schireischi, nicht weit von Kioto zubrachte; daher ihm noch bis zum heutigen Tage diese Höhle geweiht ist. Ihm gelang es, die widerstrebenden Gemüther zu versöhnen, indem er die Verehrung der den Japanern von Alters her geheiligten Götter, der Amaterasu und ihres ganzen Stammes, mit der des Buddha verband und in Einklang brachte. Seit dieser Zeit gewann die buddhistische Lehre immer leichteren Eingang beim ganzen Volke und wurde endlich zur herrschenden Religion in Japan.

Schotoku-Daischi und das Meerweib.

Man erzählt, daß Schotoku-Daischi, der berühmte buddhistische Lehrer und Heilige, einst eine wunderbare Erscheinung hatte, als er gerade in der Nähe eines von ihm selbst gegründeten Tempels, Ischidera oder Felsentempel genannt, am Meeresstrande wandelte. Ein Geschöpf, oben ein Weib, unten ein Meeresdrache, erhob sich aus den Wellen und bat den frommen Mann, Fürbitte für seine Erlösung zu thun. „Zur Strafe für die Sünden, die ich in einem früheren Dasein begangen habe," so erzählte die Meerfrau, „bin ich in dieser meiner jetzigen Gestalt wiedergeboren; die Belohnung meiner früheren guten Thaten wird mir so lange vorenthalten, als diese mir qualvolle Existenz dauert, während welcher ich schon lange gebüßt und tiefe Reue geübt habe. Immer noch habe ich meine Erlösung nicht erreichen können und habe daher meine ganze Hoffnung auf dich gesetzt." Schotoku versprach ihr Hülfe und fing nicht nur eifrig für sie zu beten an, sondern gelobte auch der Göttin Kwannon tausend Bildnisse, die er von ihr anfertigen wolle. Auch ging er eifrig ans Werk, und kaum hatte er die tausendste Statue der Kwannon in seinem benachbarten Tempel aufgestellt, so erschien ihm auch die Meerfrau, die nun erlöst und in den Wohnplatz der seligen Geister aufgenommen war, und dankte dem frommen Schotoku für seine wirksame Hülfe, ohne welche sie noch lange in ihrem früheren Zustande hätte verharren müssen.



Jikaku.

Vor mehr denn tausend Jahren lebte in Japan ein buddhistischer Priester von großem Ansehen, Jikaku geheißen. Sein segensreiches Wirken ward aber dadurch gar sehr beeinträchtigt, daß ihn ein äußerst hartnäckiges Augenleiden befiel. Er wandte alle erdenklichen Mittel dagegen an, aber lange Zeit hatte keines derselben irgend welchen Erfolg; als Jikaku jedoch sich ein kleines Bildniß des erhabenen Gottes der Heilkunst, des Yakuschi Niurai, der mit Buddha nach Japan gekommen, angefertigt hatte und es in inbrünstiger Verehrung bei sich trug, da schwand das Uebel endlich. Jikaku behielt jenes Bildniß stets bei sich, und es war das theuerste, was er besaß.

Fünf Jahre nach seiner Heilung sah sich Jikaku genöthigt, eine weite Reise über die See nach China zu machen. War ihm jenes Bildniß schon zuvor als ein heiliges Amulet erschienen, so stieg doch auf dieser Reise seine Verehrung für dasselbe noch weit mehr; denn was für Gefahren ihn immer im fremden Lande in der Waldeinsamkeit bedrohen mochten, die er behuf seiner Studien und frommen Meditationen aufsuchte, stets schützte ihn jenes Bild. Weder Räuber, noch wilde Thiere, weder Krankheit noch Hunger vermochten ihm etwas anzuhaben.

So kam denn endlich — man sagt, nach neun Jahren — die Zeit, wo Jikaku in seine Heimat zurückkehrte. Die Fahrt ging diesmal nicht so glücklich von Statten, als bei der Hinreise; es war, als sei die Kraft des wunderthätigen Bildnisses erschöpft. Eben als das Fahrzeug eine felsige Insel passiren wollte, an welcher Wirbelstürme schon manches Schiff hatten scheitern lassen, und welche deshalb im Munde des Volkes die Insel der bösen Geister hieß, erhob sich ein gräßliches Unwetter; aus den schäumenden Wogen aber erhob ein Meerungeheuer von schwarzer Farbe und erschreckender Größe drohend sein Haupt. Jikaku wußte keinen anderen Rath, als unablässig zu seinem sonst

immer erprobten Helfer Yakuschi zu beten. Und da erschien ihm dieser auf dem Rücken eines großen Polypen oder Kraken, den die Japaner Tako nennen, inmitten der Wogen und sprach: „Ich vermag dir diesmal nicht zu helfen; schleudere deshalb das liebste, was du hast, in das Meer, dann wird ohne Zweifel der Meeresgott versöhnt sein." Das kostbarste, was Jikaku besaß, war unbedingt jenes Bildniß; blutenden Herzens warf er es ins Wasser, und augenblicklich legte sich der Sturm. Und so oft auch Jikaku in Zukunft noch über das Meer fuhr, niemals betraf ihn wieder auf seinen Fahrten der geringste Unfall.

Unablässig aber trauerte er um sein theures Amulet und betete viel zu Yakuschi Niurai, er möchte es ihm doch wieder verschaffen. Nach langen Jahren fand er Erhörung; Yakuschi erschien ihm im Traume und hieß ihn nach der Insel Kiuschiu reisen und dort am Meeresufer ruhig das weitere erwarten. Jikaku ging denn auch ohne Säumen dorthin und nahm seinen Aufenthalt auf der Insel Hirado, die ganz nahe der Küste liegt, und hier versäumte er nicht, beständig zu seinem Schutzpatron zu beten. Als er nun eines Abends dies am Strande mit Inbrunst that, erschien ihm auf dem Meere in überirdischem Lichte ein Polyp, ganz ähnlich dem, auf welchem er einst den Yakuschi hatte erscheinen sehen, und auf dem Rücken desselben lag sein Amulet. Anderen Abends hatte er die nämliche Erscheinung; als er aber um dieselbe Zeit das dritte Mal an den Strand trat, kam der Polyp zu ihm herangeschwommen und brachte ihm das Bildniß des Yakuschi wieder.

Hiernach ward er immer berühmter durch die unfehlbare Heilkraft, welche er mit Hülfe dieses Wunderbildes ausübte. Aber eifersüchtig wachte Yakuschi darüber, daß ihm überall von Jikaku Verehrung gezollt würde. Als dieser einstmals einem anderen Gotte aus Buddha's Gefolge, dem Kriegsgotte Fudoo, nicht weit von Yedo einen Tempel geweiht, brach eine Seuche aus, und Fudoo selber erschien dem Jikaku und wies ihn an, dem Yakuschi im nämlichen Tempel einen heiligen Schrein auf-

zustellen, und als dies geschehen, hörte die Pest auf. Nun aber fertigte Jikaku aus Dankbarkeit ein neues Bildniß des Gottes an, welches denselben auf dem Rücken eines Polypen oder Tako darstellte; er versah dasselbe mit einer Höhlung, in welche er sein früheres Amulet that. Dies Wunderbild erwies sich in der Folge als ganz vorzüglich heilkräftig, und so ist es üblich geworden, den Yakuschi Niurai statt, wie früher, auf einer Lotosblume, auf einem Tako stehend abzubilden.

Tsurayuki.

Vor grauen Jahren — ein Jahrtausend mag seitdem verflossen sein — lebte in Japan ein sehr weiser und frommer Schriftgelehrter, Namens Tsurayuki. Er war von hoher Geburt und gehörte dem kaiserlichen Hause als Seitenverwandter an; er war jedoch frei von allem weltlichen Ehrgeize und suchte seinen Ruhm nur in der Abfassung nützlicher Bücher.

Einstmals war derselbe aber vom Kaiser als Gouverneur in die Provinz Tosa geschickt, wo seine Kenntnisse und sein Ansehen erforderlich waren, um allerhand Uebelständen abzuhelfen, welche sich in die Verwaltung eingeschlichen hatten. Als er aber alles wieder ins gleiche gebracht, kehrte er nach Einholung der Erlaubniß des Kaisers in seine Heimat zurück. Er benutzte, um von der Insel Schikoku, auf welcher Tosa liegt, nach Hause zu gelangen, in üblicher Weise nur ein kleines Schiff, das sowohl mit Rudern, als durch Segel fortbewegt werden konnte. Als aber dies Schifflein mitten auf der See war, erhob sich ein gewaltiger Sturm, und die Schiffer baten Tsurayuki flehentlich, ihnen durch seine Künste Hülfe zu schaffen. Er fertigte auch allerhand Weihgeschenke an, allein vergebens; der Sturm wüthete fort und fort und brachte das Fahrzeug beständig

in Gefahr, umzuschlagen. Tsurayuki wußte nicht recht mehr, was zu thun sei; er hielt Rath mit dem Führer des Schiffes, und dieser sagte endlich: „Opfert dem erzürnten Meeresgotte, was Euch am liebsten ist; das allein wird ihn besänftigen." Tsurayuki bedachte sich nun und fand, daß die Erkenntniß seiner selbst ihm als das höchste gelte. Als Symbol derselben hatte er nun seine Augen und seinen Spiegel; eines von beiden war er bereit zu opfern, doch fiel ihm die Wahl schwer. Endlich meinte er: „Ich habe zwei Augen und nur einen Spiegel, gewiß wird der Spiegel dem Gotte angenehmer sein." Gesagt, gethan; der Spiegel flog, nicht ohne daß Tsurayuki sich über den Verlust des kostbaren Gutes tief betrübt hätte, in die See. Kaum aber war er untergesunken, so schwieg der Wind, es ebneten sich die Wellen und bald war das Meer spiegelglatt. Und so blieb es, bis Tsurayuki in den Fluß von Osaka einlief und, seiner Rettung froh, die Residenz Kioto erreichte.

Die Glocke von Miidera.

Die Heldensage von Benkei berichtet, daß derselbe einst aus dem Kloster von Miidera eine Glocke von riesenhafter Größe, von fünf Fuß Durchmesser an dem unteren Rande, geraubt und ganz allein bis nach seinem Kloster Hiesan getragen habe, und preist mit Recht die göttergleiche Stärke eines Mannes, der das vermochte. Die Mönche von Miidera hatten der Glocke, wie ferner schon berichtet wurde, den Klang weggezaubert, und man fügt hinzu, Benkei habe, durch dies Wunder erschreckt, die Glocke wieder ganz allein zurückgetragen.

Von dieser Glocke aber erzählt man noch wunderbareres. Anfangs, so heißt es, war sie spiegelblank auf ihrer Oberfläche, und Jedermann freute sich darüber und pries die Schönheit der

Glocke. Einstmals aber kam eine vornehme Dame zum Tempel, und statt fromm zu den Göttern zu beten, trat sie an die spiegelnde Fläche der Glocke und benutzte dieselbe, um sich darin zu beschauen und davor ihren Haarputz in Ordnung zu bringen. Darüber erzürnte die Glocke gewaltig, und so verzog sich das Erz auf der ganzen Oberfläche von selbst zu lauter feinen Runzeln, damit in Zukunft ein so lästerlicher Gebrauch des heiligen Gerätjes ganz und gar unmöglich sei. Die Mönche fügen hinzu, der herrliche Klang der Glocke, welche noch bis vor kurzer Zeit sich im Kloster befunden, habe durch diese Runzelung der Spiegelfläche durchaus nicht gelitten.

Kakekigo.

Unter den Helden, welche in dem großen Bürgerkriege zwischen den Familien der Minamoto und der Taira auf Seiten der letzteren kämpften, befand sich der General Kakekigo, der von der Göttin Kwannon mit außerordentlicher Kraft und Stärke begabt war. Als die letzte Schlacht zur See bei Dannoura in der Meerenge von Schimonoseki geschlagen war, gelang es ihm vermöge seiner Körperkraft, sich durch die feindlichen Kriegerscharen einen Weg zu bahnen und in einem kleinen Boote zu entkommen. Dem Haupte seiner Gegner, Yoritomo, lag viel daran, den Kakekigo in seine Gewalt zu bekommen; er schätzte denselben ganz besonders hoch und wünschte sehnlich, ihn zu bewegen, daß er auf seine Seite überträte. Auch hoffte er, daß dies ihm nicht fehlschlagen würde, wenn Kakekigo lebend in seine Hände geriethe und dann von ihm mit Güte und Wohlwollen behandelt würde.

Endlich gelang es seinen Soldaten, des Flüchtlings habhaft zu werden, und sie brachten ihn frohlockend vor ihren Befehlshaber. Yoritomo sprach ihm nun gütig zu und hielt ihn in

Ehren und mehr zum Scheine, als in Wirklichkeit gefangen. Kakekigo aber benutzte dies nur, um zu entfliehen. Yoritomo ließ ihn abermals verfolgen, es gelang auch, ihn wieder einzufangen, und wieder wurde ihm dieselbe gütige Behandlung zu Theil. Kakekigo entfloh wiederum; aber auch diesmal ward er eingeholt und aufs neue vor Yoritomo geführt.

Nun redete ihm dieser aufs eindringlichste zu. Er bat ihn inständig, doch von seinem Hasse gegen ihn und die Seinen abzulassen, und versprach, ihm dann immerdar ein treuer Freund zu sein. Kakekigo jedoch gab ihm zur Antwort: „Vergebens, o Fürst, hoffest du, mich je zu versöhnen. Ich bin einmal der treue Diener eines anderen gütigen Herren, deines Feindes, gewesen. Jetzt ist er todt, aber dennoch soll sich kein Anderer jemals meiner Freundschaft rühmen, meine Treue vermag ich nicht zweimal zu verpfänden. Ich gestehe ein, daß ich dir große Verbindlichkeiten schulde; mein Leben stand in deiner Hand, du hast es mir wiederholt geschenkt. Und trotz alledem vermag ich meine Augen nicht auf dich zu richten, ohne daß der Rachedurst in mir aufsteigt und mich treibt, dir den Kopf abzuhauen. So will ich denn das einzige für dich thun, was ich vermag; nimm meine Augen, die mich ohne Unterlaß anspornen, meines Herren Tod an dir zu rächen, als Opfer hin, als den einzigen Entgelt, den ich dir für deine Großmuth gegen mich zu bieten vermag!" Nachdem er so gesprochen, riß er sich, bevor man ihn daran zu hindern vermochte, beide Augen aus und bot sie dem Yoritomo dar. Yoritomo beklagte dies tief und schenkte dem Erblindeten augenblicklich die Freiheit.

Kakekigo begab sich nun nach Hiuga und stiftete dort eine religiöse Gesellschaft, welche nach dem Namen der Familie seines früheren Herren die der Taira- oder, wie man gewöhnlich in Japan mit einem chinesischen Worte sagt, der Heiki-Blinden heißt. Er ward der erste Prior oder Kengio des Ordens, der später sehr zahlreich ward und alle übrigen Sekten blinder Mönche überflügelte, obgleich alle, die in Kakekigo's Orden eintreten, sich auf Lebenszeit binden

müssen, und obgleich ihnen auch das Betteln untersagt ist. Kakekigo lebte danach noch längere Zeit; er lernte ausgezeichnet die Laute spielen und suchte Trost in den Tönen derselben für den Untergang aller seiner Hoffnungen und den Verlust seines Augenlichtes.

Nitschiren.

Nitschiren war ein gottergebener buddhistischer Priester, der im Jahre 1261 eine besondere Sekte, die der Hokkoschiu, unter den Anhängern seiner Religion gründete. Er hatte sich jedoch des Wohlwollens und der Unterstützung der damaligen Machthaber, der ehrgeizigen Häupter der Hojo-Familie, nicht zu erfreuen. Andere Sekten, die dem Nitschiren feindlich gesinnt waren, wußten es sogar zu veranstalten, daß Soldaten ausgesandt wurden, welche ihn fangen und ihm den Kopf abschlagen sollten. Sie trafen ihn auch wirklich, und als er sie sah, kniete er, ohne ein Wort zu verlieren, nieder und war bereit, inbrünstig betend den Todesstreich zu empfangen. Einer der Krieger trat vor und hieb zu, aber vergebens; so oft er es auch versuchte, es war ihm unmöglich, den Kopf abzuschlagen. Da sah er wohl, daß Nitschiren ein der Gottheit wohlgefälliger Heiliger sei; er kehrte zurück und berichtete, was geschehen. Die Oberhäupter des Staates begnügten sich nun, den frommen Mann nach Idzu zu verbannen. Bald aber, nach dem Tode eines seiner Hauptgegner, ward er aus der Verbannung erlöst und wirkte noch lange segensreich, bis er, im Alter von 63 Jahren, im Jahre 1285, eines friedlichen gottseligen Todes starb.

Der Priester Domei.

Vor alter Zeit lebte am kaiserlichen Hofe zu Kioto ein junger Priester, Domei, der Sohn eines der höchsten Staatsbeamten und ein stattlicher Mann, der namentlich eine sehr schöne Stimme hatte und deshalb beim Reden oder Singen großen Beifall zu erringen pflegte. Er war im Grunde gar nicht mit seiner Stellung als Priester zufrieden, sondern bereute oft, sich das Haupt haben scheren zu lassen, namentlich als er eine der Palastdamen des Kaisers, die schöne Idzumi, kennen lernte und bemerkte, daß dieselbe ihm wohlgesinnt sei. Sündige Gedanken kamen ihm deshalb, und statt dieselben zu verbannen und die Versuchung zu fliehen, war er leichtsinnig genug, sich oft in lange Gespräche mit der schönen Dame einzulassen, und besonders liebte er es, ihr aus seinen Büchern vorzulesen, nicht um sie und sich zu erbauen, sondern um mit seiner schönen Stimme einen vortheilhaften Eindruck auf sie zu machen.

Zu diesem Ende hatte er sich einstmals zur Abendzeit bei Idzumi eingefunden. Er freute sich sehr des ungestörten Zusammenseins mit ihr, so bedenklich dasselbe auch war, und begann mit Eifer seine Vorlesung, als ganz unerwartet ein alter, ihm gänzlich unbekannter Mann eintrat, sich höflich verbeugte und sich bescheiden in eine Ecke stellte. Sehr ägerlich fragte ihn Domei, wie er dazu komme, unaufgefordert hier einzutreten. Der Greis entgegnete: „Verzeihe, junger Herr, daß ich mich hier einfinde, aber ich konnte dem Verlangen nicht widerstehen, die schönen Sachen aus deinen Büchern von dir mit deiner herrlichen Stimme vortragen zu hören.“ „Warum,“ sprach der Priester „kommst du denn nicht in den Tempel, wenn dir dies so viel Vergnügen bereitet? Da kannst du mich ja tagtäglich hören.“ „Ach nein,“ antwortete der Alte, „das darf ich nicht! Ich bin nur ein armer Landgott, der die Straßen bewacht, und darf nicht daran denken, deinen erhabenen Gottheiten im Tempel zu nahen. Hier kann

ich jedoch dich ungescheut hören, denn heute bist du selber unrein und fehlest gegen die heiligen Gebote, welche dir jeden unkeuschen Gedanken verbieten.“ Da schämte sich Domei und meinte, er müsse vor dem Geiste in den Boden versinken; dieser aber verschwand spurlos und überließ den nunmehr reuigen Priester seinen eigenen Gedanken. Domei ging in sich und that eifrig Buße; er fehlte nie mehr gegen die göttlichen Gebote und gebrauchte seine schöne Stimme fortan nur zur Erbauung der Frommen und Gläubigen in seinem Tempel.

Ihatschi.

Man erzählt, daß einstmals im Norden von Japan ein Priester Namens Ihatschi lebte, der viel fromme Werke that, viele Tempel — darunter auch den berühmten Tempel von Miyaschima — gründete und im Rufe besonderer Heiligkeit stand. Nicht selten ward er deshalb von weltlich Gesinnten verspottet, und ein hoher Beamter, Kato mit Namen, ein Freigeist, veranstaltete einstmals eigens ein Gastmahl, durch welches er den frommen Ihatschi in Versuchung führen und zugleich lächerlich machen wollte. Er setzte ihm daher Vögel und Fische vor, deren Genuß den Priestern aufs strengste untersagt ist, und hatte zur Bedienung die schönsten jungen Mädchen bestellt, die ihm zur Verfügung standen. Ihatschi blieb ganz ruhig; den Rosenkranz in den Händen und das Haupt gesenkt, machte er keine Bewegung, als daß er mit den Lippen ganz leise einige Worte vor sich hin murmelte. Kaum aber sahen die Umstehenden, daß er den Mund bewegte, so wurden die Vögel, welche auf der Tafel zubereitet standen, wieder lebendig und flogen mit frohem Geschrei von dannen. Die Fische begannen zu zappeln; da ergriff sie Ihatschi und setzte sie in einen Bach, der durch den Park des Kato dicht neben dem Zimmer, in welchem sie saßen, dahinfloß,

und fröhlich plätschernd schwammen sie fort. Hierauf wandte er sein Antlitz auf die Dienerinnen, und sofort schien es allen Anwesenden, als ob sie zu Todtengerippen würden. Da war der ungläubige Wirth bekehrt; in tiefer Reue und Zerknirschung warf er sich vor Ihatschi zu Boden und flehete die Götter um Verzeihung an. Hierauf ließ Ihatschi den bösen Zauber verschwinden, und die Mädchen waren wieder jung und frisch wie vorher.

Einstmals sahen die Leute den Ihatschi zu ihrer großen Verwunderung von einer Anzahl sehr schöner Mädchen begleitet. Warum, so fragten sie, heuchelt der Priester Entsagung, wenn er nun doch nicht verschmäht, mit reizenden Frauen umzugehen? Als aber Ihatschi dies hörte, lächelte er und sprach zu seinem Gefolge: „Ihr seht, man verargt es mir, daß ihr um mich seid; ich entlasse euch eures Dienstes!“ Und im selben Augenblicke wurden die vermeintlichen Mädchen zu Meerdrachen, die unter Sturm und Unwetter dem nahen Ufer der See zueilten und in den Wellen verschwanden. Es waren dienstbare Geister des Drachen- und Meergottes gewesen, der den Ihatschi wegen seiner Frömmigkeit in hohen Ehren hielt und dies auch noch bei Ihatschi's Tode zeigte.

Als Ihatschi sein Ende herannahen fühlte, beschloß er, ein tausendtägiges Fasten anzutreten, um frei von allem irdischen Stoffe um so bälder und sicherer unter die seligen Geister versetzt zu werden. Er führte dasselbe aber nicht ganz zu Ende; schon fünfzig Tage vor Ablauf jener Zeit erschien eine rosenrothe Wolke, die einen herrlichen Wohlgeruch ausströmte, und trug seine Seele gen Himmel. Sein Leib ward, den Gebräuchen seiner Sekte gemäß, verbrannt; als man aber die Asche und die verbrannten Reste der Gebeine sammeln und bestatteu wollte, kam vom nahen Meere eine hohe Fluthwelle und nahm alle irdischen Reste Ihatschi's bis auf die letzten Spuren mit sich fort. Diese Fluthwelle hatte der Drachengott eigens gesandt, um Ihatschi die letzte Ehre zu erweisen und alles, was von ihm hienieden geblieben war, an sich zu nehmen.

Die fromme Nonne.

In alter Zeit lebte einst in einem Nonnenkloster ein sehr frommes Mädchen, daß mit großer Sehnsucht die Weihen des Klosters zu erlangen wünschte. Man wies es aber wiederholt zurück und sagte, es sei noch zu jung und möge warten, bis seine Züge zu altern begännen; dann sei es an der Zeit, ganz und gar und unwiderbringlich der Welt zu entsagen. Die Novize aber wollte sich dem Ausspruche keineswegs fügen, und um ihre baldige Einweihung durchzusetzen, entstellte sie ihr Angesicht durch böse Brandwunden, die sie sich beibrachte, damit ihre Vorgesetzten sähen, daß sie in der That sich gar nichts mehr aus den Eitelkeiten der Welt machte. Gerührt durch diese That, gab man ihr nun sofort die Weihe; kaum aber hatte sie dieselbe empfangen, so verschwanden die Narben ihrer Brandwunden augenblicklich bis auf die geringste Spur. Man pries nun die fromme Nonne hoch, und oft ist es noch in spätern Tagen geschehen, daß Novizen in dem Bestreben, bald die Weihe zu erlangen und ein recht gottgefälliges Leben zu führen, ihrem Beispiele gefolgt sind.

Schiunsei.

Einst lebte in der Provinz Tschoshiu ein Priester mit Namen Schiunsei, der stets mit äußerster Gewissenhaftigkeit allen Verpflichtungen und frommen Bräuchen, die ihm oblagen, nachkam. Einmal aber fand er beim Erwachen, daß der Schlaf ihn allzusehr übermannt und daß er die Stunde des Gebetes versäumt hatte. Sein Schmerz darüber war außerordentlich groß, und er beschloß, durch schwere Entsagungen für seine Unterlassungssünde zu büßen. Er fastete und kasteiete sich lange Zeit;

da aber erschien ihm plötzlich Buddha selbst. Der Glanz der Erscheinung war zwar durch einen Nebel, ähnlich einem Weihrauchnebel, gemildert, aber Antlitz und Gestalt des Erhabenen waren deutlich zu erkennen. In Entzücken darüber, daß die Gottheit selber ihm in solcher Weise Verzeihung verkündete, warf er sich zum Gebete nieder. Um indessen das Bild Buddha's stets vor Augen zu haben, flehete er, derselbe möchte ihm doch ein Andenken an diese tröstliche Stunde schenken, und alsbald zeichnete sich das Bild ganz von selbst auf einem der Papierfenster des Gemaches ab. Schiunsei bewahrte es sorgsam und ward vom Volke als ein Liebling des großen Buddha gepriesen; noch höheren Ruhm erntete er aber für seine Frömmigkeit, als er in späteren Jahren von einer schmerzhaften Ohrenkrankheit befallen und taub ward, und als dann nach einiger Zeit das eine Ohr zu klingen begann und aus demselben ein Knöchelchen hervorkam, welches ganz und gar die Gestalt Buddha's hatte, wie er dasitzt und die Menschheit segnet.

Der Christenbekehrer.

Vor etwa dreihundert Jahren versuchten es fremde Priester, in Japan das Christenthum einzuführen, und hatten im Beginne viele Anhänger. Auch der damalige Schogun Nobunaga neigte sich dem fremden Glauben zu, als derselbe aber von seinen Feinden umgebracht war, gingen seine Nachfolger daran, mit Gewalt das Christenthum wieder auszurotten.

Das betrübte einen braven buddhistischen Priester sehr, der der Lehren seines erhabenen Meisters eingedenk und tief betrübt war, daß so viele seiner Landsleute wegen eines bloßen Irrweges, den sie eingeschlagen, so grausam leiden sollten. Er beschloß daher, sich die Erlaubniß auszuwirken, daß er zu den

Christen gehen und sie, bevor man mit Feuer und Schwert gegen sie vorginge, nach Kräften zu bekehren und in den Schooß seiner Religion zurückzuführen suchte. Als er diesen Entschluß gefaßt, erschien ihm Buddha selber in der Stille der Nacht und belobte ihn sehr wegen desselben. Er möge, so sagte die göttliche Erscheinung, nur unverzüglich und getrost ausziehen; sein Vorhaben werde von Erfolg gekrönt werden. Und in der That soll dieser Priester viele Hunderte von Abtrünnigen der buddhistischen Lehre wieder zugeführt haben.

Sankei.

Sankei war ein sehr frommer Mönch in einem Kloster, das nicht sehr weit von der Hauptstadt Japans in der Provinz Schimosa gelegen war. Sehr oft gelang es ihm, durch seine Gebete die Götter für Gläubige, die ihn um seine Vermittelung angingen, günstig zu stimmen, und so kam es, daß die Landleute ihn oft baten, er möge günstige Witterung für sie erflehen.

So waren sie einstmals auch zu ihm gekommen, damit er ihnen nach einer ungewöhnlich lange anhaltenden Dürre zu Regen verhülfe, und er setzte sich auch augenblicklich zum Gebete nieder. Anfangs blieb der Regen noch aus, und nun kamen die übrigen Mönche und Priester seines Klosters, die schon lange auf sein großes Ansehen unter den Umwohnenden neidisch waren, und fingen ihn zu verhöhnen und zu verspotten an. Kaum aber hatten sie damit begonnen, so zog eine dunkle Wolke heran, die sich gleichsam unter Sankei's Befehl stellte. Sie wetterleuchtete, aber kein Donner und kein Blitzstrahl fuhr nieder, und alsobald begann sie einen wohlthuenden Regen auf die ausgetrockneten Fluren herabzusenden. Nun waren die neidischen Genossen Sankei's tief beschämt, die Landleute aber priesen ihn mehr als je zuvor.

Die göttliche Gnade offenbarte sich aber noch weit mehr an ihm; der Donner, den die Wolke zurückbehalten, gehorchte ganz seinem Winke. Sankei hatte vor kurzem viele Klagen über den Vorsteher eines der naheliegenden Dörfer vernommen, der sehr eigenmächtig verfahren war und sich unrechtmäßiger Weise Land angeeignet hatte, welches Gemeingut und zu einem Wege bestimmt war. Als Sankei davon hörte, hatte er dem Dorfältesten befohlen, das, was er sich unrechtmäßig angeeignet, wieder herauszugeben; dieser aber weigerte sich dessen aufs hartnäckigste. Als nun die Wolke über seinem Haupte stand, lenkte Sankei allen in ihr steckenden Donner auf das Haus des pflichtvergessenen Dorfvorstehers, ohne gleichwohl dem Hause Schaden zu thun. Der Vorsteher merkte dies sehr bald und ließ sich daher das Donnergeräusch wenig anfechten; er war ein verstockter Sünder, und so dauerte es sieben volle Tage, bis ihn endlich bei dem unaufhörlichen Poltern des Donners auf seinem Dache unheimlich zu Muthe ward und er reumüthig in sich ging. Nun that er demüthig dem Sankei Abbitte, gab alles ungerechte Gut heraus und gelobte Besserung für alle Zeiten. Darauf hieß Sankei den Donner aufhören, und gehorsam dem Worte des frommen Priesters schwieg derselbe im nämlichen Augenblick.

Teoyo und die Frösche.

Teoyo, ein überaus frommer Beter, der in der Nähe von Osaka wohnte, pflanzte sich einen Fichtenhain, in dem er recht ungestört seinen frommen Beschäftigungen sich hingeben wollte. Es störten ihn aber die Frösche durch ihr Quaken, und so betete er, daß sie verstummen möchten. Dies geschah auch, und die Gebete des frommen Teoyo drangen nun ungestört zum Himmel empor. Sobald Teoyo den Fröschen das Quaken gestattete, thaten sie es wie zuvor; sobald er es ihnen aber

verbot, schwiegen sie still, und dies blieb so bis an sein Lebensende, das im Jahre 1696 nach Christo erfolgte. Danach ward er selig gesprochen und göttlich verehrt.

Woschida Seoyemon sieht seine verstorbenen Eltern im Traum.

Im Sommer des Jahres 1700 ward in der Nähe von Yedo, der Hauptstadt des japanischen Reiches, im buddhistischen Kloster von Saga ein großes Fest gefeiert, das 80 Tage dauerte. Ein Mann aus der Dienerschaft des Schogun kam zu dem Feste. Derselbe hieß Woschida Seoyemon und hatte das tiefe Herzleid, daß er weder Vater noch Mutter gekannt hatte; er ward schon in früher Jugend eine Waise. Deshalb betete er inbrünstig zum Buddha, er möge ihn doch seine Eltern sehen lassen. In der Nacht des fünften Tages träumte ihm nun, er sähe Buddha selbst mit vielem Gefolge jeglichen Ranges. Ein Priester, der sich darunter befand, blickte sich nach Seoyemon um und sprach zu ihm: „Ich bin dein Vater; du hast gut gethan, an jedem der Festtage in den Tempel zu kommen, denn Buddha gestattet mir in Folge deiner frommen Gebete, mit dir zu reden." Nun setzte Seoyemon seine frommen Übungen und Tempelbesuche eifriger fort denn je, und in der 30sten Nacht träumte ihm wiederum, daß er seine Mutter besuchte, die ihn mit Freuden bei sich aufnähme. Aus Dankbarkeit für die Gnade Buddha's besuchte nun Seoyemon den Tempel noch dreihundertmal, obgleich derselbe mehr denn eine Wegstunde von seinem Aufenthaltsorte entfernt war.

Die Bannung des bösen Geistes auf der Brücke von Tschitta durch Kouschi.

In uralten Zeiten, sagt man, hauste auf der großen Brücke von Tschitta, über welche in der Nähe von Hamamatsu die große Heerstraße des Ostens führt, ein sehr böser Geist, der die Reisenden und die Dorfbewohner oft zu beängstigen und zu schädigen pflegte. Er wohnte in einer steinernen Säule, welche man jetzt noch zeigt, und pflegte dieselbe zur Nachtzeit zu verlassen, um seine Spukereien zu vollführen.

Einstmals nun, so erzählt die Sage, kam der berühmte chinesische Weltweise Confucius, den die Japaner Kouschi nennen, des Weges, und die Leute, die von seiner Heiligkeit und großen Macht über die Geister gehört hatten, beschworen ihn, den bösen Geist zu bannen, so daß er fortan seine steinerne Säule nicht verlassen könne. Confucius erklärte sich sofort bereit dazu; als ihm aber nun Räuchergefäße und andere ähnliche Vorrichtungen dargeboten wurden, da sagte er: „Ihr lieben Freunde, viel Ceremonien, wie ihr sie von mir erwartet, sind nicht vonnöthen; der Glaube ist es, der allmächtig ist, und durch ihn allein verrichte ich meine Wunder.“ Mit diesen Worten nahm er einfach seinen Lendengürtel ab und band ihn um die Säule, und fortan blieb der Geist auf ewige Zeiten gebannt.

Der Kirin oder das Einhorn.

Unter den göttlichen Wesen, deren Verehrung in Japan seit Einführung des Buddhismus üblich wurde, befindet sich auch eine ganze Reihe von Thiergestalten, deren bekannteste und am häufigsten genannte unstreitig der Drache, als deren merkwürdigste und bedeutungsvollste aber wohl der Kirin zu bezeichnen ist. Er stammt, wie es heißt, von einem Drachen und und von einer Kuh, und daher hat er von dieser die Gestalt und die Hufe, aber von jenem das mächtige Raubthiergebiß und ein Horn — nur eins statt der zwei, welche der Drache trägt, was auch Veranlassung des Namens Einhorn ist. Auch hat er die Schuppenbedeckung seines Vaters nebst kurzen Flügeln an den Schultergelenken, und gleich demselben vermag er Feuer zu speien. Er ist so flink, daß er nicht einmal die Thautropfen auf dem Grase abstreift, über das er dahin läuft. Ein Kirin kommt nur äußerst selten zur Welt, und jedesmal verkündet sein Erscheinen das Auftreten eines außerordentlichen Mannes, welcher ein Wohlthäter der ganzen Menschheit zu werden bestimmt ist. Man erzählt, daß solch ein heiliges Thier nicht nur der Geburt des Buddha selbst, sondern auch der des Darma und des Schotokudaischi, und lange vor letzteren auch der des Confucius und des Mencius, der größten aller chinesischen Weltweisen, vorangegangen ist.

Die Nio oder riesigen Tempelwächter.

Vor allen buddhistischen Tempeln stehen die Nio, zwei riesige, aus Holz geschnitzte Gestalten, rechts und links vom Eingange, von wildem Aussehen, mit löwenartigen Häuptern und Kronen darauf und mit Keulen bewaffnet.

Sie tragen nur eine breite Binde um die Lenden und höchstens noch ein fliegendes Gewand oder Fell, das über den Rücken hinabfällt, so daß man ihren athletischen Gliederbau deutlich sehen kann. Manchmal sind sie der eine grün, der andere roth bemalt, immer aber ist jeder für sich in einen mit Drahtgitter umzogenen Raum eingeschlossen.

Trotz ihres wilden Aussehens sind sie keineswegs den Menschen feindlich; nur den Bösen verwehren sie den Eintritt in die Heiligthümer. Wer sich aber frommen Sinnes naht, dem sind sie hold und geben auch bereitwillig den Besuchern des Tempels zu erkennen, ob ihre Gebete den Göttern angenehm sind und Erhörung finden werden. Wer sie darum befragen will, braucht nur sein Gebet auf einen Papierstreifen aufzuschreiben, diesen zu kauen und den feuchten Klumpen durch das Gitter einem der Riesen anzuwerfen. Haftet das Papier an der Oberfläche der Bildsäule, so findet der Bittende Gehör im Tempel, fällt es aber ab, so zieht er betrübt von dannen, denn alsdann kann er für diesmal nicht auf Gewährung seiner Bitten rechnen.

Peirun.

Einst lag, nicht weit von Taiwan oder Formosa, im äußersten Südwesten des Lutschu-Archipels eine Insel, Mauriga-schima, deren Einwohner von den Göttern mit vielen herrlichen Gaben beschenkt waren, sich lange Zeit deren nach Gebühr freueten und durch Fleiß und Geschicklichkeit ihren Wohlstand immerfort zu mehren wußten. So lernten sie namentlich ausgezeichnete Töpfe aus Thon bereiten und trieben mit denselben und mit der vorzüglichen Porzellanerde, die man bei ihnen grub, einen so ausgedehnten Handel, daß dieser allein schon die ganze Insel mit Reichthum erfüllte.

Der Reichthum indessen machte die Inselbewohner zuletzt hochmüthig und gottlos; sie trieben einen zügellosen Luxus und dachten dabei nicht daran, den Göttern den schuldigen Tribut zu entrichten. Der einzige Fromme und Gerechte auf der ganzen Insel war der König derselben, Peirun; so große Anstrengungen derselbe in seiner angeborenen Milde und Menschenliebe machte, seine Unterthanen zu bessern, es kehrte sich Niemand an seine Lehren, und zuletzt wurden selbst seine Beamten von der herrschenden Gottlosigkeit angesteckt.

Nun beschlossen die Götter den Untergang der ganzen Insel, welche der übrigen Menschheit ein so schlechtes Beispiel gab; nur Peirun sollte von dem Strafgerichte ausgeschlossen sein. Daher erschien ihm einer der Unsterblichen im Traume und sagte ihm, was der Götter Rathschluß über seine pflichtvergessenen Unterthanen verhängt habe. Er selber solle entfliehen; er habe zu dem Behufe ein leichtes, schnelles Schiff in Bereitschaft zu halten und darauf zu achten, ob das Antlitz der Statuen der löwenhäuptigen Tempelwächter, welche zu beiden Seiten des Haupttempels der Residenz Angesichts seines Palastes ständen, noch ihre bisherige weiße Farbe hätten. So lange dies der Fall sei, habe er nichts zu befürchten, sobald aber die Gesichter der Tempelwächterstatuen roth seien, solle er eilen, davon zu kommen.

Nachdem das Traumgebild ihm dies verkündet, verschwand es; Peirun aber erhob sich in tiefen Sorgen anderen Morgens von seinem Lager und eilte in seinen Rathssaal, um dort seinen Ministern und sonstigen hohen Beamten zu eröffnen, was ihm offenbart sei. Aber auch jetzt noch gingen die Ungläubigen nicht in sich, sondern sie antworteten dem Könige mit einem spöttischen Lachen. Um ihn aber so recht zu verhöhnen, schlich kurze Zeit darauf bei nächtlicher Weile einer der Spötter zu dem Tempel heran und bemalte die Gesichter der Bildsäulen, welche dem Könige als Warnungszeichen dienen sollten, mit rother Farbe. Als Peirun erwachte und die rothen Gesichter sah, schiffte er sich mit seiner Familie schleunigst ein; die Spötter aber lachten hinter ihm her, denn sie wußten ja, daß einer von ihnen die Bemalung mit eigener Hand vorgenommen, daß also das angekündigte Wunder gar nicht geschehen sei. Aber gerade das, was durch sie geschehen, war von der Gottheit gemeint, und während sie in vermeinter Sicherheit fortschlemmten und es sich wohl sein ließen, ereilte sie das verkündete Gericht. Die Insel versank ins Meer mit allem, was darauf war, und ist jetzt nur noch eine Untiefe, auf der man von Zeit zu Zeit einen oder ein paar der trefflichen Töpfe findet, welche ehedem von den Inselbewohnern angefertigt wurden. Gewöhnlich bringen sie die Fischer, die sie finden, an den kaiserlichen Hof von China oder Japan oder zu einem der Landesfürsten und erhalten hohe Summen dafür. Bei ganz ruhigem Wetter soll man noch Häuser und Straßen der Hauptstadt tief unter der Oberfläche des Wassers erblicken können.

Peirun kam nach der gegenüberliegenden Küste Chinas und erzählte seine wunderbare Rettung aus dem Untergange seines ganzen Reiches, den er vom Schiffe her noch von ferne hatte sehen können. Die Chinesen dieser Gegend, und ebenso die Japaner, feierten seitdem noch lange Zeit alljährlich das Andenken dieses merkwürdigen Ereignisses und verherrlichen den frommen Peirun, den die Götter in so ausgezeichneter Weise durch ihre Gunst geehrt haben.

Die Nothhelfer.

In Nöthen und Bedrängnissen wenden sich die Japaner mit Vorliebe an die Jizo oder Nothhelfer, welche, sechs an Zahl, mit dem erhabenen Buddha in Japan einzogen. Am eifrigsten beten die Kranken zu ihnen, und diese sechs Götter vermögen nicht nur die Krankheiten zu heben und den Leidenden Erleichterung zu verschaffen, sondern beschirmen auch die Häuser, wenn Pest und Seuchen herrschen. Einst flehete ein frommer Mann zu ihnen, und da sandten sie ihm einen mächtigen Gott von schwärzlichem Antlitze, auf dessen Scheitel zwei gewaltige Ochsenhörner standen, und dieser schirmte das ihm anvertraute Haus vor Pestilenz und vor allen bösen Geistern so wirksam, daß man seitdem an vielen Orten sein Bildniß oder wenigstens zwei Ochsenhörner, wie er sie getragen, zum Schutze der Häuser anbringt.

Erliegt endlich ein Kranker seinen Leiden, dann sind es die Nothhelfer, die ihn auf seinem Pfade zu dem göttlichen Richter der Unterwelt, dem ernsten und finsteren, aber gerechten Yema geleiten und vor bösen Geistern, welche ihn unterwegs überfallen könnten, beschützen, und deshalb betet jeder, der in Bedrängniß ist, mit doppelter Hingebung zu ihnen.

Die geköpften Bildsäulen Buddha's.

Nicht selten trifft man in Japan unter den vielen Steinbildern des Buddha auch solche, denen der Kopf abgeschlagen ist. Diese gottlose That ward anfänglich nur von Missethätern verübt, namentlich von den vielen Räubern, welche ehedem das Land durchstreiften. Falls dieselben eingefangen wurden, büßten sie stets mit dem Kopfe für ihre Frevelthaten, und wenn sie nun fürchteten, erwischt zu werden, so fleheten sie zu einem der Steinbilder Buddha's, daß dieser gütige göttliche Heilige an ihrer Stelle das Strafgericht auf sich nehmen und erdulden möge, und schlugen ihm dann zum Zeichen dessen den Kopf ab.

Nun ereignete es sich aber, daß Räuber solch ein abgeschlagenes Haupt unter sich getheilt hatten, so daß jeder von ihnen ein Stückchen davon bei sich führte. Und da ereignete es sich ferner, daß sie sämmtlich viel Glück hatten, so daß sie namentlich im Spiele mit Anderen stets gewannen. Seitdem nun gilt es für gewinnbringend, ein Steinstückchen, das früher einem abgeschlagenen Buddhakopfe angehört, bei sich zu tragen; jeder Spieler wünscht ein solches zu besitzen, und deshalb ist jene Unsitte, die Buddhabildnisse zu verstümmeln, zum Leidwesen aller Wohlgesinnten in Japan noch immer sehr verbreitet.


Lokalsagen



Der Fuji-Yama und der Biwa-See.

Der höchste Berg in ganz Japan ist der Fuji-Yama. Er ist ein himmelhoher Bergkegel, der bis in die Wolken reicht; er ist der Berg, dessen begeistertes Lob alle Reisenden verkünden, denn er heißt sie schon aus weiter, weiter Ferne willkommen, ehe sie noch den Strand des lieblichen Inselreiches betreten haben.

Mit recht sind die Japaner stolz auf den wunderbaren Berg, den die goldene Abendsonne so herrlich bestrahlt, den sie im Scheiden mit zauberhaftem Purpur übergießt. Rings um ihn strahlt die Luft in goldigem Nebel, der Berg scheint, wie von liebenden Händen getragen, in magischem Glanze höher und höher zu steigen, bis er sich im dunklen Nachthimmel verliert.

Das ist der Berg, zu dem alljährlich tausende von frommen Pilgern wallfahrten, um Segen und Heil für sich und ihre Lieben vom heiligen Gipfel zu holen. Das ist auch derselbe Berg, den man allüberall auf den Bildwerken der Japaner dargestellt sieht.

Doch wie der Riesenberg entstanden, darüber berichtet die Sage gar wundersames.

Bis zum Jahre 376 nach der Gründung des japanischen Reiches, so erzählt man, gab es keinen Fuji-Yama; die Stelle, an der er sich jetzt weit, weit über die niederen Berge der Umgegend erhebt, war flach und hatte nicht den kleinsten Hügel. Aber in einer einzigen Nacht ist er entstanden. Urplötzlich erhob er sich in seiner ganzen Größe, und die Menschen staunten gewaltig über das Wunder und sahen mit Schrecken, wie er aus seinem Gipfel Feuer und lose Steine ausspie, die sich rings um den offenen Schlund auf seinen Gipfel lagerten. Wie lange dies Feuerspeien dauerte, weiß man nicht mehr; nur berichten die alten Geschichten, daß es sich noch mehrmals in späteren Tagen wiederholte. Jetzt aber ist dort oben seit vielen Menschenaltern alles erkaltet.

Das urplötzliche Erscheinen des Riesenberges war indessen durch ein Ereigniß hervorgerufen, daß sich in derselben Nacht weit ab im Westen, nicht weit von der Hauptstadt Kioto, vollzog. In selbiger Nacht wurden die Menschen auf eine weite, weite Strecke, im Nordosten jener Stadt, durch ein entsetzliches Getöse geweckt, das die ganze Nacht hindurch anhielt und alle Welt über die Maßen ängstigte. Neugierig traten die Leute anderen Morgens aus ihren Häusern, um zu erspähen, was sich zugetragen haben könnte, und, Wunder über Wunder, alle Berge, welche sich in jener Gegend befunden, und welche die Bewohner der Hauptstadt dort von jeher hatten emporragen sehen, waren auf unerklärliche Weise verschwunden. An ihrer Statt war ein prachtvoller, großer See entstanden, dessen Wassermassen sich einen Weg nach Südwesten bis zum Meere hin bahnten und noch heutigen Tages an der Hauptstadt Kioto vorbeiströmen. Die Bergmassen aber, welche an der Stelle jenes Sees, den man den Biwa-See nennt, gestanden hatten und in jener Schreckensnacht einstürzten, die eben waren es, welche in weiter Ferne wieder emporstiegen und den Fuji-Yama aus dem Erdboden erhoben.

Auf diese Weise ist der herrliche, blaue Biwa-See und der

riesige Fuji-Yama entstanden; noch heute erzählt Jung und Alt in Japan diese merkwürdige Geschichte, und Niemand bezweifelt, daß sie sich so und nicht anders zugetragen hat.

Tawaratoda.

Nicht weit von Hamamatsu, einer östlich von Kioto in der Provinz Totomi an der Oststraße Japans belegenen Stadt liegt das Dorf Tschitta, in dessen Nähe eine große Brücke über den Yokatagawa führt, deren Länge um so auffälliger ist, als sie durch eine Flußinsel in zwei Theile getrennt wird.

In der Nähe dieser Brücke, welche nach jenem Dorfe Tschitta-nohaschi, die Brücke von Tschitta, genannt wird, lebte einst ein grausiges Ungeheuer, ein riesiger Tausendfuß oder, wie ihn die Japaner nennen, Mukade; daher man auch den Hügel, auf dem er hauste, den Mukade-Berg nennt. Dieser giftige Tausendfuß machte die Heerstraße sehr unsicher, und Niemand wagte es, ihm Trotz zu bieten. Ganz besonders gefährlich war er zur Nachtzeit, und alsdann wuchs seine Kühnheit so sehr, daß er sich sogar an der Brut der Drachen vergriff, welche im Wasser unter der Brücke wohnten, und daß er ohne alle Scheu vor der gewaltigen Stärke dieser Drachen die hülflosen Jungen umbrachte. Daraus entstand nun ein hartnäckiger, grimmiger Streit zwischen dem Mukade und den Drachen.

Trotz ihrer göttlichen Kraft vermochten diese dem Tausendfuß in seinem Verstecke nichts anzuhaben; deshalb triumphirte er und setzte seine nächtlichen Raubzüge fort, bis endlich dem Drachengeschlecht eine unerwartete Hülfe zu Theil ward. Ein Held aus dem berühmten Geschlechte der Minamoto, Tawaratoda mit Namen, kam des Weges und hörte von den Drangsalen, welche die Bewohner der Gegend von dem Tausendfuße zu er-

dulden hatten, und kühnen Sinnes zog er vor die Höhle desselben und erlegte ihn mit seinen Pfeilen, welche er so kräftig abschoß, daß sie durch die dicke Haut des Ungethüms drangen und es endlich todt zu den Füßen des Helden niederstreckten. Man sagt, daß die Länge des Tausendfußes die doppelte Manneshöhe noch übertroffen habe.

Als die Drachen und Meeresgötter diese herrliche That wahrnahmen, kamen sie zu dem Helden und brachten ihm ihre Huldigungen dar. Sie prophezeiten ihm, daß sein Geschlecht die größte Macht auf Erden erlangen würde. Dies traf dann auch ein, denn etwa 250 Jahre später riß Yoritomo, demselben Geschlechte entsprossen, alle weltliche Macht als Schogun an sich, und später noch gelang es zweimal Zweigen seiner Familie, den Aschikaga und den Tokugawa, auf Jahrhunderte jene Würde und damit alle Herrschermacht an sich zu bringen.

Ein kleiner Tempel, in nächster Nähe des Dorfes Tschitta und am Mukade-Berge belegen, bewahrt noch heutzutage den Namen des tapferen Tawaratoda.

Der Baum am Mondflusse.

Unter der Regierung des Kaisers Nintoku, des Sohnes des berühmten, nach seinem Tode als Hatschiman unter die Götter erhobenen Ojin, stand am Gestade des Meeres da, wo die Provinzen Kii und Idzumi zusammenstoßen und ein schöner Strom, damals der Mondfluß genannt, sich ins Meer ergießt, grade der Insel Awaji gegenüber der höchste Baum, von welchem man je gehört. Wenn die Sonne aufging, so fiel sein Schatten bis auf die Insel Awaji; wenn sie unterging, so reichte er bis auf den Takayasuberg, der sich weit im Osten von jenem Gestade erhebt. Als man den Riesenbaum fällte und ein Schiff

aus seinem Holze zimmerte, war dies Schiff nicht minder wunderbar; es übertraf an Schnelle jedes andere Fahrzeug bei weitem. Der Kaiser ordnete an, daß auf demselben jeden Morgen ihm das erfrischende Quellwasser gebracht werde, das auf der Insel Awaji hervorsprudelt, und er klagte sehr, als endlich auch dieses Schiff zerfiel und aus einander genommen werden mußte. Zum Andenken an dasselbe ließ er aber einen Koto*) aus einem Theile des Holzes anfertigen, und dieser Koto hatte einen zauberhaften Klang von solcher Stärke, daß man ihn sieben Wegstunden weit hören konnte, so weit, als das Röhricht am Gestade von Osaka rauscht, wie der Kaiser zum Lobe seines Koto sang.

Ioo und Uba.

Nahe bei Koba in der Provinz Harima liegt eine kleine Insel mit Namen Takasago, und auf dieser Insel steht eine große Fichte, welche ihre Zweige nach allen Seiten weithin ausbreitet und schon von ferne einen majestätischen Anblick gewährt. Sie hat zwei mächtige Stämme, welche aus einer Wurzel sprießen.

Unter dem Schatten dieses Baumes lebte vor alten Zeiten ein Ehepaar, das ein hohes Alter erreichte. Sie ließen es sich Jahr aus, Jahr ein angelegen sein, den ganzen Raum, welchen die Fichtenzweige überdeckten, aufs sorgfältigste zu reinigen. Dazu fertigten sie eine besondere Art von Harke an, mit wenigen, großen Zacken, die man Matsubabaki nennt und jetzt noch zu dem nämlichen Zwecke zu benutzen pflegt.

Wegen ihrer großen Frömmigkeit wurden die beiden alten Leute, Ioo und Uba mit Namen, sichtlich von den Göttern beschützt, und nicht leicht erreichte ein Ehepaar, ohne durch den

*) Saiteninstrument, s. Seite 56.

Tod getrennt zu werden, ein so hohes Alter. Als sie aber gestorben waren, da wurden sie die Schutzgeister des Ortes und der Fichte, und man meint, daß sie die Gabe besitzen, frommen Ehepaaren ein hohes, freudvolles Alter zu gewähren.

So werden sie denn in ganz Japan hoch verehrt; man nennt sie Großvater und Großmutter von Takasago, und allüberall sieht man ihre Bilder, wie sie unter der alten Fichte sorgsam die Harke handhaben, während in den Zweigen des Baumes Kraniche sitzen und zu den Füßen der alten Leute sich Schildkröten tummeln, denn auch diese Thiere sollen ein langes Leben bescheren. Die Fichte aber gilt als Symbol der Kraft und Gesundheit.

Der Mineralquell am Catoÿama.

Vor mehr denn tausend Jahren lebte in den Bergen der Provinz Minasaka, welche westlich von Harima und südlich von Inaba belegen ist, ein armer Holzhauer mit seinem Sohne, und beide nährten sich kümmerlich von ihrer Hände Fleiß. Der Alte ward aber allmälig schwach und steif, und endlich konnte er seinen Sohn nicht mehr begleiten, wenn derselbe in die Berge ging und Holz holte. Der junge Mann ließ sich dies jedoch nicht verdrießen und arbeitete um so emsiger; er wußte für seinen Vater und sich selber stets so viel zu verdienen, daß sie sich gehörig sättigen konnten, und hatte stets noch ein paar Kupfermünzen übrig, um seinem Vater ein Fläschchen von dem bei den Japanern so beliebten Sake oder Reiswein mitzubringen, so oft er in eine der benachbarten Ortschaften ging, um Holz zu verkaufen. Diese Stärkung war denn auch die einzige Freude des alten Mannes, der stets behauptete, nur der Sake erhalte ihn am Leben und seine Glieder einigermaßen geschmeidig.

Einmal aber war der Winter nicht nur sehr hart gewesen, sondern es fiel auch noch bis weit in das Frühjahr hinein Schnee, der schwer auf den Bambuszweigen lastete und manches Stämmchen zerbrach. Alle Wege waren mit einer dicken Schneelage bedeckt, und so fiel denn auch der Ertrag des jungen Holzhauers sehr knapp aus. Nur ein kleines Bündel vermochte er zum Verkaufe auszubieten, und als er seine Baarschaft überzählte, da genügte sie kaum für das nothwendigste; er konnte nicht daran denken, dem kranken Vater das gewohnte Labsal, den Sake, mitzubringen.

So ging er traurig seines Weges und bat wiederholt die Götter um Beistand. Als er aber in die Nähe seiner Wohnung, an den Fuß des Tato-Yama gelangte, da stieg ein sonderbarer Broden vor ihm auf, der ihn an gewärmten Sake mahnte, doch aber einen anderen, fremdartigen Geruch hatte. Er schritt heran und gewahrte staunend ein Wunder. An einer Stelle, wo er bisher nie einen Quell gesehen, sprudelte warmes Wasser von sonderbarer Beschaffenheit hervor. Wie, wenn dies ein Geschenk der Götter wäre? so dachte er und füllte seine Flasche mit dem Nasse der Quelle.

Zu Hause angelangt, theilte er seinem Vater die sonderbare Begebenheit mit, und dieser kostete mit Verlangen das Quellwasser, von dem er auch überzeugt war, daß es eine besondere Gabe gnädiger Götter sei. Es that ihm außerordentlich gut; er konnte wieder aufstehen, und als der Schnee vergangen, da ging er, gestützt von seinem Sohne, zu der Wunderquelle hin und badete darin, und nun dauerte es nicht lange, so vermochte er seinen Sohn wieder auf die Arbeit zu begleiten, und sie verdienten mehr als sie bedurften. Der Alte konnte fortan in Behaglichkeit leben und sich Sake zur Genüge kaufen.

Die Wundermär durchflog bald das ganze Land, und Kranke kamen von allen Seiten heran, welche von der Quelle Genesung hofften und erlangten. So kam die Kunde zuletzt zum Ohre des Kaisers selber, und dieser ordnete an, daß — gemäß der



alten Gewohnheit der Japaner und Chinesen, von besonders wichtigen Ereignissen an Zeitepochen zu datiren und sie nach ihnen zu benennen — die damalige Zeit nach dem Wunderquell „Yoro“ heißen solle, das bedeutet: Kräftigung des Alters. Diese Begebenheit, welche in den alten Schriften sorgfältig aufgezeichnet ward, geschah im Jahre 717 der christlichen Zeitrechnung.

Der Gesundbrunnen von Arima.

Nicht weit von Hiogo, westwärts von der Hauptstadt Kioto, sprudelt ein heißer Quell aus der Erde, der große Heilkraft besitzt und die Veranlassung ward, daß viele Leute sich in der Nähe niederließen und den Ort Arima gründeten. Diese Heilquelle ward von Niemand anders als von dem erhabenen Begleiter Buddha's, von dem heilkundigen Yakuschi Niurai, einem frommen Manne offenbart, der durch Krankheit in seinem täglichen Gewerbe sehr behindert war und deshalb eifrig zu den Göttern flehete, ihm die Gesundheit wieder zu schenken. Yakuschi verwandelte sich, um die fromme Gesinnung des Mannes in Wahrheit zu erproben, in einen zerlumpten Bettler und sprach ihn um ein Almosen an. Als der Mann nun trotz der bedrängten Lage, in welche ihn seine Krankheit gebracht, dem Bettler eine reiche Gabe spendete, da offenbarte sich der Gott und wies dem Kranken den Heilquell von Arima, der die Gesundheit desselben bald und vollständig wieder herstellte.

Kiohime.

Vor langen, langen Jahren, so erzählen sich die Leute, lebte ein armer junger Mönch, der sich durch Weissagen ernährte und zu dem Orden der Bergpriester gehörte. Er wohnte in einem Dorfe, das Kayane hieß; dasselbe liegt in der Provinz Mitschinoku und ist ungefähr eine Stunde weit von der Stadt Schirakawa entfernt, welche seither dort erbaut ist.

Antschin, das war der Name des jungen Priesters, verbrachte in stiller Zurückgezogenheit seine Tage und verblieb das ganze Jahr in seinem Dorfe mit Ausnahme einiger Wochen, welche er zu einer Wallfahrt benutzte. Diese Wallfahrt machte er alljährlich nach dem Tempel von Mikumano, der sich in dem hohen Gebirge von Murogori in der Provinz Kii befindet. Es war ein weiter, beschwerlicher Weg, den er zurückzulegen hatte, doch unverdrossen pilgerte er fort und fort; von der Wanderung hing das Heil seiner Seele ab, und deshalb wurde sie ihm leicht; sie war ihm ein Bedürfniß, das er befriedigen mußte, um die einsamen Tage in seinem heimatlichen Dorfe für sich und Andere segensreich zu gestalten.

Noch funfzehn Wegstunden von dem Ziele seiner Pilgerfahrt entfernt, kehrte er regelmäßig in einem Dorfe ein, das Manago hieß, und übernachtete bei dem Ortsvorsteher. Die Leute kannten ihn schon von fern und hießen ihn stets freundlich willkommen, und er wiederum fühlte sich bei ihnen bald so zu Hause, daß er sich stets auf seine kurze Rast freuete und seine Schritte beschleunigte, wenn er das Dorf von weitem vor sich liegen sah. Der Ortsvorsteher hatte unter anderen Kindern auch ein kleines merkwürdiges Töchterchen. Dasselbe war unschön, ja mißgestaltet, dafür aber hatte es einen scharfen Verstand, lernte sehr früh lesen und schreiben und besaß so große Kenntnisse in der Litteratur, daß es weit und breit berühmt war. Das kleine verkrüppelte Mädchen hieß Kiohime. Es war der Stolz seiner Eltern, die

es vor jedem Luftzuge bewahrten und es wie ihren Augapfel hüteten. Wenn Antschin die gelehrte kleine Kiohime erblickte, welche ihn stets freundlich begrüßte, so war er hocherfreut; er setzte sich zu ihr nieder, hörte aufmerksam zu, wenn sie ihre selbstgedichteten Lieder vorlas, und erzählte ihr in liebenswürdiger Weise Geschichten, die sie noch nicht kannte. Voller Aufmerksamkeit richtete das arme Geschöpfchen seine klugen, großen Augen auf den Erzähler, und als er einst im Spaße sagte: „Kiohime, wenn du erst groß und erwachsen bist, so will ich dich heiraten, du sollst meine Frau werden und mit mir in meine Heimat ziehen," da lachte sie voll Freude hell auf.

So verstrich die Zeit; alle Jahre kehrte Antschin wieder. Kiohime wurde nicht schöner, aber älter, und als sie ihr dreizehntes Jahr zurückgelegt hatte und Antschin abermals bei ihrem Vater eingekehrt war, da trat sie um Mitternacht, als alles still im Hause war, vor sein Lager. Sie weckte ihn aus tiefem Schlaf und sprach zu seinem nicht geringen Erstaunen: „Nun ist die Zeit gekommen, Antschin, ich bin erwachsen; halte nun dein Versprechen, das du mir vor langer Zeit gegeben, und heirate mich; ich bin bereit, morgen, wenn du fortgehst, mit dir zu ziehen." Antschin, als er ihre Worte vernahm, war sehr bestürzt und sagte ihr ganz ehrlich, er habe damals nur im Scherze gesprochen und dürfe auch gar nicht heiraten; er habe geglaubt, daß sie das wisse, und deshalb habe er auch nicht daran gedacht, seine damalige scherzhafte Aeußerung zurückzunehmen. Der arme Antschin mochte aber zu seiner Entschuldigung sagen, was er wollte: Kiohime achtete nicht auf seine Worte und bestand darauf, daß er sie mit sich nehme und zu seiner Frau mache. Sie war sehr leidenschaftlich und ganz außer sich bei dem Gedanken, daß er sein Wort nicht halten wolle; sie geberdete sich wie von einem bösen Geiste besessen und hätte das ganze Haus in Aufruhr gebracht, wenn Antschin sie nicht noch zu rechter Zeit beruhigt hätte. Es war ihm höchst unlieb, daß Lärm und Gezänk entstehen könnte, und deshalb

entschloß er sich, Kiohime abermals zu hintergehen. Er versprach ihr, wenn er von seiner Wallfahrt zurückkäme, wolle er sie heiraten und in seine Heimat mitnehmen; am Wallfahrtsorte wolle er die Gottheit um ihre Erlaubniß dazu und um ihren Segen anflehen. Nun war das Mädchen zufrieden. Sie hatte zu wenig von der Welt gesehen und wußte nichts von Verrath; deshalb glaubte sie auch steif und fest an Antschin's Worte und legte sich beruhigt und glücklich schlafen.

Am andern Morgen, als Antschin fortging und auch der Kiohime Lebewohl sagte, reichte diese ihm einen Fuji-Zweig*), an dem ein Papier hing. Antschin nahm den Zweig und dankte ihr; doch als er das Papier betrachtete, sah er, daß es mit Versen beschrieben war, die also lauteten:

„Wohl warte ich ruhig auf den künftigen Bund, ich habe dein Versprechen! Warum soll nicht der Gott von Mikumano, der so vielen Menschen hilft, auch uns glücklich zum Ziele leiten?"

Antschin war froh, daß Kiohime sich beruhigt hatte und ihn ohne Aufenthalt ziehen lassen wollte, und so beantwortete er ohne Besinnen ihre Verse mit folgenden, die er rasch auf ein Papier schrieb und ihr darreichte:

„Was ich vernehme von des Gottes von Mikumano gütiger Fürsorge, das läßt mich nur frohes erhoffen für unsere Zukunft."

Sie las den Vers und ihre Augen leuchteten; sie war nun ganz getröstet, und Antschin konnte unbehelligt dahinziehen. Es währte ja nicht lange, dann mußte er zurückkehren, so dachte sie, und dann war das Glück ihres Lebens, von dem sie nie und nimmer zu lassen vermochte, gesichert, ihre heißesten Wünsche waren erfüllt! So kehrte sie in ihr Zimmer zurück und harrte geduldig der Zurückkunft ihres Geliebten.

Antschin aber, als er das Haus im Rücken hatte, athmete erleichtert auf und gelobte sich, nie und nimmer wieder die

---

*) Wistarie oder Glycine; s. Göttersage von Herbst und Frühling, S. 166.

Schwelle zu betreten. Um keinen Preis wollte er das seltsame Mädchen wiedersehen; ein Abscheu befiel ihn, wenn er an dasselbe dachte. Langsamer, als sonst, pilgerte er dem Ziele seiner Wallfahrt zu.

Kiohime, die mit Ungeduld der Zeit entgegengesehen hatte, wo ihr geliebter Antschin wiederkehren würde, war sehr betreten, als Tag um Tag verstrich, ohne daß sie etwas von ihm hörte. Der Zeitpunkt, wo er hätte zurückkommen müssen, war längst verstrichen, und so erreichte ihre Sehnsucht endlich einen so hohen Grad, daß es sie nicht mehr im Hause litt und sie Antschin entgegenlief.

Als sie schon eine gute Strecke auf der Straße von Mikumano zurückgelegt hatte, ohne Jemand zu begegnen, sah sie von weitem die ehrwürdige Gestalt eines alten Priesters. Sie stand still, mäßigte ihre Ungeduld und fragte den Priester, als er ihr nahe gekommen, ob er nicht einen jungen Priester Namens Antschin gesehen hätte. Und dabei beschrieb sie denselben so genau, wie es nicht leicht Jemand anders als sie gekonnt hätte. Der Priester dachte ein Weilchen nach, und dann flog ein freundliches Lächeln um seine Züge. Ja, er konnte ihr Auskunft über den Gesuchten geben; der, von welchem sie sprach, kam etwa eine Viertelstunde hinter ihm her. Kiohime war hocherfreut; sie dankte dem Priester und ging rasch weiter, dem Antschin entgegen.

Und dieser, der allerdings des Weges kam, sah sie schon von weitem mit Entsetzen. Er fühlte wohl, daß er auf geradem Wege nicht von dem Mädchen loskommen konnte, und deshalb nahm er zu Zauberkünsten, die er verstand, seine Zuflucht. Rasch verwandelte er sein Gesicht in das eines Fremden, und als Kiohime ihm entgegentrat, da kannte sie ihn in der That nicht und erkundigte sich, ängstlich und enttäuscht, wieder nach Antschin, den sie schon geglaubt hatte vor sich zu haben, und der ihr nun auf einmal wieder entschwunden war. Antschin aber beruhigte sie mit denselben Worten, wie der vorige Priester, und sagte ihr, eine Viertelstunde hinter ihm käme der, den sie suche. Kiohime

stürmte an ihm vorüber, ohne ein Wort zu erwidern, und er eilte in entgegengesetzter Richtung fort. Doch als das arme Mädchen lange weiter gewandert war, ohne einen Priester zu sehen, da fiel es ihr plötzlich wie Schuppen von den Augen, und nun sah sie ein, daß sie betrogen war. Sie war ganz erfüllt von Leidenschaft und Zorn, ein Krampf durchzog ihren Körper, aus ihren sonst so freundlichen Augen blitzten Rachegedanken, und wie ein wüthiger Kobold lief sie zurück, hinter dem letzten Priester her. Sie sah nicht rechts, noch links und kümmerte sich nicht darum, daß die Leute sie für einen bösen Geist hielten; fort und fort lief sie, so schnell sie vermochte, bis sie an den großen Amada-Fluß kam. Hier sah sie eben noch, wie ein Schiffer den verrätherischen Antschin übersetzte und dieser wieder am anderen Ufer ans Land stieg. Sie winkte dem Schiffer, zurückzufahren, sie rief und bat flehentlich, auch sie hinüberzuholen; vergebens — der Fischer, den Antschin bestochen hatte, war taub gegen ihre Bitten und blieb am jenseitigen Ufer. Immer wildere Verzweiflung packte nun das Mädchen. Sie geberdete sich wie eine Wahnsinnige, das Haar sträubte sich auf ihrem Kopfe, ihre Augen waren blutunterlaufen, aus Mund und Nase schien Feuer zu sprühen. Antschin entschwand schon in der Ferne ihren Augen; er lief in einen naheliegenden Tempel und bat die Priester um Schutz vor dem nachfolgenden wüthenden Mädchen. Kiohime, die keine Hülfe sah, kein Mittel, über den breiten, reißenden Strom zu gelangen, stürzte sich in die Wogen und wäre unfehlbar ertrunken, wenn nicht die Gottheiten der Fluthen, aus Mitleid mit ihr oder aus Zorn über Antschins Verrath, ein Wunder gethan und sie in einen mächtigen Drachen verwandelt hätten. Nun durchschwamm sie den Fluß und setzte am anderen Ufer die Verfolgung Antschins fort. Als sie zu dem Tempel gelangte, hatten die Priester denselben bereits unter die große, schwere Glocke versteckt und suchten ihn so zu retten. Eitel Bemühen! Der Drache verschlang sie alle, ringelte sich dann sieben und ein halbes Mal um die Glocke, packte diese

mitsammt dem darin versteckten Opfer und flog damit fort. So verschwand er hoch oben in den Wolken, und Niemand vermag zu sagen, was aus ihm und aus Antschin geworden.

Dicht bei Kayane aber, in einem freundlichen kleinen Bambusdickicht, wird noch jetzt der Platz gezeigt, wo Antschin wohnte; auch ein Gedenkstein mit unleserlicher Inschrift ist dort zu sehen und ein uralter Fuji-Baum, der von dem Zweige herrühren soll, welchen Kiohime ihrem Geliebten bei seinem letzten Abschiede schenkte.

Der Tempel unweit des Amada-Flusses aber hat bis auf den heutigen Tag keine Glocke wieder bekommen, und wenn Jemand sich darüber wundert und nach dem Grunde fragt, dann erzählen die Leute ihm die Geschichte von Antschin und von dem Drachen, der die Glocke mit sich fortgenommen hat.

Das Mädchen von Unnai.

In alter Zeit lebte in Settsu ein schönes Mädchen, das zu gleicher Zeit von zwei Freiern umworben wurde. Diese Freier liebten das Mädchen gleich leidenschaftlich, und jeder beeiferte sich, durch unzählige Beweise hingebender Liebe die Neigung seiner Schönen zu gewinnen. Der eine derselben hieß Mubura, stammte gleich seiner Angebeteten aus Settsu und wohnte in ihrer Nachbarschaft. Der andere aber, der Tschinu hieß, war aus der Provinz Idzumi hergezogen, die weiter nach Süden hin liegt. Er war also ein Fremder; aber das hinderte nicht, daß er eben so gern im Hause der Eltern des Mädchens gesehen ward, denn auch er weihete all seine Zeit, all sein Dichten und Trachten dem Mädchen, und er dachte nicht daran, in seine Heimat zurückzukehren.

Nun war es in der That merkwürdig, daß beide jungen

Männer von gleichem Alter, gleich kräftig und schön waren, und soviel sich das Mädchen auch bemühete, einen Unterschied zu entdecken, es vermochte keinen zu finden. Auch zeigten beide die nämlichen trefflichen Eigenschaften des Herzens und des Geistes, und wenn das Mädchen verstohlen den einen oder den anderen beobachtete, um zu erspähen, wer von ihnen der Bessere sei, so konnte es auch darin keinen Unterschied erkennen. So kam es endlich zu dem Entschlusse, dem die Hand zu reichen, dessen Liebe die größere sei. Aber auch hiermit war nichts gewonnen; denn kaum dämmerte der Abend, so kam jeder von beiden seines Weges daher und brachte reiche Geschenke, und auch diese und die Art und Weise, wie sie dargeboten wurden, waren und blieben sich gleich.

Was war zu thun? Das Mädchen wußte keinen Rath und ließ schwermüthig den Kopf hängen, während die beiden Freier monatelang ihre Bemühungen geduldig und unablässig fortsetzten.

Da sagten eines Tages die Eltern des Mädchens: „Dein Benehmen ist unpassend diesen jungen Männern gegenüber; wir sind darüber sehr betrübt und ersuchen dich, endlich eine entscheidende Wahl zu treffen. Nimm den einen oder den anderen uud sei getrost unserem Willen gehorsam; denn reichst du einem die Hand, so wird die Liebe des anderen bald vergehen!“

Das Mädchen seufzte und betheuerte, wie gern es den Willen der Eltern befolgen wolle; aber die beiden Freier waren so gänzlich gleich, daß es nicht dazu kommen konnte, eine Wahl zu treffen. „Dann wollen wir dir helfen,“ sprachen die Eltern, und demgemäß nahmen sie nun ihrerseiis die Angelegenheit in die Hand.

Damals war es Sitte in jener Gegend, die Häuser auf Pfählen in den Fluß hinein zu bauen, und so stand das Haus der Eltern des Mädchens ebenfalls auf mächtigen Holzpfählen über dem Ikuta-Flusse. Als nun eines Tages beide jungen Männer anwesend waren, sprachen die Eltern: „Unsere Tochter verzehrt sich in getheilter Liebe in Folge der zwiefachen Bewerbung eurerseits; deshalb wollen wir heute auf alle Fälle

die Sache zur Entscheidung bringen. Einer von euch ist unser Nachbar, der andere kommt aus der Ferne; das soll indessen keinen Unterschied machen, denn ihr seid beide des gleichen Mitgefühls werth. Nehmt also jeder seinen Bogen; dort in einiger Entfernung schwimmt eine weiße Möwe auf dem Flusse — zielt gut! Wer den Vogel trifft, bekommt unsere Tochter zur Frau."

„Wohl gesprochen!" riefen beide freudig aus. Schnell sprangen sie auf, nahmen den Bogen zur Hand und schossen beide zu gleicher Zeit den Pfeil ab, der mit pfeifendem Tone die Luft durchschnitt.

Doch wie war der Ausgang? Der Pfeil des einen durchbohrte des Vogels Kopf, der des anderen ging mitten durch den Leib; wer konnte also sagen, welcher von beiden der bessere Schütze sei?

„Genug der Qual!" rief das Mädchen. „Die flüchtige Woge soll meine Seele aus diesem Zwiespalte befreien! Wohl nennt man unseren geliebten Strom von Settsu Lebensspender — aber jetzt soll er mir den Tod geben und mein Grab sein!" Mit diesen Worten stürzte sie sich, ohne daß ihre Eltern es hindern konnten, von der Plattform des Hauses, auf der sie alle standen, hinab in den Strom.

Vater und Mutter waren außer sich; sie schrieen und rangen die Hände, zerrissen in ohnmächtigem Schmerz ihre Kleider und riefen vergebens nach ihrem geliebten Kinde. Die Freier stürzten ohne sich zu besinnen dem Mädchen nach in die schäumenden Wogen. Der eine ergriff ihre Hand, der andere ihren Fuß, und so sanken sie mit einander in die Tiefe hinab.

Am andern Tage wurden die Leichen aus dem Wasser gezogen, und mit heißen Thränen bestatteten die Eltern ihre Tochter. Auch die Eltern der Jünglinge kamen herbei und gruben jedem ein Grab, zu beiden Seiten vom Grabe des Mädchens; so sollte es sein. Aber wie durfte dies dem Fremden gestattet werden? Er gehörte nicht hierher; durfte man es zugeben, daß der heimische Boden mit seiner Leiche verunreinigt würde? Die Eltern des

fremden Jünglings lösten jedoch diese Schwierigkeiten bald; sie zogen nach Idzumi in ihre Heimat und beluden ein Schiff mit heimischer Erde, und diese brachten sie herbei, um ihren Sohn darin zu bestatten. Und so befindet sich bis auf den heutigen Tag zwischen Kauba und Osaka des Mädchens Grab unter einem Hügel, der zugleich die Gräber der beiden getreuen Jünglinge deckt. Das Volk nennt ihn Otomodzuka, der Jungfrau Todtenhügel, und hört nicht auf, davon zu erzählen und durch Dichtungen die wunderbare Begebenheit zu feiern, welche mit dem Tode der drei Liebenden noch nicht ihr Ende gefunden hatte.

Die Sitte verlangte es in Japan, daß man den Verstorbenen ihre Lieblingshabe in das Grab mitgab. Mit den Männern begrub man außer ihren Prachtgewändern, welche man sorgsam in einen hohlen Bambus that, auch ihre Waffen, Bogen, Pfeile und namentlich ein Schwert. Diese Vorschrift hatte man nun bei dem Manne aus Settsu richtig erfüllt, aber nicht so bei dem aus Idzumi; der arme Tschinu hatte weder Bogen noch Pfeile, weder Schwert noch Lanze mitbekommen, und so konnte sein Geist unmöglich Ruhe finden, denn er vermochte sich gegen seinen Nebenbuhler nicht zu vertheidigen, der ihn nun nach dem Tode mit Haß und grimmiger Feindschaft verfolgte.

Einst zog ein Reisender mit seinem Gefolge an dem Grabe vorüber. Die Dunkelheit war bereits hereingebrochen, und er sah sich genöthigt, hier für die Nacht zu rasten. Bevor er jedoch Anstalten dazu traf, hörte er deutlich ein entsetzliches Waffengeklirr und Kampfgetöse von dem Hügel her. Erschrocken sandte er seine Leute hin, damit sie zusähen, was es gäbe; aber sie kamen zurück, ohne etwas entdeckt zu haben. Der Reisende legte sich nieder und schlief in Gedanken an den sonderbaren Vorfall ein. Und da, mitten in der Nacht, wurde er geweckt von einem Manne, der in blutgetränkten Kleidern an seinem Lager kniete. „Ich werde von einem Feinde hart bedrängt," sprach er bittend und leise, „o, borge mir gütig dein Schwert, damit ich mich vertheidigen kann und Ruhe finde." Der Reisende war sehr

bestürzt, doch erfüllte er die Bitte des Mannes und gab ihm sein Schwert, mit dem dieser sofort verschwand. Der Reisende sprang auf und glaubte, ein schwerer Traum triebe seinen Spott mit ihm; doch sein Schwert war fort, und abermals hörte er ganz in der Nähe das unheimliche Kampfgetöse. Dasselbe dauerte indeß nur kurze Zeit; dann kam das Gespenst zurück und rief frohlockend: „Durch deinen rühmenswerthen Beistand ist es mir gelungen, meinen Feind zu besiegen, der mich so hart bedrängte! Zum Danke dafür will ich nun für dich und dein Wohlergehen unablässig wachen, so lange du lebst." Das Gespenst verschwand — der Morgen grauete. Der Reisende saß tief in Gedanken über sein Abenteuer; als es heller ward, sah er, wie aus dem Grabhügel an der einen Seite ein Blutstrom geflossen war, und sein Schwert betrachtend, fand er auch dieses mit Blut bedeckt. Er erzählte die unheimliche Begebenheit seinen Genossen, als sie erwachten; diese erzählten sie weiter, und bis auf den heutigen Tag ist dieselbe im Verein mit der Geschichte des Mädchens von Unnai in Japan in gutem Andenken geblieben, und die Jungfrau und die beiden Liebenden, welche unter jenem Hügel ruhen, werden wohl immerdar im Munde des Volkes fortleben.

Kaitaro.

Der Donnergott Raiden wird von den Japanern hochverehrt, weil er der segenspendende Gott ist, der den Feldern zu rechter Zeit Regen giebt und den sengenden Sonnenstrahlen durch seine Wolken Halt gebietet. Oft erscheint er in Gestalt eines Drachen, und er ist der Herrscher der Wolkendrachen, eines wunderbaren, theils in den Lüften, theils in den Fluthen und auf der Erde hausenden Geschlechtes, das an der Verehrung, die man ihrem Oberhaupte zollt, reichen Antheil nimmt.

In der Umgegend des Hakusan, eines der höchsten Berge im Nordosten von dem großen Biwa-See, erzählt man, daß der Donnergott sich einst einem armen Bauern besonders hold gezeigt habe, der sich sein Leben lang geplagt hatte und nie zu Glück und Wohlstand gelangt war. Vor allem schmerzte es ihn, daß ihm die Götter das Glück, Kinder zu besitzen, versagt hatten, und sammt seiner alten guten Frau trug er zu seinen übrigen Sorgen auch noch diesen Herzenskummer mit sich herum. Nun begab er sich eines Tages auf sein Reisfeld, das hoch in einer Schlucht lag, und arbeitete aufs emsigste. Er hatte das kleine Feld sehr mühevoll und sorgsam in Terrassen abgetheilt und mit Steinmauern umgeben und es, so viel in seiner Macht lag, geschützt, damit es ihm sicheren Lebensunterhalt geben möchte. Aber all sein Mühen schien in diesem Jahre vergeblich zu sein, denn die Sonne brannte einen Tag wie den anderen, und der segenbringende Regen blieb aus. Der arme Bauer seufzte oft und schwer bei seiner Arbeit; er blickte zum Himmel auf und bat, die Götter möchten doch ein Einsehen haben und seine Feldfrucht nicht verdorren lassen. Und da wurde plötzlich der Himmel trübe; schwarze, schwere Wolken zogen von allen Seiten heran, und ehe der Bauer es sich versah, fiel der Regen in dicken Tropfen nieder, Blitze zuckten und ringsum erdröhnte der Donner. Der Bauer flüchtete in ein Dickicht, um sich ein wenig vor dem Unwetter zu schützen, und kaum hatte er ein sicheres Plätzchen gefunden, so fuhr dicht neben ihm ein greller Blitz in die Erde, so daß er geblendet die Augen schloß. Fast mit dem Blitze zugleich krachte der Donner, als solle die Erde in Stücke zerrissen werden, und der geängstigte Bauer, der auf den Boden gesunken war, konnte nichts thun als beten. Das that er denn auch sehr inbrünstig, und als er endlich gewahrte, daß das Wetter sich verzogen hatte, und daß Ruhe und Stille um ihn herrschte, da stand er auf und schauete umher. Aber was erblickten seine Augen? Ein wunderschönes Knäblein lag an eben der Stelle, wo der Blitz in die Erde gefahren war. Der Bauer war im ersten Augenblicke sehr ver-

wundert, doch hielt er sich nicht lange mit Grübeln auf, sondern nahm das Kind von Freude beseelt in seine Arme. Er machte sich sogleich damit auf den Heimweg und brachte es seiner nichts ahnenden Frau. Diese war über das Ereigniß nicht minder erfreut, und beide zogen den Knaben mit zärtlicher Liebe auf, als wäre es ihr leibliches Kind. So wuchs er zu einem schönen, kräftigen Jüngling heran, an dem die ganze Welt Freude hatte, und weil er doch ein Geschenk des Donnergottes war, so nannten ihn die Leute nicht anders als Raitaro, das heißt Donnersohn. Mit ihm war aber auch bei den armen alten Bauersleuten ein gewisser Wohlstand eingezogen, so daß sie sich nicht mehr zu beklagen brauchten, und wenn der Bauer ins Feld ging, so begleitete Raitaro ihn jedesmal, denn der Junge fand kein Vergnügen daran, sich mit anderen Kindern spielend umherzutreiben; er war froh und glücklich, wenn er draußen in den Feldern umherstreifen konnte, wenn er durch felsige Schluchten klettern, Berge ersteigen und in die Wolken schauen konnte. Obgleich das Ehepaar seinen Pflegesohn in diesem Vergnügen nicht störte und ihm alles zu Gefallen that, so wurde Raitaro doch auf einmal still und traurig. Niemand vermochte ihn aufzuheitern, und da seine Pflegeeltern großen Kummer darüber empfanden, so beschlossen sie, am Jahrestage seiner Auffindung ein Fest zu geben, damit er wieder fröhlich würde. Der Tag kam heran und das Fest ward gefeiert; man aß und trank nach Herzenslust, es wurde gespielt, gelacht und gesungen. Der alte Bauer erzählte viel Scherze aus früheren Zeiten und gedachte mit besonderer Freude des Tages, wo Raitaro aus den Wolken vom Blitze herabgeschleudert ward. Doch alle Freude und Lustigkeit half nichts; Raitaro wurde nicht vergnügter, im Gegentheil, er wurde stiller und stiller, und endlich stand er auf und sagte seinen Pflegeeltern Lebewohl. „Ja," sagte er, „meine Zeit ist um! Es thut mir schmerzlich leid, daß ich euch verlassen muß, aber ich kann nicht länger bei euch weilen!" Und als die erstaunte Menge noch über seine Worte nachsann, da verwandelte er sich in einen Drachen, mit Flügeln versehen, die er

entfaltete und mit deren Hülfe er seinen heimatlichen Gefilden, den Wolken, zuflog.

Sprachlos standen Alle da und blickten ihm staunend nach. Der Bauer war nun wieder allein mit seiner Frau und sehnte sich sehr nach seinem lieben Raitaro. Allein sie waren nicht mehr arm und verlebten in Wohlstand und Behaglichkeit ihren Lebensabend.

Dem Raitaro aber und dem ganzen Drachengeschlechte, das ihre Felder zu rechter Zeit mit Regen erquickt, und das seine Huld und Macht an dem frommen und fleißigen armen Bauern so schön bewährt hatte, blieb das ganze Volk in doppelter Liebe und Verehrung zugethan bis auf den heutigen Tag.

Das Federkleid.

An der Küste von Suruga, zu Miwo, wohnte einst ein Fischer Namens Hakurioo. Als dieser eines Tages im Sonnenschein am Gestade von seiner Arbeit ausruhete, sah er ein hellglänzendes, weißes Gewand vor sich liegen, zart und durchscheinend und ganz aus Federn zusammengewoben. An den Stellen, wo die Schultern sich befinden mußten, hingen zwei Flügel an dem Wunderkleide. Begierig nahm er es zu sich und wollte es nach Hause nehmen und sorgfältig verwahren, als ein wunderschönes Mädchen vor ihm erschien und laut jammernd ihr Gewand von ihm zurückforderte. Hakurioo war Anfangs gar nicht gewillt, seine Beute fahren zu lassen; doch das Mädchen sagte unter fortwährenden Klagen und Thränen, sie sei eine Himmelsgöttin, müsse aber elendiglich auf Erden weilen, so lange sie ihr Federkleid nicht habe, das sie beim Baden abgelegt, und das auf diese Weise widerrechtlich in seine Hände gekommen sei. Da ward der Fischer von Mitleid bewegt und sprach: „Wohlan

denn, ich will dir dein Gewand zurückgeben, wenn du mir dafür den himmlischen Tanz vortanzest, mit dem ihr Himmelstöchter durch die Wolken schwebt.“ Die Maid erwiderte: „Ja, gieb mir mein Gewand, und du sollst den schönsten Tanz erschauen, den ich zu tanzen vermag.“ Der Fischer bedachte sich aber noch und sagte: „Nein, erst tanze, dann gebe ich dir dein Kleid!“ Darauf aber erzürnte sich die himmlische Maid und rief: „O schäme dich, das Wort einer Göttin zu bezweifeln! Geschwind, gieb mir das Gewand, denn ohne dasselbe vermag ich nicht zu tanzen; es soll dich nicht gereuen, das verspreche ich dir!“ Darauf reichte ihr denn Hakurioo das Federgewand; sie legte es sofort an und erhob sich in die Lüfte. Allein getreu ihrem Worte führte sie vor des Fischers erstaunten Blicken den herrlichsten Tanz auf, den man sich nur denken kann, und dabei sang sie so wunderschöne, sinnberauschende Melodien, daß Hakurioo nicht wußte, wie ihm geschah. In immer schöneren Windungen erhob sie sich höher und höher, allein es dauerte lange, bevor sie den Blicken des entzückten Fischers entschwand, und bis in einem lichten Gewölk, das dem Haupte des Fuji-Yama zuschwebte, die letzten Töne des Göttersanges vor seinen Ohren verklangen.

Der Kesselpfuhl bei Numadsu.

Bei den großen Jagden, welche die Helden der alten Zeit, insbesondere Yoritomo und Yoschitsune, in den Dickungen der Umgebungen des Fuji-Yama gehalten haben, gebrauchten sie oft ungeheuer große Kessel. Ein besonders großer Jagdkessel der alten Helden ward nebst anderen derselben Art vor Alters in einem Tempel bei Numadzu — westwärts von Odawara — aufbewahrt. Jener eine größte aber ist abhanden gekommen; er wurde einst von Räubern entwendet und fortgeschleppt. Diese

vermochten ihren Raub indessen nicht in Sicherheit zu bringen, denn der Kessel ward ihnen schwerer und schwerer, und als sie den nahe gelegenen Fluß durchschritten, ward er so schwer, daß sie ihn von sich werfen mußten. Der Kessel sank in das Wasser, und so bildete sich an dieser Stelle ein großer Pfuhl, dessen Tiefe man nicht zu ergründen vermocht hat, und in dem der Kessel noch heutzutage liegt. Dieser Pfuhl heißt seitdem Kamagafutschi oder Kesselpfuhl und ist von einem schützenden Geiste bewohnt, den man mit dem Namen Kama, das heißt Kessel, benennt.

Die Kinderseelen im Flußbette bei Odawara.

Im Flußlaufe bei Odawara, in welchem sich zu beiden Seiten des rinnenden Wassers Streifen finden, die von losen Steinen bedeckt sind und von den Hochfluthen jedesmal überspült werden, hausen die Seelen der Kinder, welche in einem Alter unter sieben Jahren gestorben sind, so lange, bis sie durch Buße ihrer Verwandten oder durch Fürbitten erlöst werden. Die Priester eines nahe liegenden Tempels verkaufen den Gläubigen Amulete, Papierstreifen mit darauf geschriebenen Gebeten, und versichern, daß jedesmal, wenn das Wasser die Schrift eines solchen Papieres getilgt hat, einer solchen Kinderseele Erlösung zu Theil wird. Die vorüberziehenden Japaner verfehlen daher nie, solche Amulete zu kaufen und, mit einem Steine beschwert, nahe dem Wasserstrome niederzulegen, sei es, daß sie Seelen ihrer eigenen Familie damit zu erlösen hoffen oder überhaupt ein frommes Werk verrichten wollen.



Der Hakone-See.

Nicht weit von den höchsten Punkten der Berglandschaft, die sich ostwärts vom Fuji-Yama, nahe der Küste, ausbreitet, liegt an einem malerischen See die Stadt Hakone. Dieser See, aus welchem derselbe Fluß entspringt, der bei Odawara in das Meer mündet, entstand in alter Zeit durch ein Erdbeben. Bei klarem Wetter und ruhiger Fluth sieht man in der Tiefe ebensolche Kryptomerienstämme, wie sie in der Umgebung des Sees noch heutzutage in besonderer Schönheit wachsen, und oft haben Taucher solche Baumstämme, zuweilen auch allerhand Kostbarkeiten, vom Grunde des Sees hervorgeholt.

Der Teich der geschwollenen Füße.

Am Fuße des Fuji-Yama liegt ein Dorf, Namens Kohiike-mura, das heißt Dorf beim Teiche der geschwollenen Füße. Das Wasser dieses Teiches hat nämlich, wie das Volk erzählt, die Eigenschaft, daß jeder, der darin badet, geschwollene Füße bekommt.

Aehnliche Wässer soll es auch an einigen anderen Orten in Satsuma geben, am Fuße des Yano-Berges und in Tajima; doch sind es hier Bäche, welchen jene schädliche Wirkung zugeschrieben wird.

Denksteine der pflichtgetreuen Söhne.

Zur Zeit, als der berühmte, vielgepriesene Schogun Yoritomo Japan beherrschte, ward ein Edler, Namens Kuwadzu, von einem bösen Feinde, Kudo, meuchlerisch umgebracht, und Kuwadzu's Freunde vermochten dessen Tod nicht zu rächen, da sich der hinterlistige Kudo in die Gunst Yoritomo's einzuschmeicheln gewußt hatte. Kuwadzu hinterließ zwei unmündige Söhne; der ältere derselben schien dem Mörder indessen schon einigermaßen gefährlich, da er alt genug war, den ganzen Vorgang zu begreifen. Es ward ihm daher von Kudo's Anhängern sehr nachgestellt, und um sein Leben zu retten und damit die Möglichkeit zu wahren, später die ihm obliegende Rachepflicht auszuüben, entschloß er sich, buddhistischer Priester zu werden. Er ließ sich das Haar abscheren und lebte nun in einem kleinen Tempel in der Nähe von Hakone unbeachtet und ungefährdet. Der jüngere Bruder ward von einem geschickten Fechtmeister adoptirt und in dessen Kunst unterichtet; er war, als sein Vater umkam, so jung, daß Kudo ihn nicht weiter beachtete.

So ging Jahr auf Jahr dahin. Der ältere Sohn Kuwadzu's, der Priester, war beinahe herangewachsen und hatte sich zugleich, ohne Aufsehen zu erregen, in der Kunst des Fechtens und des Bogenschießens geübt und durch Streifzüge im Gebirge seinen Körper gestählt, um ihn zu der Ausübung der Rachethat geeignet zu machen, die sein einziges Dichten und Trachten war. Unablässig bemühte er sich auch, seinen Bruder aufzufinden, den er seit dem unseligen Tode seines Vaters nicht gesehen. Endlich gelang ihm dies auf einer Reise, die er weit nach Osten zu machen hatte, in der kleinen Stadt Oiso. Als er seinem Bruder Kunde von seiner Herkunft gegeben, als er ihm berichtet, wie schandbar Kudo an ihrem Vater gehandelt, und als er ihn aufgefordert, bei dem Rachewerke zu helfen, da loderte auch in dem jüngern Bruder, der bis dahin arglos da-

hingelebt, die Wuth gegen den Mörder in hellen Flammen empor, und beide Brüder gelobten sich, nicht zu rasten, bis sie dem Kudo vergolten hätten, was er einstmals ihrem Vater angethan.

Die Zeit war gerade günstig, denn Yoritomo hatte mit seinem Gefolge eine der großen Jagden am Fujiyama veranstaltet, welche seine besondere Freude waren. Auch Kudo war dabei, und die Brüder durften hoffen, ihn in dem Lager, das man bei solchen Gelegenheiten oft im freien Felde aufzuschlagen genöthigt war, überfallen zu können und ihn in nicht allzu zahlreicher Begleitung anzutreffen. So wanderten sie heimlicher Weise heran und erspäheten eines Abends mit Geschick, wo Kudo's Zelt sich befand. Gewappnet, wie es Kriegern geziemt, stürzten sie auf dasselbe zu; die Diener und Wachen, welche es umstanden, fielen sehr bald unter ihren ergrimmten Hieben, und so drangen sie bei Kudo ein, den sie, bevor sie ihn tödteten, aus dem Schlafe erweckten, um ihm zu eröffnen, von wem und weshalb er getödtet werde. Kudo war Anfangs ergrimmt und rief unter Drohungen und Schmähungen gegen die Eindringlinge sein Gefolge herbei; als aber Niemand auf sein Rufen erschien und die zwei Brüder seiner Drohworte spotteten, verließ ihn der Muth. Schon ahnte er, daß sie die Rächer Kuwadzu's seien, allein sie ließen ihm nicht den geringsten Zweifel, sondern warfen ihm seine treulose That mit den härtesten Worten vor. Nun lähmte der Schrecken vollends seine Glieder; widerstandslos ließ er sich morden, und triumphirend hielten die tapferen Jünglinge das Haupt des Feiglings empor.

Dieselben verschmähten es, zu entfliehen; vielmehr gaben sie den herbeieilenden Jagdgefährten des Kudo genaue Kunde von allem, was geschehen, und verübten dann, bevor man sie daran hindern konnte, Selbstmord durch Bauchaufschlitzen, da sie meinten, ihre That würde, obwohl berechtigt, doch von Yoritomo bestraft werden, weil Kudo hoch in dessen Gunst gestanden habe.

Die Edlen des Gefolges des Schogun aber beweinten sie sehr, und das Volk pries ihre That noch mehr und setzte ihnen

zwei Steine zum ewigen Andenken in der Nähe eben jenes Tempels, dessen Priester der ältere der beiden Brüder längere Zeit hindurch gewesen war.

Die Schlangen der Göttin Benten.

Inmitten der jetzigen Hauptstadt des japanischen Reiches, Tokio, liegt ein herrlicher, großer Park, der Park von Uyeno, der durch seine schönen, schattigen Baumgruppen, durch seine Tempel und Anlagen weit und breit berühmt ist. Ein Teich von stattlichem Umfange, einem See vergleichbar, dessen klare Fluthen die eine Seite des Parkes bespülen, trägt nicht wenig dazu bei, zu jeder Zeit des Tages zahllose Spaziergänger in diese Gegend der Stadt zu führen, die sich der mannigfaltigsten Reize der Natur erfreut.

Doch noch ehe die große Stadt Tokio entstand, ehe man an die Schöpfung des prächtigen Parkes von Uyeno dachte, lag schon der Teich in seiner ruhigen Größe da, und auch ein Tempel, den man vor uralter Zeit in die Mitte des Wasserspiegels gebauet, war bereits vorhanden. Dieser Tempel nun ist der Göttin Benten geweiht, von der es heißt, daß sie Schönheit, Glück und Kindersegen verleiht, und deshalb pilgern viel tausend Menschen dorthin, um der Göttin ihre Wünsche vorzutragen. Vornemlich sind dies außer der Jugend kinderlose Eheleute.

Und so geschah es denn auch einstmals, daß zwei Ehepaare, welche keine Kinder besaßen und sich sehnlichst Nachkommen wünschten, zum Tempel der Benten wallfahrteten, ihr Geschenke weiheten und inbrünstige Gebete an sie richteten. Die Göttin erhörte denn auch die Wünsche beider Ehepaare und bescherte dem einen derselben einen bildschönen Sohn, dem anderen eine überaus schöne Tochter. Das Glück der Eltern war unbeschreib-

lich genug, und sie waren der Göttin für die Erhörung ihrer Gebete so dankbar, daß kein Jahr verging, ohne daß sie zum Tempel zogen und mit den Kindern vereint ihr Dankgaben darbrachten.

Als nun aber die Kinder, welche mit denselben Gefühlen der Verehrung wie ihre Eltern zum Tempel kamen, sich dort öfter und öfter sahen, da erwachte eine tiefe Zuneigung in beider Herzen, und als sie erwachsen waren, da ward dieselbe so groß, daß sie meinten, ohne einander nicht leben zu können, und beschlossen, einander zu heiraten. Die Eltern waren beiderseits über dieses Geständnis ihrer schönen Kinder erfreut und machten nicht die geringsten Einwendungen; allein dennoch wurde die Absicht der Liebenden immer und immer wieder durch unzählige Hindernisse vereitelt. Und diese unvorhergesehenen Hindernisse hatten in nichts geringerem ihren Grund, als in dem Widerstreben der Göttin selbst gegen die Heirat der jungen Leute. Sie betrachtete diese beiden Kinder, welche zur nämlichen Zeit durch ihre besondere Gunst das Licht der Welt erblickt hatten, gleichsam als ihre eigenen und daher als Geschwister, und da es sündhaft und höchst verwerflich wäre, wenn Schwester und Bruder sich heiraten wollten, so trat die Göttin ihnen hindernd in den Weg. Das unglückliche Liebespaar sammt den Eltern hatte von dieser Willensmeinung der Göttin natürlich keine Ahnung, und so pilgerten sie Alle, als der Tag kam, an dem sie alljährlich den Tempel zu besuchen pflegten, gläubigen Herzens dorthin, um noch einmal in brünstigem Gebete der Göttin ihren Wunsch recht sehr ans Herz zu legen.

Die Göttin blickte denn auch mit Milde zu den Flehenden herab; da sie aber von ihrer Entscheidung nicht abweichen konnte, so machte sie in anderer Art der Qual der Liebenden ein Ende und verwandelte beide, den stattlichen Bräutigam und die liebliche Braut, in ein Paar große Schlangen, welche rasch durch das Gras am Wege fortkrochen und sich in den klaren Fluthen des Teiches verloren.

Als die beiden Kinder vor den Augen ihrer Eltern verschwanden, waren diese erschrocken und achteten kaum der Schlangen, die sie sich entfernen sahen; sie stießen laute Klagetöne aus: wo waren ihre Kinder geblieben? wo sollten sie dieselben suchen, wo sie finden? Jammernd irrten sie umher, sahen aber nirgends ihre Kinder, auch in ihren Wohnungen nicht, die sie endlich wehklagend wieder aufsuchten. Da, in der Nacht, erschien endlich das Mädchen seiner Mutter im Traume und verkündete ihr, daß die Göttin allerdings ihr Gebet erhört habe, denn sie lebe mit ihrem Geliebten bei der Benten und sei gleich ihm in eine Schlange verwandelt. Die Göttin, welche sie beide damals ihren Eltern geschenkt, habe sie nun wieder zu sich genommen, und habe auf solche Weise ihrem Liebesleid ein Ende gemacht.

Und da wurden Alle wieder zufrieden, als die Mutter des schönes Mädchens dies ihrem Gatten und dem anderen Ehepaar erzählte, und folgsam und ruhig fügten sie sich dem Willen der Göttin. Die Schlangen aber wurden hochverehrt. Man bauete ihnen dicht am Tempel der Göttin Benten ein kleines Tempelchen mit niedriger Thür, das noch heute vorhanden ist, und wenn die Priester darauf Acht geben, sehen sie oft die Schlangen durch die kleine Thür in ihr Heiligthum kriechen. Doch nur selten sehen andre Menschen die heiligen Thiere, denn nach kurzer Frist gehen beide Schlangen stets in den See zurück, wo sie, namentlich im Sommer, wenn die breiten Lotosblätter den Teich bedecken, bald jedem Auge entschwunden sind.

Der Hakone-See.

Nicht weit von den höchsten Punkten der Berglandschaft, die sich ostwärts vom Fuji-Yama, nahe der Küste, ausbreitet, liegt an einem malerischen See die Stadt Hakone. Dieser See, aus welchem derselbe Fluß entspringt, der bei Odawara in das Meer mündet, entstand in alter Zeit durch ein Erdbeben. Bei klarem Wetter und ruhiger Fluth sieht man in der Tiefe ebensolche Kryptomerienstämme, wie sie in der Umgebung des Sees noch heutzutage in besonderer Schönheit wachsen, und oft haben Taucher solche Baumstämme, zuweilen auch allerhand Kostbarkeiten, vom Grunde des Sees hervorgeholt.

Der Teich der geschwollenen Füße.

Am Fuße des Fuji-Yama liegt ein Dorf, Namens Kohi-ike-mura, das heißt Dorf beim Teiche der geschwollenen Füße. Das Wasser dieses Teiches hat nämlich, wie das Volk erzählt, die Eigenschaft, daß jeder, der darin badet, geschwollene Füße bekommt.

Aehnliche Wässer soll es auch an einigen anderen Orten in Satsuma geben, am Fuße des Yano-Berges und in Tajima; doch sind es hier Bäche, welchen jene schädliche Wirkung zugeschrieben wird.

Denksteine der pflichtgetreuen Söhne.

Zur Zeit, als der berühmte, vielgepriesene Schogun Yoritomo Japan beherrschte, ward ein Edler, Namens Kuwadzu, von einem bösen Feinde, Kudo, meuchlerisch umgebracht, und Kuwadzu's Freunde vermochten dessen Tod nicht zu rächen, da sich der hinterlistige Kudo in die Gunst Yoritomo's einzuschmeicheln gewußt hatte. Kuwadzu hinterließ zwei unmündige Söhne; der ältere derselben schien dem Mörder indessen schon einigermaßen gefährlich, da er alt genug war, den ganzen Vorgang zu begreifen. Es ward ihm daher von Kudo's Anhängern sehr nachgestellt, und um sein Leben zu retten und damit die Möglichkeit zu wahren, später die ihm obliegende Rachepflicht auszuüben, entschloß er sich, buddhistischer Priester zu werden. Er ließ sich das Haar abscheren und lebte nun in einem kleinen Tempel in der Nähe von Hakone unbeachtet und ungefährdet. Der jüngere Bruder ward von einem geschickten Fechtmeister adoptirt und in dessen Kunst unterichtet; er war, als sein Vater umkam, so jung, daß Kudo ihn nicht weiter beachtete.

So ging Jahr auf Jahr dahin. Der ältere Sohn Kuwadzu's, der Priester, war beinahe herangewachsen und hatte sich zugleich, ohne Aufsehen zu erregen, in der Kunst des Fechtens und des Bogenschießens geübt und durch Streifzüge im Gebirge seinen Körper gestählt, um ihn zu der Ausübung der Rachethat geeignet zu machen, die sein einziges Dichten und Trachten war. Unablässig bemühte er sich auch, seinen Bruder aufzufinden, den er seit dem unseligen Tode seines Vaters nicht gesehen. Endlich gelang ihm dies auf einer Reise, die er weit nach Osten zu machen hatte, in der kleinen Stadt Oiso. Als er seinem Bruder Kunde von seiner Herkunft gegeben, als er ihm berichtet, wie schandbar Kudo an ihrem Vater gehandelt, und als er ihn aufgefordert, bei dem Rachewerke zu helfen, da loderte auch in dem jüngern Bruder, der bis dahin arglos da-

denn, ich will dir dein Gewand zurückgeben, wenn du mir dafür den himmlischen Tanz vortanzest, mit dem ihr Himmelstöchter durch die Wolken schwebt." Die Maid erwiderte: „Ja, gieb mir mein Gewand, und du sollst den schönsten Tanz erschauen, den ich zu tanzen vermag." Der Fischer bedachte sich aber noch und sagte: „Nein, erst tanze, dann gebe ich dir dein Kleid!" Darauf aber erzürnte sich die himmlische Maid und rief: „O schäme dich, das Wort einer Göttin zu bezweifeln! Geschwind, gieb mir das Gewand, denn ohne dasselbe vermag ich nicht zu tanzen; es soll dich nicht gereuen, das verspreche ich dir!" Darauf reichte ihr denn Hakurioo das Federgewand; sie legte es sofort an und erhob sich in die Lüfte. Allein getreu ihrem Worte führte sie vor des Fischers erstaunten Blicken den herrlichsten Tanz auf, den man sich nur denken kann, und dabei sang sie so wunderschöne, sinnberauschende Melodien, daß Hakurioo nicht wußte, wie ihm geschah. In immer schöneren Windungen erhob sie sich höher und höher, allein es dauerte lange, bevor sie den Blicken des entzückten Fischers entschwand, und bis in einem lichten Gewölk, das dem Haupte des Fuji-Yama zuschwebte, die letzten Töne des Göttersanges vor seinen Ohren verklangen.

Der Kesselpfuhl bei Numadsu.

Bei den großen Jagden, welche die Helden der alten Zeit, insbesondere Yoritomo und Yoschitsune, in den Dickungen der Umgebungen des Fuji-Yama gehalten haben, gebrauchten sie oft ungeheuer große Kessel. Ein besonders großer Jagdkessel der alten Helden ward nebst anderen derselben Art vor Alters in einem Tempel bei Numadzu — westwärts von Odawara — aufbewahrt. Jener eine größte aber ist abhanden gekommen; er wurde einst von Räubern entwendet und fortgeschleppt. Diese

vermochten ihren Raub indessen nicht in Sicherheit zu bringen, denn der Kessel ward ihnen schwerer und schwerer, und als sie den nahe gelegenen Fluß durchschritten, ward er so schwer, daß sie ihn von sich werfen mußten. Der Kessel sank in das Wasser, und so bildete sich an dieser Stelle ein großer Pfuhl, dessen Tiefe man nicht zu ergründen vermocht hat, und in dem der Kessel noch heutzutage liegt. Dieser Pfuhl heißt seitdem Kamagafutschi oder Kesselpfuhl und ist von einem schützenden Geiste bewohnt, den man mit dem Namen Kama, das heißt Kessel, benennt.

Die Kinderseelen im Flußbette bei Odawara.

Im Flußlaufe bei Odawara, in welchem sich zu beiden Seiten des rinnenden Wassers Streifen finden, die von losen Steinen bedeckt sind und von den Hochfluthen jedesmal überspült werden, hausen die Seelen der Kinder, welche in einem Alter unter sieben Jahren gestorben sind, so lange, bis sie durch Buße ihrer Verwandten oder durch Fürbitten erlöst werden. Die Priester eines nahe liegenden Tempels verkaufen den Gläubigen Amulete, Papierstreifen mit darauf geschriebenen Gebeten, und versichern, daß jedesmal, wenn das Wasser die Schrift eines solchen Papieres getilgt hat, einer solchen Kinderseele Erlösung zu Theil wird. Die vorüberziehenden Japaner verfehlen daher nie, solche Amulete zu kaufen und, mit einem Steine beschwert, nahe dem Wasserstrome niederzulegen, sei es, daß sie Seelen ihrer eigenen Familie damit zu erlösen hoffen oder überhaupt ein frommes Werk verrichten wollen.

---

wundert, doch hielt er sich nicht lange mit Grübeln auf, sondern nahm das Kind von Freude beseelt in seine Arme. Er machte sich sogleich damit auf den Heimweg und brachte es seiner nichts ahnenden Frau. Diese war über das Ereigniß nicht minder erfreut, und beide zogen den Knaben mit zärtlicher Liebe auf, als wäre es ihr leibliches Kind. So wuchs er zu einem schönen, kräftigen Jüngling heran, an dem die ganze Welt Freude hatte, und weil er doch ein Geschenk des Donnergottes war, so nannten ihn die Leute nicht anders als Raitaro, das heißt Donnersohn. Mit ihm war aber auch bei den armen alten Bauersleuten ein gewisser Wohlstand eingezogen, so daß sie sich nicht mehr zu beklagen brauchten, und wenn der Bauer ins Feld ging, so begleitete Raitaro ihn jedesmal, denn der Junge fand kein Vergnügen daran, sich mit anderen Kindern spielend umherzutreiben; er war froh und glücklich, wenn er draußen in den Feldern umherstreifen konnte, wenn er durch felsige Schluchten klettern, Berge ersteigen und in die Wolken schauen konnte. Obgleich das Ehepaar seinen Pflegesohn in diesem Vergnügen nicht störte und ihm alles zu Gefallen that, so wurde Raitaro doch auf einmal still und traurig. Niemand vermochte ihn aufzuheitern, und da seine Pflegeeltern großen Kummer darüber empfanden, so beschlossen sie, am Jahrestage seiner Auffindung ein Fest zu geben, damit er wieder fröhlich würde. Der Tag kam heran und das Fest ward gefeiert; man aß und trank nach Herzenslust, es wurde gespielt, gelacht und gesungen. Der alte Bauer erzählte viel Scherze aus früheren Zeiten und gedachte mit besonderer Freude des Tages, wo Raitaro aus den Wolken vom Blitze herabgeschleudert ward. Doch alle Freude und Lustigkeit half nichts; Raitaro wurde nicht vergnügter, im Gegentheil, er wurde stiller und stiller, und endlich stand er auf und sagte seinen Pflegeeltern Lebewohl. „Ja," sagte er, „meine Zeit ist um! Es thut mir schmerzlich leid, daß ich euch verlassen muß, aber ich kann nicht länger bei euch weilen!" Und als die erstaunte Menge noch über seine Worte nachsann, da verwandelte er sich in einen Drachen, mit Flügeln versehen, die er

entfaltete und mit deren Hülfe er seinen heimatlichen Gefilden, den Wolken, zuflog.

Sprachlos standen Alle da und blickten ihm staunend nach. Der Bauer war nun wieder allein mit seiner Frau und sehnte sich sehr nach seinem lieben Raitaro. Allein sie waren nicht mehr arm und verlebten in Wohlstand und Behaglichkeit ihren Lebensabend.

Dem Raitaro aber und dem ganzen Drachengeschlechte, das ihre Felder zu rechter Zeit mit Regen erquickt, und das seine Huld und Macht an dem frommen und fleißigen armen Bauern so schön bewährt hatte, blieb das ganze Volk in doppelter Liebe und Verehrung zugethan bis auf den heutigen Tag.

Das Federkleid.

An der Küste von Suruga, zu Miwo, wohnte einst ein Fischer Namens Hakurioo. Als dieser eines Tages im Sonnenschein am Gestade von seiner Arbeit ausruhete, sah er ein hellglänzendes, weißes Gewand vor sich liegen, zart und durchscheinend und ganz aus Federn zusammengewoben. An den Stellen, wo die Schultern sich befinden mußten, hingen zwei Flügel an dem Wunderkleide. Begierig nahm er es zu sich und wollte es nach Hause nehmen und sorgfältig verwahren, als ein wunderschönes Mädchen vor ihm erschien und laut jammernd ihr Gewand von ihm zurückforderte. Hakurioo war Anfangs gar nicht gewillt, seine Beute fahren zu lassen; doch das Mädchen sagte unter fortwährenden Klagen und Thränen, sie sei eine Himmelsgöttin, müsse aber elendiglich auf Erden weilen, so lange sie ihr Federkleid nicht habe, das sie beim Baden abgelegt, und das auf diese Weise widerrechtlich in seine Hände gekommen sei. Da ward der Fischer von Mitleid bewegt und sprach: „Wohlan

lich groß, und sie waren der Göttin für die Erhörung ihrer Gebete so dankbar, daß kein Jahr verging, ohne daß sie zum Tempel zogen und mit den Kindern vereint ihr Dankgebet verrichteten.

Als nun aber die Kinder, welche mit denselben Gefühlen der Verehrung wie ihre Eltern zum Tempel kamen, sich dort öfter und öfter sahen, da erwachte eine tiefe Zuneigung in beider Herzen, und als sie erwachsen waren, da ward dieselbe so groß, daß sie meinten, ohne einander nicht leben zu können, und beschlossen, einander zu heiraten. Die Eltern waren beiderseits über diesen Entschluß ihrer schönen Kinder erfreut und machten nicht die geringsten Einwendungen; allein trotzdem wurde die Absicht der Liebenden immer und immer wieder durch unzählige Hindernisse vereitelt. Und diese unvorhergesehenen Hindernisse hatten in nichts geringerem ihren Grund, als in dem Widerstreben der Göttin selber gegen die Heirat der jungen Leute. Sie betrachtete diese beiden Kinder, welche zur nämlichen Zeit durch ihre besondere Gunst das Licht der Welt erblickt hatten, gleichsam als ihre eigenen und daher als Geschwister, und da es sündhaft und höchst verwerflich wäre, wenn Schwester und Bruder sich heiraten wollten, so trat die Göttin ihnen hindernd in den Weg. Das unglückliche Liebespaar sammt den Eltern hatte von dieser Willensmeinung der Göttin natürlich keine Ahnung, und so pilgerten sie Alle, als der Tag kam, an dem sie alljährlich den Tempel zu besuchen pflegten, gläubigen Herzens dorthin, um noch einmal in brünstigem Gebete der Göttin ihren Wunsch recht sehr ans Herz zu legen.

Die Göttin blickte denn auch mit Milde zu den Flehenden herab; da sie aber von ihrer Entscheidung nicht abweichen konnte, so machte sie in anderer Art der Qual der Liebenden ein Ende und verwandelte beide, den stattlichen Bräutigam und die liebliche Braut, in ein Paar große Schlangen, welche rasch durch das Gras am Wege fortkrochen und sich in den klaren Fluthen des Teiches verloren.

Als die beiden Kinder vor den Augen ihrer Eltern verschwanden, waren diese erschrocken und achteten kaum der Schlangen, die sie sich entfernen sahen; sie stießen laute Klagetöne aus: wo waren ihre Kinder geblieben? wo sollten sie dieselben suchen, wo sie finden? Jammernd irrten sie umher, sahen aber nirgends ihre Kinder, auch in ihren Wohnungen nicht, die sie endlich wehklagend wieder aufsuchten. Da, in der Nacht, erschien endlich das Mädchen seiner Mutter im Traume und verkündete ihr, daß die Göttin allerdings ihr Gebet erhört habe, denn sie lebe mit ihrem Geliebten bei der Benten und sei gleich ihm in eine Schlange verwandelt. Die Göttin, welche sie beide damals ihren Eltern geschenkt, habe sie nun wieder zu sich genommen, und habe auf solche Weise ihrem Liebesleid ein Ende gemacht.

Und da wurden Alle wieder zufrieden, als die Mutter des schönes Mädchens dies ihrem Gatten und dem anderen Ehepaar erzählte, und folgsam und ruhig fügten sie sich dem Willen der Göttin. Die Schlangen aber wurden hochverehrt. Man bauete ihnen dicht am Tempel der Göttin Benten ein kleines Tempelchen mit niedriger Thür, das noch heute vorhanden ist, und wenn die Priester darauf Acht geben, sehen sie oft die Schlangen durch die kleine Thür in ihr Heiligthum kriechen. Doch nur selten sehen andre Menschen die heiligen Thiere, denn nach kurzer Frist gehen beide Schlangen stets in den See zurück, wo sie, namentlich im Sommer, wenn die breiten Lotosblätter den Teich bedecken, bald jedem Auge entschwunden sind.

Die Weide von Mukoschima.*)

Zur Zeit, als noch Räuberbanden ungehindert das japanische Land durchzogen, da ward einst ein kleiner Knabe, Namens Umewaka, in der Gegend von Kioto geraubt. Der Räuber schlich sich Nachts in das Haus, er nahm das Kind sacht und leise von der Seite seiner ruhig schlafenden Mutter und lief mit ihm davon.

Als am Morgen die Mutter Umewaka's erwachte und den Raub des Kindes entdeckte, da stieß sie jammervolle Klagetöne aus und suchte vergebens überall ihren Knaben; er war und blieb verschwunden.

Nicht minder als seine Mutter klagte der arme Umewaka selber, doch der Räuber kehrte sich nicht daran. Er schleppte ihn zu seinen Genossen, und diese bewachten den Aermsten streng, so daß er nicht entfliehen konnte und unter den größten Beschwerden und Anstrengungen mit ihnen durch ganz Japan, bis weit in den Norden und wieder fort von da, ziehen mußte. Als der Knabe aber endlich, von Heimweh geplagt, seinen Mühsalen erlag und die Räuber einsahen, daß ihm nicht mehr zu helfen war, da ließen sie ihn liegen, wo sie sich eben befanden. Ein mitleidiger Mann fand den sterbenden Knaben vor seiner Thür; er wollte ihm alle mögliche Hülfe angedeihen lassen, allein es war zu spät. Der arme Umewaka bat ihn noch, eine Weide auf sein Grab zu pflanzen, dann schloß er unter Klagen, daß er seine Mutter nicht mehr sehen könne, die müden Augen für immer. Der Mann, ein Einwohner von Mukoschima, erfüllte nicht nur die Bitte Umewaka's und pflanzte eine schöne Weide auf dessen Grab, sondern er veranstaltete auch eine würdige Todtenfeier.

Gerade als dieselbe begangen ward, kam Umewaka's Mutter in Mukoschima an. Die arme Frau, von Kummer und Sehn-

*) Eine der Vorstädte von Tokio.

sucht nach ihrem geraubten Kinde geplagt, hatte keine Ruhe zu Hause gehabt und zog aus, um dasselbe zu suchen. Sie hatte bereits viele Ortschaften durchwandert, als sie in Mukoschima anlangte und hier vernahm, daß die Feier, welche man beging, eben dem Gedächtnisse ihres Kindes gelte. Sie brach am Grabe ohnmächtig zusammen. Nachdem sie aber wieder zu sich gekommen, flehte sie inbrünstig zu den Göttern, daß sie ihr den Sohn erscheinen lassen möchten, und die Götter erhörten ihr Gebet: Umewaka erschien seiner Mutter um Mitternacht.

Als der Morgen grauete, war er verschwunden; allein da fiel der Blick der trauernden Mutter auf die Weide, und als nun die Lüfte durch deren Zweige zogen, da horchte sie auf und sagte: „Das ist meines Sohnes flüsternde Stimme, die zu mir spricht!“ Nun ließ sie einen kleinen Tempel zu Ehren Umewaka's bauen; das Volk aber, welches von der Begebenheit hörte und sie weiter erzählte, ehrt noch heute Umewaka's Andenken, und eine große Schar von Menschen pilgert alljährlich um die Zeit der Kirschblüthe zu der Kapelle. Der Tag dieser Wallfahrten ist der fünfzehnte Tag im dritten Monate, wo man in Japan das Erwachen des Frühlings festlich begeht. Wenn es nun aber an diesem Tage regnet, dann sagen die Leute: „Umewaka weint.“

Die Weide wird sichtlich von den Göttern beschützt; kein Sturm und kein Wetter schadet dem Baum, und selbst der Schnee, der sich auf ihre Zweige legt, hat niemals einen derselben geknickt.

Die Salzpfannen von Schiogama.

Unweit Sendai, im Norden der Insel Nippon, liegt ein Ort Schiogama, der diesen Namen von vier uralten großen eisernen Kesseln hat, in welchen Salz gesotten wurde. Von diesen Kesseln, welche ihres Zweckes halber Salzkessel oder Salzpfannen, Schiogama, genannt werden, erzählt man, daß der König des Meeres, der Herrscher im Palaste Riugu, der in den Tiefen des Oceans liegt, sie vor undenklicher Zeit den Schutzgöttern jener Gegend geschenkt habe. Früher seien es sieben gewesen, einst aber hätten Diebe drei davon gestohlen und in ein Boot geschleppt, um damit von dannen zu fahren. Der Meeresgott aber hatte Hundegebell in der Nähe der Salzpfannen gehört und war herbei geeilt. Er sah, wie die Räuber mit dem Boote von dannen fuhren und erregte, um sie zu strafen, augenblicklich einen heftigen Sturm, der das Boot umwarf. Die Räuber ertranken, die drei Salzpfannen versanken in die Tiefe und blieben daselbst. Seitdem aber hält man die vier noch übrigen Kessel in hohen Ehren; man hat sie außer Gebrauch gesetzt und bewahrt sie sorgsam auf geweihter Stätte, bei einem kleinen Tempel, wo sie auf Steinsockeln stehen und von den Gläubigen voll Andacht bewundert werden.

Tamura-Maro und das Siegesmal bei Morioka.

Bekannt ist es, daß vor etwa 600 Jahren die Mongolen einen Versuch machten, die Inseln von Japan zu unterjochen und auf einer großen Flotte heranzogen, daß aber ein Sturm diese zerstörte und die Tapferkeit der Japaner den Theil des Heeres, der schon gelandet war, vernichtete. Wenig bekannt und vom Dunkel der Sage umhüllt ist aber der Versuch, den schon weit früher, um das Jahr 800 unserer Zeitrechnung, ein mächtiges Volk vom Festlande machte, auf den nördlichen Theil der Insel Nippon zu dringen und sich dort festzusetzen. Alle Anstrengungen der Japaner, sich dieser Gegner zu entledigen, waren vergebens; keine Tapferkeit half, denn die Fremdlinge waren geschickte Zauberer und wußten ihre Todten stets wieder zu beleben, und auf diese Weise konnten sie mit immer größerer Uebermacht ins Feld rücken, da außerdem fortwährender Zuzug der Ihrigen von Norden herankam.

Fünfzehn Jahre hatten die Japaner mit aufopferndem Muthe gegen diese Unholde gestritten, als sich endlich die Götter ihnen gnädig zeigten. Tamura-Maro war ihr Oberfeldherr und ein außerordentlich frommer Mann, der unablässig zu den Göttern flehete. Und ihn erhörte endlich die mächtige, gnadenspendende Kwannon. Sie erregte einen gewaltigen Sturm, dem die Flotte der Feinde erlag. Kwannon selbst versenkte eine Menge der Kriegsschiffe der Eindringlinge, die an der Küste lagen, und eine große Anzahl derselben ertrank. Tamura-Maro zögerte nun keinen Augenblick länger; kaum dämmerte der Morgen, so rückte er mit dem ganzen Heere aus, und dieses war durch die Gewißheit der göttlichen Hülfe so begeistert, daß es mit Ungestüm bis in die Mitte der feindlichen Stellung drang und überall Verwirrung in die Reihen der Gegner brachte. Bald verzweifelten die Feinde und ließen sich wehrlos dahinmorden; nicht einer

Die Höhle von Hiye.

Nicht weit von einem Dorfe in Idzumo, Namens Hiye, liegt ein hoher, wild zerklüfteter Berg, den man den Schwertberg nennt, und an dessen Hängen sich ein Tempel befindet, der einem besonderen Gotte, Schwertgott geheißen, gewidmet ist. Dieser Gottheit opfert man vor einer großen, dunklen Höhle; es ist jedoch Niemand gestattet, in dieselbe hineinzugehen.

Trotz dieses Verbotes, so erzählen die Leute von Idzumo, hatte einst einer der Priester, dem die Verehrung jenes einheimischen Stammesgottes übertragen war, es gewagt, in die Höhle einzudringen. Er hieß Utschisono und war aus Hiye gebürtig. Indessen hatte er sich gebührend durch Gebet und Kasteiung auf dies Wagniß vorbereitet und deshalb auch sieben Tage und sieben Nächte aufs strengste gefastet.

So geschah ihm denn nichts böses, als er in die dunkle Höhle trat. Lange Zeit vermochte er gar nichts zu unterscheiden; endlich aber gewahrte er in einem Winkel einen Greis von sehr ehrwürdigem Aussehen. Dieser redete ihn gütig an und gestattete ihm, näher zu treten und die Höhle sammt allem, was darinnen war, gehörig in Augenschein zu nehmen. Nur verbot er ihm aufs allerstrengste, jemals auch nur ein Wort von dem, was er gesehen, irgend Jemand zu sagen.

Als danach aber der erste Festtag kam, an welchem der Priester Beschwörungen und Gebete in seinem Tempel vornahm, hatte sich die Nachricht von dem Betreten der Höhle seinerseits unter der Menge verbreitet, und deshalb bestürmte ihn Jedermann, doch etwas von den merkwürdigen Dingen mitzutheilen, welche er gesehen habe. Lange Zeit weigerte er sich hartnäckig, endlich aber trug die Eitelkeit den Sieg davon, und so wollte er eben den Mund öffnen, um die Geheimnisse der Höhle zu

offenbaren, als er todt zu Boden stürzte. Kein Wort von dem, was die Höhle barg, war über seine Lippen gekommen.

Man sagt, daß es jedem ähnlich ergehe, der durch irgend einen Zufall in eine Höhle oder an einsame Stellen tiefer Thäler geräth und dort die Gottheit des Ortes erblickt. Es geschieht ihm nichts, so lange er die dort erschauten Dinge für sich behält; will er aber den Versuch machen, davon zu reden, so stirbt er eines jähen Todes, bevor er ihn zur Ausführung gebracht hat.

Yoschibe's Gedenkstein bei Schimonoseki.

Bei Schimonoseki, demselben Orte, der nachmals durch den letzten Sieg Yoschitsune's über die Flotte der Taira und durch den Tod des Prinzen von Antoku berühmt ward, befindet sich, wie man sagt, seit fast tausend Jahren auf einer steilen Klippe ein Gedenkstein, über dessen Bedeutung eine alte Sage Auskunft giebt. Er ist das Denkmal eines armen Schiffers, Yoschibe, der den berühmten Kaiser Daigo, welcher während seiner glorreichen Regierung viel für Kunst und Wissenschaft that, nach Kiuschiu überzusetzen hatte, als derselbe dort eine Rebellion unterdrücken wollte. Die Barke kam durch plötzlich eintretenden Sturm in große Gefahr, und Daigo bedrohte den Schiffer, der sich nicht zu helfen wußte, mit dem Tode, wenn er ihn nicht glücklich ans Land brächte. Yoschibe, in Verzweiflung, tödtete sich augenblicklich durch Bauchaufschlitzen. Mochten nun die Meeresgötter durch das Opfer, das ihnen auf diese Weise gebracht wurde, befriedigt sein, oder mochte wirklich, wie Daigo glaubte, Yoschibe's Ungeschick die Gefahr vergrößert haben: die Barke, die den Kaiser trug, landete glücklich. Die Schiffer der Gegend aber unterließen nicht, ihrem Gefährten, der, wie sie

meinten, ungerechter Weise zu Tode gekommen war, jenen Denkstein zu setzen, in dessen Nähe seine Seele seitdem weilt und oft gefährdeten Schiffern Rettung gebracht hat.

Der Tempel von Tomo.

In der Nähe des Fleckens Tomo in der Provinz Bingo auf der Insel Kiuschiu liegt am Seestrande ein Tempel, dessen Gottheiten keine anderen sind, als Buddha und Kwannon; sie haben jedoch hier besondere Macht, Krankheiten zu heilen und zugleich allen Schiffern günstigen Wind zu verleihen. Um diesen von ihnen zu erflehen, opfern ihnen die Seefahrer, welche den Ort passiren, Münzen, die sie auf ein Stück Holz binden, so daß sie schwimmen, und dann ins Wasser werfen. Alle diese Gaben, so sagt man, werden von Wind und Wellen unbedingt stets jenem Tempel zugetrieben.

Luwen.

Im Tendai-Gebirge, in den höchsten Theilen des Nanling, der mächtigsten Bergkette, welche China durchzieht, lebte vor alter, alter Zeit ein frommer Holzhauer, Luwen mit Namen. Tag für Tag ging er aus, um Holz zu fällen, von dessen Erlös er lebte; unverdrossen zog er ins Gebirge, und ebenso unverdrossen kehrte er, mit schwerem Bündel auf dem Rücken, wieder heim.

So war er eines Tages ins Gebirge gewandert und befand sich mitten im Walde an einer wunderlieblichen Stelle. Die Lüfte weheten so mild, der Himmel war so blau, daß er unwillkürlich in seiner Arbeit innehielt und tief aufathmete. Da fiel sein Blick auf einen Fuchs, der neugierig aus den Büschen ihn angeblickt hatte, aber schleunigst floh, als er bemerkte, daß Luwen ihn gesehen. Dieser war neugierig, wohin wohl das Füchslein laufe, und folgte ihm nach in ein Bambusdickicht, das in der Nähe lag. Nicht lange aber war er zwischen den glatten, schlanken Bambusstämmen und ihrem feinen, hellgrünen Laube hindurchgeschritten, da befand er sich vor einer Lichtung und stand athemlos still, um das wunderbare Bild nicht zu stören, das sich ihm hier darbot. Auf grünem Rasen, auf den die Sonnenstrahlen nur gedämpft durch das Bambuslaub hindurchdrangen, saßen zwei Frauengestalten von so herrlicher Schönheit, wie er nie sie gesehen hatte. Sie spielten ruhig Schach mit einander und schienen ihn nicht zu bemerken. Andächtig sah ihnen Luwen zu, ohne zu merken, wie in Windeseile die Zeit vorüberflog. Noch war der Himmel ebenso blau, die Luft ebenso lind, das glitzernde Sonnenlicht schien noch ebenso durch das Laub, kaum daß seine Strahlen ein wenig schräger durch dasselbe fielen. Endlich aber däuchte es ihn an der Zeit, den Heimweg anzutreten. Aber ach! kaum hatte er jenen wunderbaren Platz verlassen, so fühlte er, daß seine Knie steif und schwach waren; er mußte sich auf seine Axt stützen. Als er jedoch mit dem Stiele derselben den Boden berührte, da zerbrach derselbe; morsch und von Würmern ganz zernagt, zerfiel er in Staub und kleine Splitter. Und als Luwen niederblickte, da sah er einen weißen wallenden Bart, der von seinem Antlitz auf die Brust herabfiel.

Geängstet und gar mühselig gelangte er endlich in sein Heimatsdorf. Doch hier kannte er Niemand, Niemand kannte ihn, und erst nach langem, langem Umherfragen vermochte er zu ermitteln, daß seit seinem Fortgehen sieben Menschenalter verflossen waren. Siebenmal waren in den Geschlechtern der Dorfbewohner die

Söhne den Vätern gefolgt, während er droben kaum sieben Stunden verweilt zu haben glaubte.

Luwen zog sich von der ihm fremden Welt zurück und verbrachte den kurzen Rest seiner Tage als frommer Einsiedler. Seit seinem Tode aber verehrt ihn das Volk als einen Seligen, dessen Geist noch heute als Wohlthäter der Menschen in jenen Bergen weilt.


Gespenstersagen
und Verwandtes



Die spukenden Füchse im Moor.

Es saß einmal eine lustige Gesellschaft junger Leute beisammen, die sich Spukgeschichten erzählten. Dabei wurde tüchtig gezecht, viel gegessen und getrunken, und das Vergnügen dieses Abends ließ für die munteren Jünglinge nichts zu wünschen übrig.

Bei den vielerlei Erzählungen wurde namentlich der gespenstischen Füchse gedacht, die durch ihre Zauberkraft unglaubliche Dinge vollführen, der Menschen Sinne vollkommen gefangen halten und oft die ärgsten Neckereien, ja grausame Quälereien ausüben. Hin und her ward über diese Füchse, welche gewöhnlich weiß von Farbe sind, geredet; doch einer der jungen Leute, Namens Tokutaro, war ungläubig und wollte durchaus nichts von solchen Dingen hören. Er behauptete, es sei lächerlich, sich vor Füchsen zu fürchten. „Ich mache mich anheischig," rief er prahlerisch, „durch das nächste Moor zu gehen, wo die Füchse doch besonders zahlreich hausen sollen, ohne daß mir einer derselben ein Haar krümmt." „Sei kein Narr," entgegnete ihm einer der Anderen, „und sei nicht so vermessen! Wenn du das thun wolltest und zwar um Mitternacht, so würdest du gewiß das Abenteuer nicht ungefährdet bestehen, und die Füchse würden

es schwerlich dabei bewenden lassen, dir blos ein Haar zu krümmen." Diese Worte stachelten den Ungläubigen erst recht zum Widerspruch an; es wurde noch ein Weilchen hin und her geredet und schließlich eine Wette eingegangen, deren Betrag Tokutaro zu zahlen hatte, wenn die Füchse ihm einen Streich spielten; im umgekehrten Falle, wenn er unangefochten zurückkehrte, waren die anderen verpflichtet, ein Fäßchen Wein zu bezahlen, das in jedem Falle getrunken werden sollte.

Als die Mitternacht herankam, machte sich der muthige Tokutaro auf den Weg; wohlgemuth schritt er auf das Moor zu, welches mit Sumpfeibengestrüpp bewachsen war, durch dessen Zweige der Wind strich und unheimlich rauschte. Doch der junge Mann behielt kaltes Blut; ihn däuchte die Mitternacht nicht eben anders als die Zeit des hellen Tages, und deshalb ging er ruhig weiter. Freilich dauerte es nicht lange, bis er einen weißen Fuchs nicht weit von sich in das Dickicht schlüpfen sah, und als gleich darauf ein hübsches Mädchen aus demselben Dickicht auf ihn zu trat, mußte er lachen. „Ich kenne eure Schliche," dachte er, „und lasse mich nicht so leicht anführen!" Das junge Mädchen, das ihm bekannt war, bat ihn um seine Begleitung, und da das Haus ihrer Eltern nicht weit entfernt war, so war Tokutaro gern bereit, diesem Wunsche nachzukommen. Er ging neben dem Mädchen und sprach mit ihm dies und jenes, war aber dabei fest überzeugt, daß seine Bekannte nur eine Täuschung und daß es in Wahrheit ein verzauberter Fuchs sei. Als sie nun die Wohnung der Eltern des Mädchens erreicht hatten, trat er mit demselben ein und begrüßte die Eltern, die ihm verbindlichst dankten, daß er ihre Tochter beschützt und nach Hause begleitet habe. Doch kaum hatte das Mädchen für einen Augenblick den Rücken gewandt, so winkte Tokutaro den Eltern geheimnißvoll zu, und als sie sich mit ihm in ein anderes Gemach begeben, verkündete er ihnen ohne alle Umstände, daß dies Mädchen, das er zu ihnen gebracht, gar nicht ihre Tochter sei, sondern ein verzauberter Fuchs, den er in dem unheimlichen

Moore getroffen habe. Die Eltern des Mädchens hörten diese Worte mit großer Verwunderung; doch als er ihnen die Sache so glaubwürdig er konnte und mit allen Einzelheiten vorstellte, da überzeugten sie sich, daß es damit seine Richtigkeit habe. Was hatten sie nicht schon für Streiche erzählen hören, welche die gespenstischen Füchse den Menschen gespielt hatten, mit denen sie um Mitternacht zusammen gekommen waren? Ihre Tochter, welche zu Freunden gegangen war, hatte ohnedies erst am folgenden Tage zurückzukehren versprochen; nein, es war in der That nicht wohl möglich, daß sie selbst es war, obgleich die Gestalt und die Manieren des Spukgebildes ganz die ihrigen waren. So erlaubten sie denn dem Tokutaro, den verzauberten Fuchs aus seiner angenommenen Gestalt herauszutreiben, wenn er es vermöchte. Tokutaro ging sogleich ans Werk. „Ich will dem Schelme schon forthelfen," sprach er und begann dem Mädchen, das sich so eben auf sein Lager zur Ruhe gelegt hatte, mit verschiedenen Quälereien zuzusetzen. Er verbrannte ihm die Haut mit glühenden Kohlen, schlug es, bis die Haut wund ward, doch der Fuchs zeigte sich nicht. Da endlich fing Tokutaro an, das Mädchen zu würgen. Das arme Geschöpf schrie mörderlich, allein er hörte nicht darauf und dämpfte ihm die Kehle so gewaltig, daß es seinen Geist aufgab. Mit den Worten: „Ich kann es nicht länger aushalten, ich muß sterben!" ließ es seinen Kopf sinken und war todt.

Nun sah die Sache freilich sehr böse für Tokutaro aus, denn die Leiche des Mädchens gab den schlagendsten Beweis, daß es wirklich die Tochter des Hauses gewesen war. Ein Fuchs wäre vermuthlich längst davongelaufen, und man hätte von dem Mädchen nichts mehr gesehen; kam aber der Fuchs ums Leben, so war der Zauber gebrochen, und seine Leiche wäre alsdann an die Stelle des Spukgebildes getreten. Als nun aber die Eltern den schrecklichen Tod ihrer Tochter erkannten, da fingen sie an, gar jämmerlich zu wehklagen, und machten den jungen Tokutaro verantwortlich für seine Unthat, wie sie sagten. „Du mußt nun

auch sterben," riefen sie, „denn du allein bist Schuld an ihrem frühen Tode!" Und dann überfielen sie ihn, banden ihm Hände und Füße und wollten ihm grade den Garaus machen, als plötzlich heftig an die Schutzläden des Hauses geklopft wurde. Die alten Leute sahen nach der Ursache und führten einen Priester herein, der um Einlaß gebeten hatte. Der Priester sah die unglückliche Lage des armen Tokutaro und erkundigte sich nach der Ursache derselben. Die Eltern erzählten die schreckliche Begebenheit von Anfang bis zu Ende; Tokutaro hörte gesenkten Hauptes zu, ohne ein Wort hineinzureden, denn er war vor Schrecken über den Ausgang seines Abenteuers ganz starr. Der Priester aber, als er alles gehört, redete kraft seines Amtes zum Frieden und bat um Tokutaro's Leben. „Was nützt euch sein Tod?" sprach er. „Was hilft euch das Bewußtsein, eure Tochter gerächt zu haben? Nein, ich mache euch einen anderen Vorschlag, wie ihr den jungen, lebenslustigen Mann strafen könnt, der allerdings sehr unklug, aber doch in guter Absicht gehandelt hat. Ueberlaßt ihn mir! Ich will ihn zum Priester weihen; dann hat er die beste Zeit und Gelegenheit, seine That zu bereuen und abzubüßen!" Nach kurzem Bedenken gingen die alten Leute auf den Vorschlag ein, und damit sie auch sehen sollten, daß es dem Priester Ernst sei, sein Vorhaben auszuführen, rief er einen in der Nähe befindlichen Mann herbei, der sofort Tokutaro's Haupt kahl scheren mußte. Der Mann schien ein Begleiter des Priesters zu sein, der sich auf die Priestertonsur wohl verstand, denn er machte seine Sache sehr gut. Zuerst fiel das schöne Zöpfchen auf Tokutaro's Scheitel, darauf der übrige Haarwuchs an den Seiten und rückwärts, und alsdann wurde der kahle Schädel noch einmal spiegelglatt rasirt, so daß Tokutaro aussah, als wäre er schon seit langer Zeit Priester gewesen. Während der Procedur murmelte der Priester unaufhörlich Gebete, die in ihrer eintönigen Weise fort und fort ertönten, bis das Schermesser den letzten Schnitt auf Tokutaro's Schädel gethan hatte. Da verschwand aber plötzlich alles rings

umher; das Haus, die Eltern, der Priester und sein Begleiter, alle waren fort, und Tokutaro sah sich mitten in dem unheimlichen Moor und hörte das gellende Gebell der Füchse, das wie ein Gelächter durch die Einöde wiederhallte. Er blickte sich nach allen Seiten verwundert um, er seufzte tief auf und war schon froh und glücklich, mit dem bloßen Schrecken diesem Zauberspuk entronnen zu sein. Da aber strich er mit der Hand über seinen Kopf und fühlte statt seines schönen Haares die spiegelglatte Haut des geschorenen Schädels. Beschämt und sehr verlegen kam er in diesem Zustande zu seinen Freunden zurück, die ihn jubelnd empfingen und wacker verspotteten. Er aber ließ sie lachen und spotten, erzählte umständlich die ganze Begebenheit und bezahlte seine Wette. Später aber, als er zu Hause ruhig über die Geschichte nachgedacht, ging er hin und meldete sich zum Priesteramt. Er wollte in Wirklichkeit das sein, wozu man ihn in seinen schweren Aengsten bestimmt hatte, und da er nun doch einmal geschoren war, so machte er sich nichts daraus, auch die übrigen Ceremonien durchzumachen, durch welche er zum Priester geweiht ward.

Das ist so ein Streich der gespenstischen Füchse, der immerfort mit sichtlichem Vergnügen von den Japanern erzählt wird.

Die gespenstische Füchsin.

Es war einmal ein Prinz, der noch jung war und sich zu vermählen wünschte. So sehr er aber auch sich nach einer Lebensgefährtin umschauete, er fand kein Mädchen in der ganzen Umgegend, das ihm schön genug war, und so waren einige Jahre vergangen, ohne daß er sich zu einem Ehebündniß hatte entschließen können.

Als er nun eines Tages auszog, und ihn in seinem prächtigen Kago, seinem von acht Dienern getragenen Tragkorbe, ein glänzen-

des, zahlreiches Gefolge geleitete, begegnete ihm ein anderer Zug, der ebenso lang und ebenso prachtvoll war, wie der seinige. Verwundert blickte er auf den Kago, welchen das ihm entgegen kommende Gefolge eskortirte, und da gewahrte er eine wunderschöne junge Dame, die, als sein Auge auf sie fiel, ihr Antlitz rasch hinter ihren Fächer verbarg. Sie war aber so schön, daß der Prinz sich augenblicklich in sie verliebte und einen Cavalier seines Gefolges absandte, der sie um eine Unterredung bitten sollte. Diese Bitte wurde gewährt, und der Prinz fand die Dame ebenso anmuthig und unterhaltend als schön und beschloß daher ohne Zögern, ihr seine Hand anzutragen. Zunächst fragte er nach ihrer Herkunft und Familie; sie entgegnete, sie sei aus einem vornehmen Hause, nannte aber als ihren Vater einen hochgestellten Adligen am Hofe eines Fürsten, dessen Herrschaft im allerentferntesten Theile des Landes belegen war. Sie habe jedoch, so sagte die junge Dame ferner, nahe Verwandte in einer anderen Provinz, zu welcher der Weg durch die Besitzungen des jungen Fürsten führte, und sie müsse diese besuchen, weil dort ein bedenklicher Krankheitsfall in der Familie vorgekommen sei. Der Prinz war aber schon so sehr von Leidenschaft ergriffen, daß er den Gedanken nicht ertragen konnte, die Schöne nochmals in weite Ferne ziehen zu sehen, und so entschloß er sich, sie zu bitten, gleich bei ihm zu bleiben und seine Gemahlin zu werden. Die Dame machte zwar noch einige Einwendungen und wollte die Sache von der Einwilligung ihres Vaters abhängig machen; allein der Prinz rechnete ihr vor, wie lange Zeit darüber verstreichen würde, bis ein Bote den weiten Weg zweimal zurückgelegt hätte, und so gab sie endlich seinem Ungestüm nach und willigte in die Vermählung.

Der Prinz widmete sich nun, wie erklärlich, ganz und gar seiner jungen Frau. Jede Stunde, die er nicht seinen Geschäften oder der Jagd und anderen ritterlichen Uebungen zu widmen hatte, brachte er bei ihr zu und fand stets die vollste Befriedigung an ihrer Unterhaltung.

Einstmals trat er — es war an einem warmen Sommertage — unvermuthet in ihr Gemach. Er war sehr verwundert, als er sie nicht traf, da er wußte, daß sie sonst stets um diese Zeit in ihrem Zimmer der Ruhe pflegte; noch mehr erstaunte er aber, als er auf einem kostbaren Kissen, das mit den in Japan sehr beliebten Chrysanthemum-Blumen oder Kiku reich verziert war, einen großen Fuchs schlafend erblickte. Leise trat er zurück, holte seinen Bogen und schoß auf den Fuchs. Auch traf er ihn richtig, und zwar mitten auf die Stirn, allein der Pfeil war zu eilig abgeschossen und hatte nicht die Kraft, durch den Knochen zu dringen, sondern prallte von demselben ab. Der Fuchs entsprang und entschlüpfte in ein Dickicht des fürstlichen Parkes, in dem man ihn nicht aufzufinden vermochte, obwohl der Prinz bis zum späten Abend ihm nachspürte.

Als er nun aber ins Haus zurückkehrte, bemerkte er, wie seine geliebte Frau eine Wunde an der Stirn hatte, und sonderbarer Weise genau an der Stelle, welche derjenigen entsprach, an welcher der Fuchs von ihm getroffen war. Er stutzte; auf der anderen Seite aber bedachte er, das könne doch auch blos ein Zufall sein. Ein Fuchs, der in den Dickichten des Parkes sich herumgetrieben, könne sehr wohl in die Nähe des Hauses gerathen sein und sich dann auf den Kikublumen, welche die Füchse sehr lieben, haben ausruhen wollen. Er fragte daher seine Gemahlin ganz ruhig und ohne jeden bösen Verdacht, woher ihre Wunde auf der Stirn rühre. Da aber ward die sonst so sanfte Frau von einer wahren Wuth ergriffen; ihre Augen funkelten unheimlich, und wilde Rachsucht schoß aus ihren Blicken. Von der Veranlassung ihrer Verwundung wußte sie keine gehörige Auskunft zu geben, und so sah der Prinz wohl ein, daß er von einem bösen Zauber umstrickt gewesen sein müsse, und daß seine Gattin doch wohl nichts anderes als jener Fuchs sei. Sofort rief er seine Wache herbei und ließ das vermeintliche Weib ergreifen und einkerkern. Dann schickte er zu einem Priester, der in dem Rufe stand, in allerlei Beschwörungen böser Geister und in Entzauberungen wohl erfahren

zu sein, und kaum hatte dieser seine Räucherungen und Gebete begonnen, so verschwand auch der Spuk, und statt der schönen Frau zeigte sich vor Aller Augen derselbe große Fuchs, welchem der Prinz die Schußwunde am Kopfe beigebracht hatte. Nun aber war noch große Vorsicht nöthig, damit nicht, wenn man den Fuchs tödtete, sein Geist noch größeren Schaden stiftete, als das Thier es bisher durch seine Zauberkünste vermocht, und so ward das unheimliche Geschöpf unter Anleitung des Priesters in einem dicht verschlossenen Raume zu Asche verbrannt und diese in fließendes Wasser gestreut. Danach wurde niemals wieder etwas von ihm gehört.

Die Vampyrkatze.

Unter den Frauen eines der Fürsten von Hizen, aus dem Hause Nabeschima, befand sich vor vielen Jahren eine Dame von so hervorragender Schönheit und Anmuth, daß der Fürst sie vor allen anderen hochschätzte. Eines Tages saß Otoyo, das war ihr Name, allein in ihren Zimmer mit einer Stickerei beschäftigt; eine große Katze, welche schon seit einiger Zeit im Schlosse gesehen war, saß neben ihr, und Otoyo hatte um so weniger arg daraus, als das Thier ihr besonders zugethan schien. Doch plötzlich, als sie von ihrer Arbeit einmal aufsah und zu der Katze hinüber blickte, sah dieselbe sie mit einem so gehässigen, bösen Blicke an, daß Otoyo unwillkürlich laut aufschrie. Kaum aber war der Aufschrei über ihre Lippen gekommen, so sprang auch das Ungethüm der schönen Otoyo an den Hals, biß ihr eine tiefe Wunde und sog ihr das Blut aus; damit aber nicht zufrieden, nahm die abscheuliche Katze sofort die Gestalt der todten Otoyo an und beerdigte den Leichnam in aller Eile im Garten dicht neben dem Zimmer. Und alles dies ging so rasch vor

sich und ward so behende ausgeführt, daß Niemand eine Ahnung davon hatte. Die gespenstische Katze wurde von aller Welt für die schöne Otoyo angesehen, selbst der Fürst merkte die Verwandlung nicht und hielt nach wie vor seine geliebte Otoyo hoch und werth. Er weilte mehr denn je in ihrer Nähe; die Katze aber, sobald sie in stiller Nacht mit dem Fürsten allein war, betäubte seine Sinne, biß auch ihm eine Wunde in den Hals und sog sein Blut. Indeß war die Wunde diesmal nicht tödtlich; der Fürst beachtete sie kaum. Doch da er allnächtlich sein Lebensblut hergeben mußte, wurde er sehr bald so schwach und krank, daß er sich nicht auf den Füßen zu halten vermochte. Niemand aus des Fürsten Umgebung und auch keiner der Aerzte, welche in Menge herbeigeholt wurden, konnte sich die räthselhafte Krankheit erklären, und so kam man schließlich zu der Ueberzeugung, daß dieselbe eine geheimnißvolle Ursache haben müsse. Dies zu ergründen, wurden hundert Mann tapferer Krieger bestimmt, die an dem Lager des Fürsten Wache halten sollten; dieselben folgten sofort dem Befehl und waren unverdrossen auf ihrem Posten. Aber auch diese nahmen nicht das mindeste verdächtige wahr, und das ging so zu: die Katze, welche nach wie vor das Blut des Fürsten in der Nacht trank, betäubte allabendlich pünktlich um zehn Uhr sämmtliche Krieger, so daß sie durch Zaubermacht in einen tiefen Schlaf fielen, aus dem sie erwachten, sobald der Morgen grauete. So konnte der arme Fürst nicht genesen, und alle seine Getreuen waren untröstlich über seine Krankheit, besonders aber ging dieselbe einem armen Samurai — so heißen die adligen Krieger in Japan — zu Herzen, der nichts sehnlicher wünschte, als daß auch er auserkoren werden möchte, an der Wache bei des Fürsten Lager Theil zu nehmen. Aber das ging nicht so leicht, als er sich dachte, denn Ito-Soda, das war sein Name, konnte als armer Fußsoldat nicht wohl einer so hohen Ehre theilhaftig werden, und deshalb wandte er sich zuletzt mit seiner Bitte an einen Priester, dem er seinen Wunsch so sehr ans Herz legte, daß derselbe nach einigen Weitläufigkeiten die Sache auch richtig durch-

setzte. Ito-Soda hatte die hohe Ehre, unter die Zahl der Wachthabenden an des Fürsten Lager aufgenommen zu werden.

Als er nun merkte, wie alle Krieger, und er selbst nicht minder, in tiefen Schlaf versanken, trotz des festesten Vorsatzes, wach zu bleiben, da setzte er alles daran, sein Einschlafen zu verhindern. Er stieß sich sein Messer tief ins Bein, damit der Schmerz der Wunde ihn wach erhalten sollte, und wenn trotzdem der Schlaf ihn übermannen wollte, so drehte der Tapfre das Messer in der Wunde um. Auf diese Weise blieb er selbstredend wach, denn der furchtbare Schmerz verhinderte jeglichen Schlaf, und als die vermeintliche Otoyo nun kam und den Krieger munter fand, da belobte sie ihn schlauer Weise wegen seiner Wachsamkeit und zog sich rasch wieder in ihre Gemächer zurück. Ito-Soda hatte wohl Acht auf sie gehabt, und trotz ihrer freundlichen Worte schlich sich ein Verdacht gegen die schöne Dame in sein Herz. Jeden Abend hielt er sich durch seine peinvolle Marter wach; Otoyo blieb fort, und der Fürst erholte sich. Doch eines Abends, als Ito-Soda abermals tapfer Stand hielt, die Vampyrkatze aber wohl glauben mochte, daß er die Qual nicht länger ertragen könne und wieder wie seine Gefährten im Schlafe liege, sah er, wie sie vorsichtig durch eine Thür trat und nach dem Lager des Fürsten hinüberschielte. Da schwand ihm jeder Zweifel daran, daß sie allein an der Krankheit des Fürsten schuld sei. Entschlossen sprang er auf; doch noch ehe er sie erreichte, flüchtete sie in ihr Zimmer. Ito-Soda folgte ihr auch dorthin, und nun entspann sich zwischen ihnen ein verzweifelter Kampf. Mehrmals packte er sie mit fester Hand, doch sie entwand sich ihm immer wieder; schließlich aber, als sie sah, daß er nicht nachließ und sie zuletzt sicher mit seinem starken Arme überwinden würde, nahm sie unversehens ihre Katzengestalt wieder an und sprang mit einem Satze aus dem Zimmer ins Freie, wo sie bald ihrem Verfolger entkam.

Seit dieser Nacht besserte sich der Zustand des Fürsten mehr und mehr, so daß er bald seine früheren Kräfte wieder

bekam. Ito=Soda wurde höchlichst wegen seiner Treue und Standhaftigkeit belohnt, und der Fürst war so freigebig und huldvoll gegen ihn, daß er seine That nie zu bereuen brauchte.

Als endlich der Fürst nach einiger Zeit auf einer Jagd eine große Katze erlegte und Ito=Soda fest versicherte, daß dies die nämliche Vampyrkatze sei, welche er in jener Nacht verjagt habe, da lebte alles im Schlosse auf, und ein Jeder freute sich der Zuversicht, daß das Ungethüm nun niemals wiederkommen würde.

Des tapferen Ito=Soda That aber ward nicht vergessen, und seine aufopfernde Treue wird bis auf den heutigen Tag gepriesen.

Der gespenstische Tanuki.

Einst hatte einer der Fürsten von Tosa aus der Familie Yamanutschi einen Sohn, der schon in früher Jugend einen sehr scharfen Verstand zeigte und dadurch alle Welt in Erstaunen setzte. Da er ebenso gut von Gemüthsart als weise und zugleich in allen ritterlichen Künsten erfahren war, so wuchs er zu großer Freude seines Vaters heran, der ihm, als er zum Jüngling heranreifte, viel Freiheit ließ und volles Vertrauen schenkte.

Eine seiner Lieblingsbeschäftigungen war das Fischen, und sehr oft machte er, von nur wenigen Vasallen begleitet, weite Ausflüge, um dieses Vergnügens sich erfreuen zu können. So war er denn einstmals mit nur einem Edlen seines Gefolges aufgebrochen und war zu einem benachbarten großen Flusse gegangen. Allein das Wetter ward sehr schlecht; unerwartet kamen dunkle Wolken heran, der Wind begann zu heulen, und der Prinz

und sein Begleiter mußten gar bald ihre Angelgeräthe und ihre geringe Beute zusammenpacken und sich schleunig auf den Heimweg machen. Allein der Regen überfiel sie und war so heftig, daß er die Pfade sehr bald durchweichte, und es vermochten die beiden nur mühsam, bis auf die Haut durchnäßt, ihren Weg zu verfolgen. So langten sie, etwa halbwegs, an einer kleinen Brücke an, und hier sahen sie, mitten im strömenden Regen, ein sehr schönes Mädchen stehen, dessen Alter sie auf etwa sechzehn Jahre schätzten. Als sie näher kamen, begann das Mädchen zu wehklagen und sagte: „Ich bin unterwegs nach Hause, habe mich aber verirrt und bin außer Stande, noch lange zu marschiren; bitte, nehmt mich mit euch, habt Erbarmen und laßt mich hier nicht in der Einöde verkommen!“ Der Begleiter des Prinzen war sehr erstaunt, als dieser nicht mit seiner gewohnten Leutseligkeit antwortete, sondern sich begnügte, das Mädchen scharf ins Auge zu fassen. Ihm selber flößte die junge Schöne nicht nur Mitleid, sondern auch heftige Zuneigung ein, und er drang deshalb in den Prinzen, er möchte doch das hülfsbedürftige Wesen mitgehen lassen oder ihm selber gestatten, sich desselben anzunehmen. Als der Prinz aber diese Worte hörte, verriethen seine Mienen große Besorgniß. Er trat noch näher an die Unbekannte heran, dann aber flog sein Schwert aus der Scheide, und von einem wuchtigen Hiebe zu Tode getroffen, sank das Mädchen zu Boden. Entsetzt schrie der Begleiter des Prinzen auf; er überhäufte ihn mit den heftigsten Vorwürfen und sagte, für solch abscheuliche That müsse er aufs strengste zur Verantwortung gezogen werden. „Das wird sich finden,“ entgegnete der Prinz ganz ruhig, „jetzt folge mir und trag unsere Geräthe und Fische vollends heim!“ Grollend folgte der Andere, und kaum waren sie im Palaste des Fürsten angelangt, so eilte er auch schon zu demselben und erhob die Klage wegen des grausamen Mordes eines hülflosen Weibes gegen den Prinzen. Der Fürst war darüber sehr erstaunt und zugleich betrübt und ließ sofort seinen Sohn herbeiholen. Er theilte ihm mit, was er so eben

vernommen und herrschte ihn mit zornigen Worten an, er möge sich verantworten. Der Prinz aber sprach mit derselben Ruhe, die ihn seit dem Vorfalle nicht verlassen: „Glaubt nicht, hoher Vater, daß ich aus böser Mordlust oder aus Uebereilung gehandelt habe; ich hatte gewichtige Gründe und habe durchaus recht gethan. Das Mädchen, das wir trafen, war kein wirkliches Mädchen, sondern eine Spukgestalt, und sie wird sich ganz gewiß als eine solche enthüllen, wenn an dem Orte, wo ich sie tödtete, nachgeforscht wird; vermuthlich rührt dieser Zauberspuk von den Tanuki her, welche dort hausen, und von denen einer durch die Fischbeute angelockt sein mochte, die er bei uns witterte. Als ich daher sah, wie das angebliche Frauenzimmer meinen Gefährten schon umgarnt hatte, und fürchten mußte, daß er in einen bösen Handel gerieth, da zögerte ich nicht und rettete ihn durch Tödtung des unheimlichen Wesens." Augenblicklich begab sich nun der Begleiter des Prinzen nebst zwei anderen Kriegern des fürstlichen Gefolges wieder auf den Weg zu der Brücke, auf welcher die Begegnung stattgefunden, und da sahen sie denn auch an eben der Stelle, an welcher der Prinz das Mädchen niedergehauen, die Leiche eines großen Tanuki, und dieser war durch einen Schwerthieb genau so wie damals das Mädchen getroffen. Nun war kein Zweifel mehr; der Prinz ward von Allen belobt und gepriesen. Sein Vater, der Fürst, befragte ihn aber noch, wie er denn habe wissen können, daß das Mädchen eine Zaubergestalt sei. Er erwiderte, argwöhnisch sei er von Anfang an gewesen, denn die Stelle sei von jeder menschlichen Wohnung viel zu weit entfernt, als daß man ohne weiteres der Erzählung der angeblich Verirrten hätte Glauben schenken können. Deshalb habe er sehr scharf aufgemerkt und, als er näher herangetreten sei, sofort bemerkt, daß die Kleider des Mädchens trocken gewesen seien. Das aber wäre bei einem anderen als einem Spukgebilde in dem abscheulichen Regenwetter geradezu eine Unmöglichkeit gewesen, und so habe er die gespenstische Natur des vermeintlichen Mädchens klar erkannt. Nun belobte ihn auch

sein Vater und zollte seinem Scharfsinn nicht minder Lob als seiner Entschlossenheit; er hielt ihn fortan für würdig, an den wichtigsten Berathungen Theil zu nehmen.

Der Jäger und die Affen.

Ein Einwohner des Dorfes Irunoya in der Provinz Schinano ging einst an einem kalten Wintertage auf die Jagd; seine Hoffnung auf Beute war jedoch vergebens, und verdrießlich machte er sich auf den Rückweg. Als er so dahinschritt, bemerkte er mit einem Male einen großen, alten Affen, der auf einem Baume ganz nahe am Wege saß. Nun schießen zwar nicht alle Jäger gern auf Affen, denen man nicht ohne Grund einen fast menschlichen Verstand zuschreibt. Auch erzählen sich die Jäger allerhand Geschichten, wie Affen, die durch Dazwischenkunft eines Menschen vor einem Wolf oder Bären geschützt werden, ihrem Retter ein Knäuel zuwerfen, um sich dankbar zu bezeigen, und daß man in solchen Knäueln oft werthvolle Dinge, Münzen oder sonstige Stücke Gold oder Silber gefunden hat. Nicht selten haben die Affen auch Jägern derartige Knäuel zugeworfen, um sich damit der Verfolgung zu entziehen. Solche und ähnliche Erzählungen halten gar manchen davon ab, auf Affen Jagd zu machen; auch bedachte sich der Jäger aus Irunoya, bevor er auf das Thier, das bei seinem Herannahen arglos auf dem Baume sitzen blieb, seine Flinte anlegte; allein der Gedanke an seine leere Jagdtasche war doch zu mächtig, und so erlegte er den Affen und nahm ihn mit.

Unterdessen war es Abend geworden; es war dem Jäger unmöglich, sein Dorf zu erreichen, und er war froh, ein einsames Haus anzutreffen, in dem er ungefährdet die Nacht zubringen konnte. Als er seinen Affen vom Rücken nahm, freute

er sich über das feiste, große Stück Wild; es war indessen schon zu dunkel und er selbst war zu müde, als daß er noch daran hätte denken können, den Affen gehörig abzuhäuten und auszuweiden. Er meinte, das sei besser morgen früh gethan, aber nun kam ihm das Bedenken, daß dann der Affe steif gefroren sein würde, wenn er ihn draußen hängen ließe. So nahm er ihn mit in das Zimmer, in dem er übernachtete, und befestigte ihn an einen Haken nicht weit vom Feuertopfe, auf welchem er ein kleines Feuer brennen ließ, denn die Nacht war recht kalt.

Er schlief ein, ward aber nach einiger Zeit wieder munter, und da sah er etwas sehr merkwürdiges. Der Schein des Feuers ward bald vor seinen Augen verdunkelt, bald wieder hell; unhörbar huschten schwärzliche Gestalten vor demselben hin und her. Aengstlich und neugierig blickte er aufmerksamer hin, und da sah er denn, wie zwei junge Affen, die sich bis dahin, von ihm unbemerkt, unter den Achseln des alten Affen festgehalten hatten, unaufhörlich zum Feuer hinabstiegen, ihre Hände am Feuer wärmten und dann rasch zu dem alten Affen wieder hinaufkletterten. Hier legten sie ihm dann die erwärmten Händchen auf sein kaltes Gesicht, auf seine Brust und besonders auf die Schußwunde, die ihm den Tod gebracht hatte.

Als der Jäger dies sah, ward er von tiefer Rührung und innigem Mitleid ergriffen. Es war ihm nun klar, wie schweres Unrecht er diesen Aeffchen angethan hatte, deren treue Kindesliebe selbst den Tod überdauerte. Eine reumüthige Trauer bemächtigte sich seiner, und da ihn der Gedanke an die Scene, deren Zeuge er in jener Nacht gewesen, nie und nimmer verlassen wollte, so beschloß er, fortan als frommer Büßer zu leben. Er mied die Welt, ließ Frau und Kind in Stich und durchzog als armer, betender Pilger geschorenen Hauptes und im Bettlergewande alle Provinzen des Reiches, um an den geweiheten Stätten des erhabenen Buddha Vergebung und Seelenruhe zu finden.

Der treue Kater.

In Osaka wohnte einst ein wohlhabender Kaufmann, der nur eine Tochter hatte. Diese aber war sehr schön und deshalb ihrem Vater um so theurer, so daß er sie gleich seinem Augapfel hütete. Nun hatte er auch einen sehr schönen Kater, der von allen Leuten im Hause sehr geliebt und gehätschelt ward, aber das Thier war Niemand so zugethan als der Tochter des Hausherrn. Auf Schritt und Tritt folgte er ihr; legte sie sich schlafen, so trachtete er danach, im Zimmer zu bleiben, und fast nie war sie allein, ohne daß der Kater bei ihr war. Sie selbst hatte weiter kein Arg daraus; ihr Vater jedoch fing endlich an, den guten Kater zu beargwöhnen. „Das ist am Ende," so dachte er, „einer der bösen Geister oder ein zauberkundiger Nichtswürdiger, der sich in dieser Gestalt in mein Haus eingeschlichen hat, um meiner Tochter nachstellen und sie am Ende wohl gar mir entführen zu können. Das beste wird sein, ich mache diesem Spuk ein Ende und tödte das Thier." Diesen Entschluß hatte er aber kaum gefaßt, als er einen sonderbaren Traum hatte. In demselben erschien ihm sein Kater und sagte mit sehr betrübter Miene: „Lieber Herr, ich muß nun schon im Traume dir erscheinen und dir deinen bösen Verdacht gegen mich benehmen; denn es ist ja so weit gekommen, daß du mich ums Leben bringen willst. Damit aber würdest du nicht nur schweres Unrecht begehen, sondern die Gefahr, der du zu entrinnen meinst, erst recht heraufbeschwören. Wisse denn, in deinen Vorrathsräumen haust eine Ratte, nicht eine Ratte von der gewöhnlichen Art, sondern groß und bös, und diese Ratte ist es, von welcher deinem Kinde Unheil droht. Ich bin sein treuer Wächter, von einer dir wohl gewogenen Gottheit eigens dazu bestellt; ich bin indessen viel zu schwach, die Ratte angreifen zu können und muß mich damit begnügen, bei deiner Tochter Wacht zu halten. Dadurch habe ich sie bisher vor

jedem Leid bewahrt, und nun willst du mir mit schwärzestem Undanke lohnen und mich mit Schmach bedeckt aus der Welt schaffen. Höre aber, was ich dir rathe. Schicke zu deinem Freund und Handelsgenossen in Ajikawa; der hat eine große, schöne Katze, Namens Butschi. Laß dir diese Katze geben und laß uns beide, Butschi und mich, in deinem Speicher der bösen Ratte zu Leibe gehen; alsdann wollen wir dem unheimlichen Handel schon ein Ende machen." Als am andern Morgen der Kaufmann erwachte, säumte er nicht, dem Rathe zu folgen, der ihm im Traume zu Theil geworden. Er schickte zu seinem Freunde, der sich über die Botschaft sehr verwunderte, und bat ihn, die Katze Butschi auf einen oder ein paar Tage ihm zu leihen; der Freund gab sie auch willig her, und so that man die beiden Katzen Abends in den Vorrathsraum, in welchem die Ratte hauste. Als man nun am anderen Morgen die Thür öffnete, da fand man alle drei Thiere fest in einander verbissen und verkrallt, so daß keines sich zu rühren vermochte. Die Ratte machte, als sie Menschen kommen hörte, noch einmal verzweifelte Anstrengungen, zu entrinnen, allein es ging nicht; die Katzen hatten sich beide fest in ihr Fell gekrallt und in ihren Hals gebissen, so daß sie nicht fortzulaufen vermochte. Sie war größer, als jede der beiden Katzen, und der Kater hatte daher vollkommen recht gehabt, wenn er sagte, er allein könne des Unthieres nicht Herr werden. Sofort nahm man ein scharfes Messer, durchschnitt der Ratte die Kehle und warf die Leiche ins Wasser. Die Katzen waren nun frei, aber so schwach, daß sie sich kaum rühren konnten; so sehr man sie pflegte, erlagen sie doch beide den schweren Wunden, die sie in dem verzweifelten Kampfe mit der Ratte davongetragen hatten. Man gab ihnen aber ein Begräbniß mit allen Ehren und stellte ihre Bildnisse zum Andenken an ihre Treue und Tapferkeit auf den Gräbern auf.

Prinz Yaschima und seine Gattin.

Ein junger Prinz aus dem fürstlichen Geschlechte der Abe, Namens Yaschima, war einstmals ausgegangen und hatte sich in einen Tempel der Gottheit von Inari begeben, um dort seine Andacht zu verrichten, als ein junger Fuchs in die Kapelle gelaufen kam, in welcher er sich befand, und ängstlich sich in den Falten seines Gewandes zu bergen suchte. Obgleich die Füchse bei der Inari-Gottheit in hoher Gunst stehen, so war Prinz Yaschima doch sehr erstaunt über diese Begebenheit. Er suchte das arme Thier, mit dem er aufrichtiges Mitleid fühlte, so gut er konnte zu beruhigen und sagte demselben, er wolle es schützen; das Füchslein schien ihn zu verstehen und blickte ihn dankbar an. Was der Grund der Todesangst des Fuchses war, das wurde ihm bald klar; denn als er aus der Kapelle heraustrat, in welcher er gebetet, kamen zwei hochgestellte Hofbeamte, die ihm wohlbekannt waren, auf ihn zu und fragten ihn, ob er keinen Fuchs gesehen. Sie seien auf der Jagd nach demselben begriffen, so erzählten sie, und es liege ihnen viel daran, des Thieres habhaft zu werden, weil sie nach Vorschrift ihres Arztes für einen Kranken in ihrer Familie der Lunge eines Fuchses zur Herstellung von Arzneien bedürften. Yaschima war trotzdem nicht gewillt, den Fuchs zu verrathen und ihnen auszuliefern, und erwiderte, er habe kein Thier der Art gesehen. Die beiden Jäger aber glaubten ihrer Sache sicher zu sein, daß der von ihnen verfolgte Fuchs nicht fern sein könne; sie sahen nach und bemerkten ihn hinter Yaschima in der Kapelle. Ungestüm verlangten sie ihn nun zu haben, und als Yaschima sich fortdauernd weigerte und trotz aller Spottreden, mit welchen ihn die beiden überhäuften, bei seiner Meinung blieb, da fingen sie einen ernsthaften Streit mit ihm an. Yaschima mußte sein Schwert ziehen und sich vertheidigen; gerade in diesem Augenblick aber kam sein Vater her-

zu und schlug sich natürlicher Weise ohne weiteres auf seines Sohnes Seite. Der Kampf hatte einen sehr blutigen Ausgang; zuerst fiel Yaschima's Vater, dann aber erschlug Yaschima seine beiden Gegner und erfüllte damit die vorgeschriebene Rachepflicht.

Traurig ging er nun aber von dannen; der Verlust seines geliebten Vaters bekümmerte ihn tief, und wenn er sich auch nicht in laute Klagen ergoß, so nagte doch der Kummer um so schmerzlicher in seiner Brust.

Als er nun so im Tempelhaine wandelte, sah er plötzlich ein wunderschönes Mädchen vor sich stehen, das ihm freundlich zuredete und ihn, nachdem er ihr den Grund seiner Betrübniß mitgetheilt, auf das liebreichste zu trösten suchte. Er hörte denn auch ihren Trostreden gern und willig zu, und da er bald gewahr wurde, daß sie ebenso gut und klug als schön war, so gewann sie schnell sein ganzes Herz. Um sie nicht zu verlieren, trug er ihr sofort seine Hand an; sie willigte augenblicklich mit hingebender Zärtlichkeit ein und ging mit ihm in sein Haus, wo die Hochzeit gefeiert ward und die beiden Neuvermählten im höchsten Glücke mit einander lebten.

Nach einiger Zeit schenkte die geliebte Gattin dem Yaschima einen Sohn, dem die Eltern den Namen Seimei gaben; als aber dies geschehen, ward die junge Frau traurig. Endlich sagte sie dem Yaschima, der sich darüber sehr betrübte, sie könne nicht länger bei ihm weilen; die Zeit, welche die Göttin von Inari ihr verstattet, um ihn für den Verlust seines Vaters zu trösten, sei nunmehr abgelaufen. Sie sei derselbe Fuchs, dem er im Tempel jener Gottheit das Leben gerettet, und daher habe er seinen Vater eigentlich ihrethalb verloren. Die Pflicht der Dankbarkeit, welche ihr obgelegen, sei von der Göttin als vollberechtigt anerkannt, und so habe dieselbe ihre zweite Begegnung und Vermählung ausdrücklich zu seinem Troste veranstaltet.

Danach wurde sie wieder zum Fuchse und verließ den tief betrübten Prinzen Yaschima. Ihr Sohn aber, der ihm blieb, ward von ihm aufs innigste geliebt und sorgsam behütet und

ward in späteren Jahren so weise, wie es sonst nur göttliche Wesen zu sein pflegen, so daß er viele der wichtigsten und heilsamsten Lehren und Zaubersprüche der Menschheit hinterlassen hat.

Die Rache des Affen.

Vor vielen Jahren lebte abwechselnd in der Stadt und auf einem ihm gehörigen Landgute bei Dohara in Kitayama ein vornehmer Herr Namens Kuschige, der ein leidenschaftlicher Jäger war. Einstmals tödtete er auf einer Jagdpartie, die er auf seinem Gute veranstaltete, unter anderem auch einen Affen; kurze Zeit darnach zog er in die Stadt hinüber. Kaum aber war er daselbst angelangt, als er heftig erkrankte, und obgleich sein Arzt die dringendste Gefahr beseitigte, so blieb er doch fortwährend leidend. Der Arzt bemühete sich vergebens, ein Mittel ausfindig zu machen, das ihm die Gesundheit wieder verschaffen könnte, und sagte ihm endlich, er möge doch eine Natter zu bekommen suchen, dieselbe auf eine besondere Weise zubereiten und genießen; alsdann würde es wohl offenbar werden, woran er eigentlich litte, und man könne dann hoffen, die Krankheit zu beseitigen.

Während Herr Kuschige noch darauf sann, wie er wohl am bäldesten in den Besitz einer Natter gelangen könnte, ließ sich der Dorfvorsteher von Dohara bei ihm melden und überreichte ihm eine Natter mit den Worten, er habe gehört, daß ihm der Genuß derselben vom Arzte angerathen sei. Sehr erfreut, dankte der Kranke für die Aufmerksamkeit des Dorfvorstehers; er ließ die Natter genau nach der Vorschrift seines Arztes zubereiten und verspeiste sie. Dies hatte jedoch keine andere Folge, als daß die Krankheit einen viel gefährlicheren Charakter annahm. Der Arzt war darüber sehr erstaunt und muthmaßte, daß etwas übernatürliches im Spiele sein müsse,

und als er hierauf aufmerksam geworden, ermittelte er sehr bald, daß der Ortsvorsteher von Dohara während der ganzen Zeit, daß Herr Kuschige krank gelegen, gar nicht in die Stadt gekommen war, daß also ein böses Gespenst dessen Rolle gespielt haben mußte. Er wandte sich an die Brüder Kuschige's, welche buddhistische Priester waren, und bat sie um Hülfe. Dieselben stellten denn auch mit größtem Eifer Betübungen an und errichteten zu dem Endzwecke einen Altar aus Erde, die sie eigens zu diesem Behuf ausgruben.

Kaum hatten sie nun vor diesem Altar ihre Beschwörungen und Gebetformeln abzulesen begonnen, so zeigte sich auf demselben ein großer Affe. Ohne Zögern packten ihn die beiden Priester und suchten ihn festzuhalten, aber vergebens; er entfloh ihren Händen und verschwand spurlos.

Jetzt erkannten die Priester klar, daß ihrem Bruder nicht mehr zu helfen sei; er war der Rache jenes Affen unrettbar verfallen. Sie stellten ihr Beten ein und trugen den Altar ab. Auch ward ihnen alsbald gemeldet, daß in dem nämlichen Augenblicke, wo der gespenstische Affe sich ihnen gezeigt hatte und ihnen entwischt war, Kuschige verschieden sei.

Die Rache der Schlange.

Man erzählt, daß einstmals ein Mann, Namens Zinfei, eine Wasserfahrt machte und dabei eine ungewöhnlich große Schlange sah. Er schlug nach ihr, und der Schlag war auch wohlgezielt und so kräftig, daß ihr der Kopf abflog. Kaum aber war dies geschehen, so that es ihm wieder leid, denn er gedachte der vielen Geschichten, die er von solchen Schlangen gehört, und in denen es heißt, daß diese Thiere nach ihrer Tödtung oft als Gespenster umgehen und sich empfindlich rächen. Um

dieser Gefahr zu entgehen, zerstückte er den Kopf und den Leib der Schlange sehr sorgfältig und vergrub die Stücke tief in die Erde. Aber alles dies vermochte ihn nicht zu retten; genau am Jahrestage der Tödtung jener Schlange fand man ihn auf unerklärliche Weise ums Leben gebracht.

Die spukende Schlange.

Sataro, ein Färber, lebte mit seiner Frau und einer Magd allein in seinem kleinen Hause; die Magd aber hatte ohne ihres Herren Wissen einen Bräutigam, der sie eines Abends besuchte und zum Unglücke von Sataro gesehen ward. Sataro meinte, es sei ein Räuber, packte ihn und lieferte ihn der Polizei aus. Die Polizeileute indessen vermochten trotz der sorgfältigsten Nachforschungen nichts verdächtiges an dem Manne aufzufinden; man ermittelte seine Wohnung und fragte bei dem Vorsteher des Stadtviertels nach, in welchem sein Haus sich befand, und überall hörte man nur günstiges von ihm berichten. Da aber Sataro immer noch von seinem ersten Verdachte nicht zurückkommen wollte, als ob der Eindringling in in einer bösen, feindseligen Absicht in seine Wohnung gedrungen sei, so verfiel man auf den unseligen Gedanken, der Mann könne durch die Magd verleitet oder wohl gar durch Zaubertränke von ihr bethört sein, und so zog man sie ein und inquirirte sie scharf. Wiederum aber ergab sich nicht die geringste Bestätigung eines Verdachtes, obwohl man der Aermsten so zugesetzt hatte, daß sie schwer erkrankte. Die Polizei schickte sie deshalb wieder dem Sataro zu. Hier aber widersetzte sich Sataro's Frau aufs entschiedenste ihrer Wiederaufnahme ins Haus; das Mädchen blieb ohne alle Pflege und starb in Folge dessen bald. Als man nun ihre Leiche dem Sataro brachte, damit er sie ordnungsmäßig

bestatten lasse, weigerte er sich auch dessen, und mitleidige Menschen ließen sie endlich beerdigen.

Kaum aber war dies geschehen, so klagte Sataro's Frau, daß jede Nacht eine Schlange zu ihr komme und sie auf alle erdenkliche Weise quäle. Morgens früh war dieselbe verschwunden, um in der nächsten Nacht wiederzukommen. Sataro lauerte dem Thier auf und es gelang ihm auch bald, es zu fangen und zu tödten; allein es kam nichts destoweniger in der folgenden Nacht, und der Spuk wurde nur noch schlimmer. Sataro fing die Schlange aber und abermals, es half jedoch nichts, und zuletzt wurden die Quälereien so arg, daß die Frau starb.

Als Sataro trauernd die Leiche betrachtete, sah er, wie eine Schlange um ihren Hals geringelt lag und ruhig liegen blieb, obgleich er nahe herzu trat. Dies entsetzte ihn über alle Maßen und erinnerte ihn zugleich so sehr an die Schuld, die er der unglücklichen Magd gegenüber auf sich geladen, daß er in sich ging und als Büßer den Rest seiner Tage verbrachte.

Der Thierquäler.

Ein Bürger der Hauptstadt Japans, der auf einer der belebtesten Straßen das Gewerbe eines Fächermachers betrieb, kam einstmals auf den Gedanken, ein Kalb in ein Tigerfell zu nähen und es dem Volke als eine angebliche Merkwürdigkeit für Geld zu zeigen. Es kamen auch viel Leute in die Bude, die er hergerichtet, um den vermeinten zahmen und harmlosen Tiger anzusehen, und der Fächermacher hatte großen Gewinn von seinem sonderbaren Unternehmen. Um nun aber nicht durch das Blöken des Kalbes entlarvt zu werden, hatte er die Grausamkeit begangen, des Thieres Maul zuzunähen. Der fortwährende Zuspruch des Volkes, das vom frühesten Morgen bis tief in die

Nacht sich zu der Schaubude drängte, machte es ganz unmöglich, daß dem armen Kalbe zeitweilig das Maul wieder geöffnet und daß ihm Futter gereicht werden konnte, und so starb dasselbe nach sechs oder sieben Tagen vor Hunger. Der große Vortheil, den der gewissenlose Fächermacher gehabt, verleitete ihn indessen, immer wieder denselben Versuch zu machen, so daß er nach und nach nicht weniger als sechs Kälber auf die nämliche unbarmherzige Weise umkommen ließ. Darauf aber ereilte ihn die gerechte Strafe. Er erkrankte schwer und blökte dabei fortwährend wie ein Kalb, bis er — schon nach kurzer Frist — elendiglich starb.

Bestrafung der Mißhandlung von Pferden.

Ein vornehmer Herr, Namens Hara Sangayemon, hatte die grausame Gewohnheit, die Schweifsehnen und Kopfsehnen seiner Pferde zu durchschneiden, damit die Thiere eine schönere Haltung bekämen. Die Strafe dafür blieb nicht aus; der Sohn Sangayemon's, der seinem Vater bei den Mißhandlungen der Pferde geholfen, wollte an einem Neujahrstage in den Tempel gehen; er war jedoch nicht im Stande, das äußere Balkenthor, den Torii, zu passiren und rief, er sähe überall Pferdeblut. Man führte ihn nach Hause; hier legte er sich nieder und starb, nachdem er zuvor noch erklärt hatte, sein Tod sei nur die Folge der von seinem Vater und ihm verübten Thierquälereien.

Bestrafter Pferdeknecht.

Einer der vornehmsten Beamten des Reiches, ein Statthalter von Awa auf der Insel Schikoku mit Namen Matsuhira, hatte einst ein junges Pferd, das er dressiren wollte. Als er es nun zum ersten Male hinausführte, da dachte er wohl daran, daß das Thier sehr angestrengt werden könnte, und befragte den Pferdeknecht, dem die Wartung desselben oblag, ob es auch gehörig gefüttert sei. Der Pferdeknecht war zu nachlässig gewesen und hatte das Pferd nicht gefüttert; er wollte aber sein Vergehen nicht eingestehen und behauptete, es hätte vollauf zu fressen gehabt. Darauf hin nahm Herr Matsuhira das Thier sehr scharf in Dressur, und da war es diesen Strapazen in seinem ausgehungerten Zustande nicht gewachsen und starb. Herr Matsuhira war sehr zornig gegen den Knecht, fand jedoch bald, daß derselbe ohne sein Zuthun eine sehr schwere Strafe für sein Verschulden zu erdulden hatte. Der Geist des Pferdes fuhr in ihn, er ward irrsinnig und starb nach kurzer Frist.

Der Rattenbiß.

In einem Kloster zu Yedo (Tokio) befand sich ein junger Geistlicher, Risatsu mit Namen, der in früher Jugend einst Nachmittags um die siebente oder die Affenstunde eine Ratte hatte fangen wollen. Er packte sie auch mit der rechten Hand; die Ratte aber drehte sich um und biß ihn, bevor er sie getödtet hatte, in einen Finger. Er machte sich nichts aus dem Bisse, und dieser heilte wirklich sehr bald; aber jeden Nachmittag um dieselbe Stunde schmerzte ihn der gebissene Finger, und wenn dies auch oft nur in geringem Grade der Fall war, so hörte

es doch sein ganzes Leben hindurch nicht auf, und er wurde dadurch bis an seinen Tod an jene von ihm getödtete Ratte erinnert.

Der Schuldner als Hund.

Einstmals war ein Mann einem seiner Nachbaren eine nicht ganz unbeträchtliche Summe Geldes schuldig, um welche der Gläubiger, der sich keineswegs in guten Vermögensverhältnissen befand, ihn oftmals vergebens gemahnt hatte. Da starb der Schuldner, und nun meinte der Andere, die Erben, welche von der Schuld volle Kenntniß hatten, ja oft Zeugen davon gewesen waren, wie er den Verstorbenen gemahnt hatte, würden nach Recht und Pflicht das Geld ihm wiedergeben. Indessen thaten sie nichts der Art, und der Schuldner mußte sich bekümmerten Herzens in den Verlust fügen.

Kurze Zeit danach kam ein sehr nettes Hündchen zu ihm; es schmeichelte ihm sehr, wedelte mit dem Schweife und war sichtlich bemüht, ihn um Aufnahme zu bitten. Dem Manne gefiel der kleine Hund nicht nur, sondern er fühlte auch Mitleid mit dem verlassenen Thiere, so daß er ihn in sein Haus nahm, so schwer es ihm auch ward, in den engen Räumen, die ihm zu Gebote standen, den Hund unterzubringen. Nun aber ereignete es sich nicht lange nachher, daß ein Räuber in das Haus einbrach. Schon hatte er sich der Barschaft des Mannes bemächtigt, als der Hund sich wüthend auf ihn stürzte, durch lautes und anhaltendes Gebell seinen Herren und die nächsten Nachbaren weckte und, während diese herzueilten, seiner Kleinheit ungeachtet den Räuber so fest zu halten wußte, daß man ihn ergreifen und ihm seinen Raub wieder abnehmen konnte. Sehr bald darauf verschwand der Hund spurlos, und nun erst wurde es seinem Herren klar, daß derselbe Niemand anders als der

Geist seines Schuldners gewesen sei, der eigens gekommen war, um seine Schuld abzutragen. Das hatte er nun redlich gethan, denn die Summe, welche man dem Räuber wieder abgenommen, welche der Hund ihm also gerettet hatte, war genau so groß, wie die unerledigte Schuld sammt ihren Zinsen. Als daher der Geist des Verstorbenen auf diese Weise seinen Verpflichtungen nachgekommen war, hatte er Ruhe und war und blieb verschwunden.

Bekehrter Geizhals.

Vor Jahren lebte ein Mann, der war so erpicht auf das Anhäufen von Geld, daß er keinem Bettler auch nur das geringste Almosen spendete und nie einem Priester oder einem Tempel eine noch so kleine Opfergabe schenkte. Zuletzt ging er sogar damit um, alle seine Diener zu entlassen, obgleich sie ihm treu dienten; denn er meinte, er könnte das Geld sparen, das er ihnen geben und auf ihren Lebensunterhalt verwenden mußte.

Da geschah es, daß er schwer erkrankte, und nun war er zwar sehr froh, seine Dienerschaft noch nicht weggeschickt zu haben, aber er verharrte immer noch bei seiner schmutzigen, geizigen Denkungsart und verschob jenen Vorsatz nur bis auf bessere Tage. Seine Krankheit nahm indessen immerfort zu, und zuletzt war er rathlos, was er dagegen anwenden sollte. Eines Nachts lag er allein auf seinem Schmerzenslager, die Diener hatten das Nachtlicht in dem dazu bestimmten, mit Papier überzogenen Kasten angezündet und sich entfernt. Da trat ungemeldet ein Mann in Priestertracht bei ihm ein. Der Geizhals fing an zu schelten und rief: „Ich gebe euch Priestern nichts, laßt mich in Ruhe.“ Der Priester aber, statt wegzugehen, setzte sich dicht neben seinem Lager nieder und erwiderte zornig: „Glaub' nicht, daß ich von deinem Gelde etwas will; das ist mit Sünden

befleckt und mit Fluch beladen. Wohl aber will ich dir aus bloßem Mitleid sagen, womit du dich noch retten kannst. Thue Gutes, schenk von dem deinen so viel du irgend kannst den Armen; weigerst du dich dessen, so mußt du sterben!“ Als der Geizhals diese Worte vernahm, ward er ganz wüthend; er sprang auf, ergiff einen Dolch, den er unter den Decken seines Lagers in Bereitschaft hatte, und fiel damit den Priester an. Dieser aber aber lachte höhnisch und wich ihm aus, indem er zugleich den Papierkasten mit dem Nachtlichte umstieß, so daß dieses verlöschte. Und nun rief er mit veränderter, unheimlicher Stimme: „Jetzt ist es um dich geschehen! Jetzt werde ich dir das Blut vollends aussaugen, wie ich es schon manche Nacht vorher gethan habe, um dich krank und elend zu machen und dich für deine Schlechtigkeit zu strafen!“ Der Geizhals fühlte, wie ein rauher, mit borstigen Haaren besetzter Gegenstand ihn umklammerte, und wie sein Hals zu schmerzen anfing, als ob Jemand sich hineinbisse. In äußerster Todesangst schrie er aus Leibeskräften und hieb zugleich wie wahnsinnig mit seinem Dolche um sich. Auf das Angstgeschrei kamen alsobald die Diener mit Licht herbei, und da fühlte der Geizhals, wie sein Widersacher von ihm abließ. Die Diener sahen ihn nicht mehr, fanden jedoch den blutigen Stummel eines Gliedes, ähnlich einem riesigen Spinnenfuß, von schwärzlicher Farbe, so hart wie Horn und mit borstigen Haaren bedeckt. Er hatte offenbar dem Gespenste gehört und war von ihrem Herren in seinem Verzweiflungskampfe demselben abgehauen; das war auch aus einer breiten Blutspur ersichtlich, welche das vampyrartige Geschöpf auf seiner Flucht aus dem Zimmer zurückgelassen hatte. Nun wollten die Diener gern die Sache ergründen, und während einer von ihnen bei dem zum Tode erschreckten Herren als Wache blieb, folgten die anderen der Spur, welche bis in den Garten, bis zu einem der künstlich aufgeschütteten Steinhaufen führte, mit welchen die Japaner ihre Gärten auszustatten lieben. Hier bemerkten sie, wie zwischen den Steinen riesengroße Spinnenfüße mit ihren Enden hervor-

sahen, sie wagten aber dem Ungethüme nichts anzuthun, und als sie noch unschlüssig dastanden, erscholl eine drohende Stimme: „Entfernt euch rasch und sagt eurem Herren, wenn er sich nicht bessere, sei er dennoch verloren, denn alsdann würde ich wiederkommen und ihn zu Grunde richten." Sie berichteten, was sie gesehen und vernommen; der Geizhals aber war nunmehr wirklich in Angst und Schrecken. Er gelobte Besserung, gab große Summen an Priester und Tempel, that den Armen viel gutes und hielt seine Diener aufs beste. Er blieb daher auch von der Vampyrspinne verschont und erreichte ein hohes Alter.

Der Habgierige.

In der Hauptstadt Japans wohnte vor Jahren ein Tischler, welcher sehr fleißig und geschickt war, aber den Fehler an sich hatte, sehr geizig und habgierig zu sein. Täglich betete er zu den Göttern, sie möchten ihm doch zwei paar Hände statt des einen, dessen sich die Menschen erfreuen, gnädig bescheren, sie würden sehen, wie treu und fleißig er sie benutzen würde. Und die Götter erfüllten seinen Wunsch und schenkten ihm in der That noch ein paar Hände. Natürlich verdiente er jetzt doppelt so viel, statt aber von dem Gelde, welches er erwarb, auch armen Leuten etwas zu gute kommen zu lassen, speicherte er es nur auf und ward zugleich immer habgieriger, sodaß er abermals die Götter ohne Unterlaß anflehete, nochmals die Zahl seiner Hände zu verdoppeln. Wiederum fand er Erhörung; er arbeitete nun mit acht Händen, war aber immer noch nicht befriedigt und geizte in hergebrachter Weise mit seinem Gelde.

Da trat eines Tages ein Fremder zu ihm herein, lobte seinen Fleiß und seine Geschicklichkeit und pries das Wunder, das ihn mit acht Händen ausgestattet habe. „Indessen," fügte

er hinzu, „sollte es nicht viel vortheilhafter sein, wenn Ihr Euch, da Ihr ein solcher Wundermensch seid, der mit acht Händen, gleich einer Spinne, arbeiten kann, einfach für Geld beim Volke sehen ließet? Dann hättet ihr noch viel mehr Einkommen als jetzt und brauchtet doch nicht vom Morgen bis zum Abend im Schweiße eures Angesichtes zu arbeiten, sondern nur dann und wann ein wenig, um eure Geschicklichkeit den Leuten zu zeigen." Das leuchtete dem Tischler ein; er sagte zu dem Vorschlage des Mannes ja und ließ sich sogar thörichter Weise von demselben in einen Käfig sperren, um besser den Schaulustigen vorgeführt werden zu können.

Nun schleppte ihn aber der Fremde rastlos von Stadt zu Stadt; er mußte überall die Menge belustigen und erhielt dafür kaum satt zu essen, während sein Führer auf seine Kosten reich ward. Mit Thränen in den Augen bejammerte er sein hartes Loos; wenn aber sein Peiniger ihn klagen hörte, so bekam er noch Schläge obenein. Jetzt erst erkannte er, wie sündhaft seine Habgier gewesen, und bereute dieselbe zu spät. Der Fremde aber, der mit ihm herumzog und ihn im Käfig den Leuten zeigte, war, wie man sagt, Niemand anders als ein Abgesandter des greisen Gottes von Inari, des Gehülfen der großen Göttin des Landbaues, der den Armen und Bettlern besonders wohlwill und dem Tischler eine schwere, aber gerechte Strafe für seine Hartherzigkeit und für seine sündhafte Ungenügsamkeit zukommen lassen wollte.

Inari-Sama.

Einst lebte in Japan in der Nähe eines der Tempel der großen Göttin von Inari ein Ehepaar, das sehnlich, aber vergebens Kindersegen wünschte und ihn gar oft von den Göttern erbeten hatte. Einstmals — es war ein Wintertag, und Schneeflocken begannen zu fallen — kam die Frau auf den Gedanken, zu dem Fuchsgotte zu beten, dem Greise, der der großen Göttin von Inari zur Seite steht und gleich ihr unter dem Namen Inari-Sama verehrt zu werden pflegt. Inbrünstig hatte sie gebetet und erhob sich wieder, und da kam es ihr vor, als ob die Standbilder der weißen Füchse, welche vor dem Tempel standen, sie freundlich ansahen und mit den Schwänzen wedelten. In der That, es war keine Täuschung; sie sah deutlich, wie die Schneeflocken von den Schwänzen der Thiere hin und her getrieben wurden.

Als sie auf dem Heimwege in die Nähe ihrer Wohnung kam, sah sie an der Thür einen außerordentlich armen und zerlumpten Bettler, der sie flehentlich um etwas zu essen bat. Die Leute waren keineswegs wohlhabend, und so hatte die Frau nur eine Schale mit Reis stehen, den sie ihrem Manne geben wollte, wenn er von der Arbeit zurückkehrte; allein auf des armen Mannes Bitte besann sie sich nicht einen Augenblick und gab ihm die Schale mit dem Reis. Er nahm sie und entfernte sich.

Anderen Tages ging der Mann zum Tempel, um auch seinerseits zu der großen Göttin und dem Fuchsgotte zu beten, und da sah er denn die leere Schale, welche seine Frau gestern dem Bettler gegeben, auf der Schwelle des Tempels liegen. Demüthig verneigte er sich und nahm die Schale zu sich, um sie seiner Frau zu zeigen. Als er dieser aber erzählt, was ihm begegnet, rief sie freudig: „Der Bettler war der Gott der Füchse; mein Gebet wird nun erhört werden, denn der Gott, der [illegible] wohlwill, aber zuvörderst mich prüfen wollte, hat meine [illegible]

gnädig angenommen!“ Und in Wahrheit bekamen die Leute bald einen Sohn, der zu ihrer Freude heranwuchs, und den die Götter, die ihnen denselben bescherten, auch sichtlich unter ihren Schutz nahmen.

Das Schiffsgespenst.

Die Schiffer werden von einem sehr hinterlistigen bösen Geiste verfolgt, der, um Macht über sie zu bekommen, in der Gestalt eines ihrer Nachbarn zu ihnen ins Haus zu kommen pflegt und sie bittet, ihm eine Kelle zu leihen. Wer nun die Tücke dieses Spukwesens nicht kennt und ihm höflich die Kelle darreicht, zu dessen Dschonke begiebt sich augenblicklich der Geist und füllt sie mittels der nämlichen Kelle allmählig mit Wasser so lange bis sie untersinkt. Die Schiffersleute nehmen daher, wenn sie um eine Kelle angesprochen werden, rasch eine alte Kelle, stoßen ihr den Boden aus und werfen sie dem Gespenste an den Kopf. Dieses verschwindet dann augenblicklich mit der Kelle und kann, da dieselbe bodenlos ist, das Schiff nicht damit füllen und zum Sinken bringen.

Es sind indessen Sprüche erforderlich, die derjenige hersagen muß, welcher in solcher Weise die List des bösen Geistes vereiteln will; er muß sich dem Schutze eines der Seefahrergötter empfehlen, denn sonst ereilt ihn oft dennoch die Rache des Schiffsgespenstes. Ein junger Schiffer, der dies nicht gehörig beachtet und sich damit begnügt hatte, dem bösen Geiste die schadhafte Kelle zuzuwerfen, begegnete auf seiner nächsten größeren Fahrt auf offener See einem der Ungethüme, welche die Japaner Kappa nennen, und welche einen Schildkrötenleib, einen Affenkopf und gewaltig lange Klauen besitzen und trotz ihrer grellen, rothen oder grünen Farbe sich gewöhnlich so lange heimtückisch zu verbergen wissen, bis sie irgend einen Streich gegen arglose Schiffer

oder gegen Leute am Strande ausführen können. Der Kappa, welcher jenem Schiffer Unheil brachte, war von ungeheurer Größe; die Schiffer, welche zugleich mit dem Unglücklichen ausgefahren waren, sahen, wie der Unhold aus dem Meere auftauchte, mit seinen Krallen den Bord des Schiffes packte und es umkippte, so daß alle Insassen desselben ertranken. Entsetzt flohen sie die Stätte und erzählten die Begebenheit, um Jedermann vor der Unterlassung der nöthigen frommen Bräuche bei der Begegnung mit dem Schiffsgespenste zu warnen.

Kappa und Jinrikascha-Mann.

In der Nähe von Yokohama hatte unlängst einer der Jinrikischa-Läufer, deren Gewerbe es ist, ein leichtes Wägelchen zu ziehen und darin Leute für Geld zu fahren, ein sonderbares Abenteuer. Er fuhr mit leerem Gefährt im Schritt am Ufer dahin und sah sich genöthigt, einen sehr beschwerlichen Umweg um eine der Buchten zu machen, in welche das Meer zur Fluthzeit hinansteigt, die aber zur Zeit der Ebbe mit schmutzigem, weichem Schlamme bedeckt sind. Sehr ärgerlich, schalt er auf das häßliche Gewässer und gab seiner Mißachtung in etwas starken Worten Ausdruck. Da hörte er plötzlich in dem Schlamme ein Plätschern und ein Grunzen, das ganz zornig klang. Er achtete nicht weiter darauf, wurde jedoch nach einiger Zeit sehr unliebsam an diesen Vorfall erinnert. Er fuhr an derselben Stelle eine Frau aus dem Volke und trabte wohlgemuth mit seiner leichten Last dahin, als er plötzlich einen heftigen Ruck fühlte; sein Jinrikischa flog hoch in die Luft und die Frau, welche darin saß, ward in den Schlamm der Bucht geschleudert, die zum Glück, da es Ebbe war, kein Wasser hatte. Der Jinrikischa-Mann hielt sich mit Aufgebot aller seiner Kraft aufrecht; es hätte nicht viel gefehlt,

so wäre er ebenfalls in den Pfuhl geschleudert. Obwohl verdutzt, trat er rasch an den Rand des Weges und zog mit großer Anstrengung die Frau wieder herauf, so daß dieselbe, wiewohl arg beschmutzt, doch mit dem Schrecken davon kam. Während dessen aber sah der Jinrikischa-Mann, wie ein Kappa*) zähnefletschend und hohnlachend seinen Kopf aus dem Schlammpfuhl erhob; nun erinnerte er sich sogleich jener früheren Begebenheit und wußte, daß der Kappa, welcher dieses Gewässer bewohnte, ihm seine verachtungsvollen Worte übel genommen und sich für dieselben hatte rächen wollen. Froh, noch ohne ernstlichen Schaden der Gefahr entronnen zu sein, vermied er seitdem mit großer Sorgfalt die verhängnißvolle Stelle.

Das Sichel-Itatschi.

Ein widerwärtiger böser Geist, der namentlich den Läufern und Boten unheilvoll werden kann, ist das Sichel-Itatschi. Dieses Gespenst gleicht im übrigen ganz einem wieselartigen, in Japan häufigen Thiere, dem Itatschi, führt aber an seinen Klauen scharfe Sicheln. Wem es nun einen Streich spielen will, vor dessen Füße kugelt es sich rasch und unvermerkt, so daß er stürzt und durch die Sicheln sehr üble Wunden erhält. Aus der Art und Weise dieser Verletzungen sieht man alsdann erst, woher sie rühren. Viele Leute versehen sich, um gegen diesen bösen Zauber gesichert zu sein, mit besonderen Amuleten.

*) Vgl. vorige Sage.

Der Oni und die Flüchtlinge.

Am Hofe der Kaiserin Niteo in Kioto, vor noch nicht dreihundert Jahren, begab es sich, daß ein vornehmer Krieger der Leibwache sich in eine der Palastdienerinnen des Vetters der Kaiserin verliebte. Er warb um sie, und es gelang ihm auch, ihre Gegenliebe zu erringen, aber ihr Herr wollte sie nicht ihres Dienstes entlassen. Er blieb gegen alle Bitten der Liebenden taub, und auch die Kaiserin, welche sie ebenfalls um Beistand angingen, wollte sich nicht in die Angelegenheit einmischen. Da faßten die beiden einen verzweifelten Entschluß und entflohen aus Kioto, um in den Bergen einen bescheidenen Zufluchtsort zu suchen; auch gelangten sie bei nächtlicher Weile unbemerkt ins Freie und hofften schon, glücklich davonzukommen, als sie von einem heftigen Regenschauer überfallen wurden. Dasselbe verdarb nicht nur die Wege und erschöpfte ihre Kräfte, sondern es brachte sie auch von dem richtigen Pfade ab, der sonst, da er an einem Flusse, dem Atugawa, hinläuft, kaum zu verfehlen war. So geriethen sie in eine sehr unheimliche, durch Spuk und böse Geister berüchtigte Gegend und waren endlich froh, als sie eine alte Scheune antrafen, in der sie die Nacht zuzubringen beschlossen. Der Krieger spannte seinen Bogen, legte einen Pfeil auf die Sehne und stellte sich an die Thür; seine Geliebte ging in das Gebäude hinein und legte sich zur Ruhe. Nun waren aber die Seitenwände der Scheune so morsch, daß einer der bösen Geister oder Oni, welche in jener Gegend hausten, ohne Mühe in dieselbe einbrach, ohne daß er die Thür zu passiren brauchte, und kaum war er darinnen, so fiel er mit solcher Gier über das arme Weib her, daß er es in wenigen Augenblicken verschlungen hatte. Als er sie packte, rief sie zwar um Hülfe, aber ihr Geschrei, das überdies bald aufhörte, wurde von ihrem Geliebten, der ängstlich nach außen spähete und außerdem von den bösen Geistern berückt war, nicht beachtet. Als der Morgen dämmerte, trat daher der Krieger

ohne Arg in die Scheune, fand aber seine Geliebte nicht und begann laut zu klagen. Dies hörte eine Abtheilung der kaiserlichen Leibwache, welche zufällig in der Nähe vorüberging, und bei der sich auch der Bruder des Unglücklichen befand. Diese Leute halfen ihm die Scheune durchsuchen, und da entdeckten sie alsobald die Blutspuren, welche der Oni von seinem scheußlichen Mahle zurückgelassen, und erkannten, daß die Unthat das Werk eines jener schlimmsten aller Gespenster sein müsse, welche Menschen zu morden und zu fressen pflegen.

Tengu und Knabe.

Man erzählt, daß vor nicht allzulanger Zeit ein Tengu*) einen Knaben geraubt, aber gut behandelt und wohl verpflegt und auf allen seinen Fahrten durch ganz Japan mitgenommen habe. Er zeigte demselben viele Merkwürdigkeiten und belehrte ihn über alles, was er bei ihren vielfachen Kreuz- und Querzügen zu sehen bekam. Als das Kind 11 bis 12 Jahr alt war, fiel es ganz plötzlich durch das Dach seines väterlichen Hauses nieder; der Tengu hatte es, wie es sagte, aus freien Stücken, ganz wie er es ihm versprochen, zu den Seinen zurück gebracht. Es erzählte viel von seinen Reisen und ward seiner großen Kenntnisse halber sehr berühmt.

*) Geflügelte, mit Schnäbeln versehene Kobolde; vgl. Märchen S. 78 und Sage von Yoschitsune.

Die Erlengespenster.

In den öden Gebirgen hausen außer den großen Schlangen und anderen bösen Geistern noch die Erlengespenster, deren oberstes die Midzume, die Erle ist, welche — ganz wie das Wort Midzume auch sonst noch besagt, — drei Augen, zwei gewöhnliche und eins vor der Stirn besitzt. Zweiauge und Vierauge, ihr sonst sehr ähnlich und ebenso widerwärtig, gesellen sich zu ihr, auch rauh-haarige Unholde und andere, die mit Fischschuppen versehen sind und großen Fröschen oder Kröten ähneln. Sie sind sämmtlich den Menschen unhold, suchen sie in die Irre und in Gefahr zu locken, sind aber nicht so verderblich wie die meisten der Oni oder wie die großen Schlangen, von denen manche Stellen der Gebirge erfüllt sind, so daß kein Japaner zur Nachtzeit sich dorthin wagt.

Schojoo.

Schojoo ist ein Flußgott, der außerordentlich gern Sake oder Reiswein trinkt und nicht selten Leute, welche den Sake lieben, dermaßen anfeuert, daß sie das ihrige vertrinken, und wenn es dann, wie man sagt, zu Wasser geworden, heißt es bei den Japanern, es sei zum Schojoo gewandert. Er befreundet sich jedoch gern mit den Menschen, wenn sie guter Gemüthsart sind. So erschien er einstmals zur Nachtzeit einem jungen Schiffer Namens Koofu, der sein Wohlgefallen dadurch auf sich gezogen, daß er seinen Vater auf das pflichtgetreueste verpflegte, und ging an dessen Sakekrug. Obwohl nun Koofu sah, daß Schojoo auch nicht einen Tropfen Sake in dem Kruge ließ und ihn mit purem Wasser wieder füllte, so sagte er in seiner gutmüthigen Weise und eingedenk des Gastrechtes nichts

dazu. Am anderen Morgen fand er zu seiner Überraschung, daß der Krug ganz vorzüglichen Sake enthielt, und merkte bald zu seiner großen Freude, daß derselbe nie leer wurde, sondern sich stets wieder füllte, so oft er auch ausgeschenkt ward. Das war das Geschenk, das ihm Schojoo zum Lohne dafür hinterlassen, daß er nicht geizig war und den Gott in seinem Genusse nicht gestört hatte.

Der Wiedererstandene.

In einer der tieferen Gebirgsschluchten von Takano fand man einstmals eine große Anzahl menschlicher Knochen, sowohl Schädel als andere Theile von Gerippen. Während diese Knochen, der Bestattung harrend, noch auf einem Haufen dalagen, begab es sich, daß aus ihnen ein Mann entstand, der sich unter die Menschen begab und sogar nachmals am Hofe zu hohen Ehren stieg. Alle Welt kannte seinen Ursprung, und so drängten sich die Leute oft herzu, um zu sehen, wie er ganz öffentlich in der Vorhalle des kaiserlichen Palastes stand und den Obliegenheiten seines Amtes nachkam, auch wie er seinen Gehalt in Empfang nahm gleich anderen Menschen. Dieser wiedererstandene Todte war noch am Leben, als das in Japan sehr verbreitete Buch, betitelt die Erzählungen der Ise, herausgegeben wurde, und war der Verfasserin desselben wohlbekannt.

Der Mann an der Felswand.

In einem wilden Gebirge, nahe bei einem Dorfe, stürzte einst ein Berg ein, und viele Menschen fanden dabei ihren Tod. Dieses schreckhafte Ereigniß war fast schon vergessen, so lange Zeit war darüber verflossen, als ein Mann, welcher in derselben Gegend am Fuße einer steilen, viel hundert Fuß hohen Felswand sich ein Haus gebaut hatte, eines Tages an dem Felsen den Schatten eines Menschen erblickte, den er niemals zuvor gesehen. Dieser Schatten zeichnete sich von Tage zu Tage schärfer ab; er färbte sich immer tiefer und natürlicher. Ganz deutlich erkannte man die verschiedenen Theile einer menschlichen Gestalt, und endlich sah man sogar Mund, Augen und Gesichtszüge sich bewegen. Der Anwohner der Felswand faßte sich nun ein Herz und ging näher heran, und da fand er in der That einen vollständigen Menschen, der aber an der Felswand festsaß. Als er ihm Speise bot, nahm derselbe sie auch sofort und ohne alle Schwierigkeit zu sich. Darauf ging der Andere täglich hin und brachte dem Mann am Felsen Speise, und zuletzt, nachdem er eine Zeitlang auf diese Weise gestärkt war, löste sich derselbe von der Felswand los und konnte mit dem Anderen von dannen gehen. Er verweilte längere Zeit bei seinem Freunde, arbeitete für denselben, und dieser gab ihm seinen Lebensunterhalt. Als er sich von dem Felsen losgelöst, schien er zwanzig Jahr alt zu sein, daher ihm sein Freund auch eine Frau verschaffte. Er hatte nachmals einen Sohn, und diesen hat Ise, die Verfasserin der vielgelesenen nach ihr benannten Erzählungen, welcher wir die Aufzeichnung der denkwürdigen Begebenheit verdanken, noch lebend gekannt. Das Volk nannte ihn den Sohn des Gespenstes.

Der Schädel.

Einst litt ein Mann an fortdauerndem, sehr argem Kopfschmerz, dessen Ursache kein Arzt zu ergründen vermochte. Da wandte er sich endlich an die erhabene, gütige Göttin Kwannon und flehte sie aufs inbrünstigste um Hülfe an. Die Göttin erhörte auch seine Gebete und ließ ihm durch den Priester sagen, er möge sich in den Wald an eine näher bezeichnete Stelle begeben; dort werde er die Ursache seines Leidens mit eigenen Augen sehen und dieselbe leicht beseitigen können.

Als er an dem angegebenen Orte angekommen war, sah er, halb von Erde bedeckt, einen menschlichen Schädel; er forschte weiter nach und fand, daß eine Baumwurzel durch den Schädel hindurchgewachsen war und angefangen hatte, denselben auseinander zu treiben. Ein Ast war aus der Augenhöhle des Todtenbeins förmlich wieder herausgewachsen, und der Schädel war ganz und gar von der Wurzel eingeengt und geklemmt. Der Mann vermuthete sogleich, daß dieser Schädel ehedem ihm selber, während einer der früheren irdischen Existenzen, die seine Seele durchwandert, angehört habe; er beseitigte die Wurzel und legte den Schädel ganz frei, und nun hörte sein Kopfschmerz augenblicklich auf. Da ward es ihm zur völligen Gewißheit, was er gemuthmaßt, und dankerfüllt pries er die Gnade, die ihm die Göttin Kwannon erwiesen.

Ein wiedergeborener Gläubiger.

Ein armer Mann war einst ohne sein Verschulden in große Noth und arge Verlegenheiten gerathen, und einer seiner Nachbaren half ihm durch ein Darlehen aus seiner bedrängten Lage. So sehr sich nun der dankerfüllte Schuldner auch anstrengte, um sich dieser Verbindlichkeit zu entledigen, es war ihm nicht möglich, und so kam es, daß der Gläubiger ohne Erben starb, bevor die Schuld abgetragen war.

Nicht lange danach wurde dem Schuldner, welcher sich beständig darüber grämte, daß er seinen Verpflichtungen so schlecht nachgekommen war, ein Sohn geboren. Stets von dem Gedanken an die nicht bezahlte Schuld erfüllt, vermuthete der Vater, dieses Kind könne sehr wohl eine Wiedergeburt seines Gläubigers sein, von den Göttern veranstaltet, damit er nun die Schuld tilgen und den quälenden Gedanken an dieselbe loswerden könne. In dieser Meinung ward er noch bestärkt, als er sah, daß das Kind beständig kränkelte, und daß er kaum hoffen durfte, es groß zu ziehen. Aus diesem Grunde buchte er alle Ausgaben, die er für diesen seinen Sohn machte, und rechnete die Summe derselben von Zeit zu Zeit zusammen. Als er jedoch fand, daß der Betrag seiner alten Schuld bereits vollständig erreicht war, ohne daß in dem Befinden seines Sohnes irgend eine Aenderung eintrat, da glaubte er schon, sich geirrt zu haben, und nur aus alter Gewohnheit, nicht zu irgend einem Endzwecke setzte er seine Buchführung über die Ausgaben für den Unterhalt des Kindes fort. So ging noch es ein paar Jahre, dann aber erkrankte der Knabe ernstlich und starb trotz der sorgfältigsten Pflege und ärztlichen Behandlung. Wie erstaunte aber der Vater, als er die Rechnung über die Ausgaben für den nunmehr verstorbenen Sohn abschloß und fand, daß dieselben genau den Betrag der Schuld mitsammt ihren Zinsen ausmachten. Er hatte sich also vordem nur darin geirrt, daß er die

Zinsen dem Kapitale zuzuschreiben vergessen; im übrigen waren alle seine Voraussetzungen zutreffend gewesen. Sein Gläubiger war eigens zur Empfangnahme seiner Schuld als sein Sohn wieder auf Erden erschienen, und er selber konnte nun ruhig jeden Gedanken daran schwinden lassen.

Ein Gespenst auf dem Friedhof.

Einst sahen Leute, welche zufällig bei Nachtzeit in der Nähe einer Begräbnisstätte vorbeikamen, einen jungen Mann, der trauernd daselbst gestanden, plötzlich auffahren und mit Eifer hinter einer Erscheinung hergehen, die sie alsobald auch bemerkten, und die, wie sie sehr wohl sahen, nichts anderes war als ein mit halbvermoderten Lappen umhängtes Gerippe, das in der einen Hand eine Laterne trug. Sie gingen rasch dem jungen Manne nach und fragten ihn, weshalb er denn so sehr eile, und er erwiderte ihnen, vor ihm her ginge eine Gestalt, welche ganz seiner kürzlich verstorbenen Braut gliche, nach der er beim Vorübergehen an dem Friedhofe unaussprechliche Sehnsucht gehabt habe. Nun sagten sie ihm, was sie selber gesehen, und schaudernd sah er nun ein, daß ein Gespenst seine Gemüthsstimmung benutzt und ihn in eine große Gefahr gelockt habe, aus welcher er nur durch die Dazwischenkunft der anderen Leute gerettet ward.

Miura Takeschi.

Um das Jahr 1840 zog ein Fechtmeister Namens Miura Takeschi aus der Provinz Oschiu nach der Hauptstadt Tokio und hoffte daselbst als Lehrer der jungen Krieger sich leicht ein reichliches Auskommen zu verschaffen. Er war aber sehr arm, und so fand er anfangs große Schwierigkeiten, ein passendes Lokal für seine Fechtübungen zu miethen; als er dies nun endlich aufgetrieben hatte, ging ihm das Geld aus, auch noch für sich und seine Familie ein genügendes Unterkommen zu finden. Da sagte man ihm, im Stadttheil Honjo auf einer Straße, die überhaupt von bösen Geistern heimgesucht sei, stehe ein Haus gänzlich leer und werde sicher sehr billig zu miethen sein, indem es darin in ganz abscheulicher Weise spuke. Fechtmeister Takeschi war ein tapferer Gesell, und so ging er augenblicklich zu dem Hauswirthe und bat ihn, die Wohnung ihm miethweis zu überlassen; er sei nicht begütert und werde sehr dankbar sein, wenn er mit einem billigen Miethzinse abkäme. Der Hausbesitzer freute sich über Takeschi's Anerbieten sehr und erwiderte, er wolle ihm das Haus, das in der That durch Gespenster in Verruf gebracht sei, ganz umsonst zur Benutzung überlassen; er freue sich sehr, daß ein beherzter Mann hineinziehen wolle, von dem er endlich Auskunft über den Spuk erlangen und vielleicht auch Hülfe erwarten könne. So zog Takeschi mit seiner Familie ein, und ein paar Tage vergingen, ohne daß sich etwas bemerkenswerthes begeben hätte. Eines Abends aber, als der Fechtmeister ungewöhnlich lange seine Unterrichtsstunden hatte ausdehnen müssen und noch nicht heimgekehrt war, hörte seine Frau einen furchtbaren Knall, und darauf folgte Kettenrasseln und Gepolter der unheimlichsten Art. Als der Fechtmeister nach Hause kam, fand er seine Frau sehr erschreckt und

stellte sofort Nachforschungen an. Er fand aber nichts, und seine Frau wußte ihm auch keine weitere Auskunft zu geben, als daß der erste Knall aus der Gegend des Brunnens hergekommen sei. Anderen Tages nun verließ Takeschi sein Fechtlokal zu früherer Stunde, und einige seiner Bekannten und Schüler, welche von ihm vernahmen, um was es sich handle, schlossen sich ihm freiwillig an und erklärten sich bereit, bei den Nachforschungen nach dem Spuke zu helfen. So postirten sie sich denn an verschiedenen Stellen im Hause und in dessen Umgebung; Takeschi selber aber ließ es sich nicht nehmen, sich dicht bei dem verdächtigen Brunnen aufzustellen.

Nicht lange dauerte es, so erscholl der nämliche Knall, wie gestern, und nun lief der Fechtmeister eilends an den Brunnen und blickte hinein. Da sah er denn deutlich einen kahlen Kopf über dem Wasser schweben; noch eine Zeit lang polterte es, dann war alles still und der gespenstische Kopf verschwand.

Kaum war der Morgen angebrochen, so eilte der Fechtmeister zu dem Hauseigenthümer und bat ihn um Auskunft, was früher in der Wohnung passirt sein könne. Dieser versprach, Erkundigungen einzuziehen; Takeschi aber veranstaltete sofortige Nachgrabungen in dem Brunnen und fand dort einen Menschenschädel. Er ließ denselben nach Gebühr bestatten, und danach hörte jeder Spuk in dem Hause auf. Der Hausbesitzer aber ermittelte, daß einstmals in demselben ein Blinder, der sich mit dem Kneten und Streichen der Glieder behuf der Heilung des Rheumatismus und anderer Krankheiten seinen Lebensunterhalt verdiente, spurlos verschwunden sei. Der damalige Bewohner des Hauses sei zwar verdächtig gewesen, um das Verschwinden des Blinden zu wissen, allein es habe sich derzeit nichts ermitteln lassen. Jetzt sei es klar, daß jener frühere Hausbewohner den Blinden ums Leben gebracht habe, entweder um ihn zu berauben, oder weil er demselben Geld geschuldet und sich seiner Schuld auf jene verbrecherische Weise habe entledigen wollen. Der Fechtmeister aber ward nun wegen seiner

Entschlossenheit höchlich belobt, bekam viel Zuspruch und blieb noch lange umsonst im Genusse der durch ihn von dem Geiste des armen Blinden befreiten Wohnung.

Zenroku.

Vor Kurzem lebte in Tokio im Stadttheil Kanda ein armer Fischhändler, Zenroku mit Namen, der sich kümmerlich mit seiner Frau und einem Söhnlein durchschlug. Seine Frau starb zu seiner tiefen Bekümmerniß, weshalb er seinen Sohn einer alten Frau in Pflege gab und häufig mit anderen seinesgleichen in bescheidenen Wirthshäusern die Abende verbrachte. Obgleich er sonst keinen schlechten Gewohnheiten fröhnte, namentlich auch dem Hasardspiele durchaus nicht ergeben war, hatte er sich doch einmal verleiten lassen, mit seinen Freunden in einem Theehause zu spielen, und unglücklicher Weise ward er dabei von der Polizei ertappt und ins Gefängniß geworfen. Es war ein finsteres, dumpfes Loch, in das er eingesperrt wurde, seine Vernehmung ließ ungebührlich lange auf sich warten, und so war es nur allzu erklärlich, daß der arme Zenroku an einem bösen Fieber erkrankte. Die alte Frau, welche sein Kind zu verpflegen hatte, wartete vergebens auf das Geld, daß er ihr sonst regelmäßig für ihre Bemühungen und Auslagen zu bringen pflegte; als sie aber erfuhr, was dem Zenroku passirt sei, dachte sie, er werde alles später schon ersetzen und ließ in ihrer Sorgfalt für das Knäblein nicht im geringsten nach. Nur war sie um Zenroku selber sehr besorgt und freute sich daher sehr, als derselbe eines Abends spät bei ihr eintrat, ihr für die Pflege, die sie in so gütiger Weise seinem Kinde angedeihen lasse, aufs herzlichste dankte und ihr eröffnete, er müsse zwar noch einmal in sein Gefängniß zurück, werde aber folgenden Tages daraus erlöst sein und frei

werden. Am anderen Morgen begab sich die Alte mit dem Kinde vor das Gefängniß und dachte nicht anders, als daß Zenroku bald aus demselben hervorkommen und mit ihnen gehen würde; sie war daher vor Schreck und Überraschung starr, als sie statt dessen Zenroku's Leiche heraustragen sah und hörte, daß der Arme am Abend zuvor seinem Fieber erlegen sei. Das war genau zu derselben Zeit geschehen, wo er bei ihr eingetreten war. Die Frau behielt nun nach wie vor den gänzlich verwaisten und verlassenen Knaben bei sich, fand aber auch mitleidige Seelen in Menge, welche sie nach Kräften unterstützten.

Das Gespenst von Sakura.

Unter der Regierung des Schogun*) Iyemitsu, gegen die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, lebte in Sakura, einem in der Provinz Schimosa nicht weit von der Hauptstadt Japans belegenen Städtchen, ein sehr milder, von seinen Untergebenen geliebter und zugleich am Hofe des Schogun hochangesehener Fürst oder Daimio. Als er starb, wurde er überall in seinem Gebiete tief betrauert; die Wehklagen seiner Unterthanen vermehrten sich aber noch, als sich herausstellte, daß sein Sohn und Erbe, Masanobu, keineswegs dem guten Beispiele seines Vaters folgte. Er bedrückte die Bauern auf alle mögliche Weise, und obwohl dieselben lange schweigend alle Drangsale über sich ergehen ließen, so bemächtigte sich schließlich doch die Verzweiflung ihrer Gemüther. Die Dorfältesten traten zusammen und beschlossen,

*) Weltlicher Regent von Japan, ursprünglich Obergeneral und Vollstrecker der kaiserlichen Befehle; vgl. Heldensagen von Yoritomo 2c. und geschichtliche Sagen S. 259 ff. Iyemitsu, Enkel des Iyeyasu, war der dritte Schogun aus der von letzterem gestifteten, bis 1868 im Besitze der Macht befindlichen Dynastie der Tokugawa.



koste es, was es wolle, bei dem Beherrscher des ganzen Landes, dem wie alle Anderen auch ihr Fürst Gehorsam schuldete, im nahen Yedo sich zu beschweren, damit in irgend einer Weise der entsetzlichen Noth und Bedrückung ein Ende gemacht würde.

Der angesehenste und gescheidteste der Dorfvorsteher jener Gegend war ein gewißer Sogoro. Ihm ahnte indessen bei der ganzen Sache nichts gutes, und so weigerte er sich lange, an den Berathungen seiner Genossen theilzunehmen; als er endlich den Bitten derselben nachgab und mit ihnen ging, da nahm er zugleich von seiner Frau und seinen Kindern rührenden Abschied. Die Dorfältesten gingen in ihrer mißlichen Lage selbstverständlich mit großer Vorsicht und Zurückhaltung zu Werke. Sie setzten eine ganz demüthige Bittschrift auf, um zu erwirken, daß das Verfahren ihres Herren und Gebieters wenigstens untersucht würde. Falle die Untersuchung, so sagten sie, zu dessen Gunsten aus, so seien sie zu jeder Sühne und Buße erbötig; falle sie aber gegen denselben aus, so bäten sie in aller Bescheidenheit, aber aufs ernstlichste um Abstellung der Uebelstände. Wie aber Sogoro vorausgesehen, hatte die Bittschrift, die sie auf dem üblichen, vorgeschriebenen Wege an den höchsten Rath einsandten, und von welcher Masanobu als Mitglied dieses Rathes Kunde erhielt, keine andere Folge, als daß sie unter sehr scharfen Drohungen zurückgewiesen wurde. Was sollte man nun thun? Sogoro und noch fünf der Dorfvorsteher, deren im Ganzen dreißig dem Fürsten von Sakura unterstellt waren, übernahmen es, vor dem Palaste zu warten, bis die feierlichen Züge mit den Tragkörben oder Kagos der zur Rathsitzung sich versammelnden Fürsten ankamen, und dann auf gut Glück eine erneute Bittschrift in einen solchen Kago zu werfen. Sie hatten auch Glück; der Brief gelangte in die Hände eines der bestgesinnten der Herren vom Rathe, eines Fürsten von Yamato, ward von ihm mitgenommen und dem Rathe vorgelegt. Schon freuten sich die Dorfvorsteher des Gelingens ihres Planes; den Sogoro aber verließen seine bösen Ahnungen nicht. Eines Tages, während sie noch auf eine Ant=

wort seitens des Fürsten von Yamato warteten, sprach er zu seinen versammelten Amtsgenossen: „Wäre es nicht besser, daß nur Wenige von uns hier blieben und die Uebrigen ruhig nach Hause gingen? Bricht dann das Unheil über uns herein, so leiden nicht so Viele, und die, welche zu Hause sich befinden, können sich dann wenigstens unsere Leichname ausbitten und uns ehrenvoll bestatten, wenn Masanobu's Rache uns ereilt." Durch solche Worte vermochte er endlich viele der Dorfvorsteher, aus Yedo nach ihrer Heimat zurückzukehren; er selbst aber und diejenigen, welche mit ihm zugleich die Bittschrift dem Fürsten von Yamato übermittelt hatten, mußten dableiben und auf dessen Antwort warten.

Nach sechstägigen Verhandlungen des höchsten Rathes endlich ließ sie jener Fürst zu sich bescheiden und eröffnete ihnen, der hohe Rath wolle allerdings ihre Angelegenheit untersuchen, könne sich aber nicht auf eine Beantwortung ihrer Bittschrift einlassen; vielmehr sei diese ungesetzmäßiger Weise befördert, und dies sei höchst strafbar. Alles, was er, der Fürst von Yamato, für sie habe thun können, sei, daß er ihnen Verzeihung ausgewirkt habe, falls sie die Bittschrift bereitwillig zurück nähmen. Dieser Beschluß, das sah Sogoro nebst seinen Genossen wohl ein, war äußerst betrübend, so wohlwollend er anscheinend auch lautete; unbedingt hatte Masanobu seinen Einfluß aufgeboten und in vollem Maße geltend gemacht. Bis die Untersuchung der Angelegenheit, welche der hohe Rath unabhängig von der Bittschrift zusagte, wirklich in Gang kam, konnten viele Jahre vergehen, und bis dahin hatte Masanobu alle Macht, seine Bedrückungen nur noch ärger auszuüben und sie namentlich gegen die widerspenstigen Dorfältesten zu richten.

In dieser verzweifelten Lage schlug Sogoro vor, man möge eine nochmalige Bittschrift direkt an den Schogun Iyemitsu gelangen lassen, indem Einer von ihnen sie in dessen Kago würfe, wenn der Regent sich in den hohen Rath oder zu irgend einer Feierlichkeit begeben wollte. Lange ward über diesen Vorschlag,

dessen große Gefahren man sich nicht verhehlen konnte, hin und her geredet; endlich aber kam es dazu, daß Sogoro, der sich zu der Ausführung desselben erboten hatte, die Einwilligung seiner Amtsbrüder erhielt. Nun lauerte er dem Zuge auf, welcher den Schogun in einer feierlichen Prozession zu den Gräbern der Angehörigen seiner Familie nach Uyeno*) geleiten sollte. Es gelang ihm, dicht an den Tragkorb des gestrengen Herrschers zu gelangen und seine Papierrolle hineinzuschleudern; aber natürlicher Weise packten ihn die Trabanten des Schogun und schleppten ihn in das Gefängniß; der Schogun erklärte sein Vergehen für todeswürdig und übergab ihn zur Bestrafung Niemand anders als dem Masanobu.

Masanobu aber gehorchte nur seiner Rachsucht, und so wurde nicht nur Sogoro, der auf den Tod längst gefaßt war, sondern auch dessen ganze Familie zu einer der grausamsten Todesarten verurtheilt, die man in Japan kennt, nämlich zu der Kreuzigung, bei welcher das unglückliche Opfer an zwei schräg über einander gelegte Balken festgebunden und dann durch Lanzenstöße langsam vom Leben zum Tode gebracht wird. Vergebens machten mehrere der Räthe Masanobu's demselben die ernstesten Vorstellungen; vergebens baten die sämmtlichen Bauern, welche dem grausamen Fürsten untergeben waren, wenigstens für die ganz unschuldigen Angehörigen Sogoro's um Gnade. Masanobu hörte nicht darauf und setzte seiner Grausamkeit noch dadurch die Krone auf, daß er die Wortführer der bittenden Menge empfindlich, mit Verbannung und Gütereinziehung, bestrafte, und es wird erzählt, daß sie sämmtlich elend zu Grunde gingen mit einer einzigen Ausnahme; Einer derselben ward nämlich Priester und rettete sich so vor den Drangsalen der Verbannung, und durch ihn allein ist denn auch die Nachricht von dieser Begebenheit der Nachwelt überliefert.

---

*) Stadttheil der Hauptstadt Yedo oder Tokio, mit Park und Tempeln reich versehen, vergl. Sage von den Schlangen der Benten, S. 355.



So nahete denn der Tag des Blutgerichtes; Sogoro, der unterdessen schon drei Monate im Gefängnisse geschmachtet hatte, ward nebst seiner Gattin und seinen zwei Söhnen auf den Richtplatz geschleppt, und hier wurden erst die Söhne, dann die Frau, endlich er selber auf die angegebene Weise getödtet. Schon die Frau war muthig und ungebeugten Sinnes gestorben und hatte ihrem Verfolger Rache angelobt; als aber nun Sogoro, nachdem er die Qualen der Seinigen angesehen, an die Schandpfähle gebunden und zu Tode gepeinigt ward, da rollten seine Augen unheimlich, und Alle fühlten, daß es keine leere Drohung sei, wenn er laut verkündete, sein Geist werde nicht ablassen, Vergeltung für diese schreienden Missethaten an Masanobu zu üben.

Es waren auch nur wenige Tage vergangen, als wilde Spukgestalten im Schlosse zu Sakura erschienen. Inmitten derselben tauchte stets Sogoro's Gestalt auf und verkündete Unheil über Unheil. Masanobu's Frau starb, von unerklärlichen Schmerzen gepeinigt, Masanobu selbst erkrankte und hatte Anfälle von Irrsinn; immer aber verkündete das Gespenst noch fernere Schicksalsschläge.

Dieselben blieben nicht aus. Nach nicht sehr langer Zeit bekam Masanobu im Schlosse zu Yedo Streit mit einem anderen Fürsten; in seinem krankhaften Zustande zog er das Schwert, es folgte ein Zweikampf, und Masanobu's Gegner sank tödtlich verwundet zu Boden. Höchst wahrscheinlich wäre Masanobu nun wegen der Verletzung der Ehrfurcht gegen den Schogun, deren er sich durch seine blutige That schuldig gemacht, sofort, falls man ihn ergriffen hätte, zum Tode verurtheilt und hätte sich dem Brauche gemäß durch Bauchaufschlitzen selbst um's Leben bringen müssen; er floh daher aus dem Palaste, so schnell er konnte, schwang sich auf sein bestes Roß und jagte in athemloser Hast auf sein Schloß.

War das Vergehen Masanobu's an sich schon todeswürdig, so wurde er durch seine Flucht geradezu zum Rebellen. Der Schogun gerieth in den größten Zorn und sandte ein beträcht-

liches Truppencorps gegen Sakura aus. Er war so erboßt gegen Masanobu, daß er die beiden zuerst von ihm ernannten Führer dieses Corps ohne weiteres schmachvoll absetzte, als ihm gemeldet wurde, daß dieselben sich mit dem Uebelthäter in gütliche Unterhandlungen eingelassen hätten. Die beiden neuen Befehlshaber besetzten daher ohne Zögern das Schloß von Sakura und nahmen Masanobu gefangen, der in seinem wahnwitzigen Zustande weder an Widerstand noch an einen Fluchtversuch zu denken vermochte.

Die Qualen desselben erreichten nun eine unerträgliche Höhe; seine Kräfte schwanden, seine Züge verzerrten sich, und seine blutunterlaufenen Augen begannen gerade so zu rollen, wie die des armen Sogoro in seiner Todesstunde. Dieses Schreckgespenst verließ den Fürsten Masanobu fast niemals, und auf Geheiß desselben peinigte überirdisches Feuer seine Glieder und Eingeweide. Schien diese Qual einmal nachlassen zu wollen, so kam Sogoro's Weib mit ihren unschuldig gemordeten Kindern und verdoppelte sie.

Endlich wurde Masanobu von Reue ergriffen. Er sandte zu den Priestern des nächsten Tempels und bat sie inständig, ihm durch Fürbitte bei den Göttern zu helfen. Zugleich setzte er allen Nothleidenden erhebliche Summen aus, ließ Reis vertheilen und gelobte feierlich, er wolle nie wieder die Bauern bedrücken oder ungerecht und grausam verfolgen.

Dies rettete ihn. Der Schatten des unglücklichen Sogoro ward von den Priestern beruhigt und erklärte, da des Sünders Reue aufrichtig und von Bestand war, er sei versöhnt. Und nun erlangte Masanobu, dessen Vergehen man mit vollem Grunde auf seine Geistesstörung schieben konnte, auch die Verzeihung des Schogun und lebte noch viele Jahre als ein gütiger Fürst, der seiner Unterthanen Wohl stets im Auge hatte und ihnen viel Gutes that.



Iwama Kanzayemon.

Im vorigen Jahrhundert lebte in der Hauptstadt Yedo ein Mann, Iwama Kanzayemon, der zwar bei seinen Nachbaren in gutem Rufe stand, im Grunde jedoch einen bösartigen Charakter hatte und sehr geldgierig war. Er war noch unverheirathet, als er einstmals mit einem buddhistischen Priester, seinem Hausgenossen, der mit ihm sehr befreundet war und volles Vertrauen in ihn setzte, eine Reise nach Kioto verabredete. Der Priester hatte zu einem frommen Zwecke einige hundert Thaler gesammelt und beabsichtigte dieselben einem der Tempel in der Nähe von Kioto zu überbringen. Als nun aber der Morgen anbrach, an dem sie beide abreisen wollten, kam Kanzayemon in des Priesters Schlafgemach und erschlug ihn. Nachdem er das Geld, das der Priester schon in den für die Reise bestimmten Kleidern untergebracht, richtig gefunden und an sich genommen hatte, wußte er den Leichnam zu verstecken, und so blieb der abscheuliche Mord nicht nur unentdeckt, sondern es heftete sich auch nicht der geringste Verdacht auf Kanzayemon, der mit dem Gelde des Priesters gute Geschäfte machte und sich bald darauf verheiratete. Welcher Schrecken aber war es für ihn, als der älteste Sohn, der ihm geboren ward, auf ein Haar jenem von ihm gemordeten Priester glich. Kanzayemon erinnerte sich, daß dieser ein Mal an der Hüfte hatte; er sah nach, und das Kind hatte auch dieses Zeichen an der nämlichen Stelle. Nun fühlte er wohl, daß die Vergeltung über ihn hereinbrach; er trachtete daher stündlich danach, sich durch Gebete, durch Opfergaben an die Tempel und ernstliche Reue derselben zu entziehen. Es wurden ihm nach und nach noch drei Kinder geboren, noch ein zweiter Sohn und zwei Töchter; als diese heranwuchsen, zeigte sich bei allen eine ganz und gar verderbte Gemüthsart. Beide Söhne wurden Spieler und brachten ihren Vater beständig in Ungelegenheiten und in Verlust; die Töchter ergaben sich einem ausschweifenden

Lebenswandel und brachten ihn in Schmach und Schande, und als er mit Hülfe seiner Frau sie auf bessere Wege zu bringen versuchte, fand er zu seinem tiefsten Schmerze, daß auch seine Frau ihn hinterging und um nichts besser war, als ihre ehrvergessenen Töchter. Auf diese Weise gerieth Kanzayemon endlich in Verzweiflung, und einstmals, als seine Söhne wiederum einen schlechten Streich ausgeführt, eröffnete er einem seiner Freunde, er wolle seinem Leben durch Bauchaufschlitzen ein Ende machen, und bat denselben, in der üblichen Weise ihm nach der eigenhändigen Ausführung des Bauchschnittes den Kopf abzuhauen. Wie dies jedem Japaner heiliges Gesetz, willigte der Freund sofort ein, und er nebst allen Bekannten Kanzayemons beklagte denselben aufrichtig wegen aller Leiden, welche die Seinigen ohne sein Verschulden über ihn brächten. Alle aber erstaunten sehr, als Kanzayemon bei der feierlichen Ceremonie des Bauchaufschneidens ihnen erzählte, was er früher verübt habe, und wie er nicht schuldlos leide, sondern in Folge des göttlichen Strafgerichtes, das er seit der Geburt seines ersten Kindes langsam aber sicher habe heranziehen sehen.

Wunderbare Bestrafung eines Mordes.

Ein armer Kaufmann, der in einem der äußeren Stadttheile von Kioto mit seiner Frau und seinem einzigen Kinde, einer Tochter, gar kümmerlich lebte, war einst genöthigt, eine Reise zu unternehmen, und traf auf seiner Wanderung im Gebirge in einem kleinen Wirthshause mit einem Priester zusammen, der sich mit Wahrsagen befaßte und, wie er argloser Weise dem Kaufmanne mittheilte, dadurch in den Besitz einer kleinen Geldsumme gekommen war. Als sie nun ihren Weg zusammen durch eine einsame Gegend fortsetzten, brachte [illegible] mann verrätherischer Weise den Priester, seinen [illegible]

um und nahm dessen Geld zu sich. Niemand wußte etwas von dem Verbrechen, und der Kaufmann glaubte schon, er sei außer aller Gefahr vor Entdeckung, als, wenige Tage nach seiner Heimkehr, seine Tochter erkrankte. Die Krankheit verschlimmerte sich sehr rasch; das Mädchen fing an, irre zu reden und erzählte, zum Entsetzen ihres Vaters, die Mordthat, die derselbe verübt, mit allen Einzelheiten. Nun packte den Mörder wilde Verzweiflung; die Angst vor Entdeckung ließ ihn nicht zur Besinnung kommen, und so tödtete er auch noch seine Tochter aus Besorgniß, sie würde die Erzählung ohne alle Rücksicht auf die Anwesenheit Fremder wiederholen und ihn ins Verderben bringen. Aengstlich besorgt, die Spuren dieser That zu beseitigen, warf er den Leichnam in den Fluß, der in der Nähe seiner Wohnung vorbeifloß.

Als er dies aber gethan, bedachte er zu spät, daß er mit der Leiche seiner Tochter alle Kleider derselben und auch einige Schmucksachen, welche sie an sich gehabt, weggeworfen habe. Auch seine Frau machte ihm Vorwürfe über diese Uebereilung, und so ging er den Fluß entlang an eine stromabwärts gelegene Stelle, wo die Leiche dem Ufer nahe kam, und hier nahm er ihr die Kleider ab. Dabei aber ereilte ihn die Strafe des Himmels. Die Polizei sah und ergriff ihn, und obwohl man ihm den Mord des Mädchens nicht erweisen konnte, so war es doch klar, daß er um denselben gewußt haben mußte; denn sonst wäre er der Leiche nicht nachgegangen. Man nahm an, er müsse mit einem Räuber Gemeinschaft gehabt und denselben beherbergt haben, und so ward er zum Tode verurtheilt. Bevor er seine Strafe erlitt, gestand er alle seine Verbrechen, für welche er, wie er reumüthig bekannte, zwiefach den Tod durch Henkershand verdient habe.

Herrn Kamon's Söhne.

Ein Herr Kamon, welcher in der Stadt Tooyama in der Provinz Bischiu lebte, war sehr jähzornig und gewaltthätig und hatte schon mehrere Male Leute, die bei ihm in Diensten waren, so verletzt, daß sie daran starben. Als dies sich öfter wiederholte, geschah es, daß die beiden Söhne Kamon's wahnsinnig wurden. Sie rannten mit den Köpfen gegen die Pfeiler des Hauses und riefen dabei ohne Unterlaß, sie seien Opfer der Grausamkeit ihres Vaters. Zuletzt fielen sie wie todt zu Boden. Mit Mühe brachte man sie wieder zum Bewußtsein, und nun wurden sie ruhig und genasen von ihrem Irrsinne. Sie blieben jedoch ihr ganzes Leben hindurch tiefsinnig und hatten allen Frohsinn auf immerdar verloren.

Herr Asai.

Das Oberhaupt einer der vornehmen Familien Japans, der Asai, der einen hohen Offizierposten im Heere des Schogun zu Yedo einnahm, hatte eine sehr schöne Nebenfrau, auf welche seine legitime Gemahlin eiferſüchtig wurde, so daß sie die verhaßte Nebenbuhlerin bei ihrem Gemahle verdächtigte. Die ungerechte Verleumdung hatte auch Erfolg; Herr Asai wurde ärgerlich gegen jene Nebenfrau und ließ sich einstmals von seinem Zorne so sehr hinreißen, daß er sie schlug, und zwar mit so blinder Wuth, daß sie ihr linkes Auge einbüßte. In ihrem Schmerze und in ihrem Unwillen über diese ganz ungerechtfertigte Mißhandlung sprach sie arge Verwünschungen aus, so daß nun Herr Asai sich vor Zorn gar nicht mehr kannte und ihr einen tödtlichen Schlag auf den Kopf versetzte. Aber die Folgen da-

von blieben nicht aus; die Verwünschungen der Unglücklichen, denen zufolge gleiches mit gleichem an ihrem Herrn und seinem Geschlechte vergolten werden sollte, gingen aufs pünktlichste in Erfüllung. Zuerst verlor Herr Asai sein linkes Auge, bald darauf erkrankte er und starb, und seitdem sind, durch sechs Generationen hindurch, alle Häupter seines Geschlechts, sobald sie das Alter von vierzig Jahren erreichten, welches zur Zeit jener Begebenheit ihr Ahnherr hatte, erst erblindet und dann sehr bald gestorben.

Mima Saidsauro.

Als in der Nähe von Sekigahara in der Provinz Mino durch die Widersacher des berühmten nachmaligen Schogun Iyeyasu*) ein großes Kriegsheer gesammelt war, litten die Krieger mitunter Noth an Lebensmitteln, und so kam es, daß ein Soldat, Mima Saidsauro, einem Priester, der den Leuten wahrsagte und sich dadurch Geld und Lebensmittel zu erwerben suchte, einen großen Sack mit Reis rauben wollte. Der Priester widersetzte sich ihm aber, und als sie nun in heftigen Streit geriethen und der Soldat von seinem Schwerte Gebrauch machte, traf er den Priester so unglücklich, daß er ihm das rechte Bein abhieb. Der Priester starb an dem Blutverluste, den die Wunde veranlaßte, und rief im Sterben, er werde an dem Soldaten und an seinen Nachkommen bis ins siebente Glied Rache üben. Und in Folge davon ward der Soldat wirklich am rechten Fuße lahm und mußte den Kriegsdienst aufgeben. Sein Sohn trat an seine Stelle, doch ihm erging es ebenso, und dies wiederholte sich jedesmal bei allen folgenden Geschlechtern, so weit die Berichte darüber vorliegen.

*) Vgl. geschichtliche Sage von Ogaki, S. 289.

Iya Gozayemon.

Ein Herr Iya Gozayemon, welcher in der Hauptstadt Japans wohnte, hatte auf einen ungerechten Verdacht hin einen seiner Untergebenen ums Leben gebracht und wurde von nun an von dem Geiste des Gemordeten unablässig gequält. Oft fuhr dieser Geist in ihn, und er redete dann im Wahnsinn die entsetzlichsten Dinge, so daß seine Umgebung in die größte Angst und Bestürzung gerieth.

Es ward deshalb eine Frau zu ihm gerufen, von der man wußte, daß sie im Bannen von Geistern und Gespenstern sehr erfahren sei. Sie kam auch alsobald mit ihren Apparaten an, zog rings um Gozayemon ein Strohseil, dem die Kraft innewohnt, selbst Geister zurückzuhalten, und begann allerhand Räucherungen und Gebete, während deren Gozayemon gesenkten Hauptes und stieren Blickes dasaß. Auf einmal aber ergriff die Beschwörerin ein Schwert, das in einem Winkel stand, und führte damit einen Schlag gegen Gozayemon, der ihn augenblicklich tödtete.

Man schleppte sie sofort vor Gericht, hier aber behauptete sie, von nichts zu wissen. Auch machte sie dem Richter bemerklich, daß sie nicht den mindesten Grund gehabt habe, Gozayemon zu tödten, daß vielmehr ihr Bestreben nur gewesen sein könne, ihn, wie verlangt, zu heilen, denn sie habe ihn an dem Tage zum ersten Male gesehen und sei auch mit seiner ganzen Familie und Umgebung gänzlich unbekannt. Der Richter, dem dies einleuchtete, ließ sorgfältig nachforschen, und da sich in der That alles so verhielt, wie die Frau angegeben, sah er sich genöthigt, anzunehmen, daß der Geist des unschuldig Getödteten in dem verhängnißvollen Augenblicke in die Frau gefahren sein müsse, und daß sie in unbewußtem Zustande die Rache für ihn vollführte. Sie ward daher freigesprochen.

Aoyama.

Aoyama bekleidete vor etwa zweihundert Jahren in Yedo den Posten eines Polizeiobersten, zu dem er sich indessen durchaus nicht eignete, denn er war ein sehr jähzorniger, zur Grausamkeit geneigter Mann. Eine seiner Dienerinnen, Kiku, hatte einmal das Unglück, ein kostbares Geschirr zu zerbrechen, welches Herrn Aoyama sehr werth war, und hierüber ward er so aufgebracht, daß er sie festbinden und ihr die Finger abschneiden ließ, durch welche der Unfall herbeigeführt war. Dies verursachte ihr furchtbare Schmerzen; sie bat flehentlich, daß man ihr die Wunden gehörig verbinden und behandeln lassen möge, aber vergebens, ihr Herr hielt sie in Banden fest und ging daran, sie noch ferner zu peinigen. Da riß sie sich mit der Kraft der Verzweiflung los, lief hinaus und stürzte sich in den Brunnen neben dem Hause, wo sie den Tod fand.

Seit diesem Tage nun erschien allabendlich der Geist dieses Mädchens und zählte alles Geschirr im Hause, kam dann zu Herrn Aoyamas Lager, um ihn zu ängstigen, und schreckte auch sämmtliche Hausgenossen auf alle erdenkliche Weise. Es ward daher im Hause so unheimlich, daß die Diener ohne Ausnahme das Weite suchten. Herr Aoyama, gänzlich verlassen, war in der übelsten Lage; nicht im Stande, den Obliegenheiten seines Amtes nachzukommen, erhielt er seine Entlassung und gerieth in große Noth.

Ein Priester, dem Aoyama sein Leid klagte, erbarmte sich endlich seiner, nachdem er Reue und Besserung gelobt; derselbe versöhnte den zürnenden Geist des armen Mädchens, und als dieser dem Aoyama verzieh und der Spuk im Hause ein Ende nahm, ging es demselben auch wieder besser, und er bekam aufs neue ein Amt, das er von nun an mit mehr Milde und Mäßigung handhabte als ehedem.

Der Wechselbalg.

Vor nunmehr zweihundert Jahren lebte in der Provinz Tschoschiu ein Zimmermann, der seines Lebens nicht froh werden konnte, weil sein Neffe, ein überaus boshafter Mensch, ihn täglich quälte und durch seine schlechten Streiche aufbrachte. Derselbe zerstörte muthwillig, was sein Oheim durch schwere Mühe sich erworben, mißhandelte seine Vettern und Basen und brachte endlich seine Verwandten auf den Gedanken, daß er ein unheimliches Wesen sei, welches nur durch Zauber oder sonst auf übernatürliche Weise in die Familie eingeschwärzt sei. Bestärkt wurden sie in dieser Vermuthung dadurch, das der Unhold ein abscheulich wildes Aussehen hatte, und daß namentlich seine Zähne sehr häßlich und ganz ungleich waren und ungewöhnlich schief standen. So kam es, daß der Zimmermann, als sein Neffe ihn durch besonders grausame Mißhandlungen Wehrloser abermals erzürnt hatte, den Entschluß faßte, sich des ungerathenen Neffen zu entledigen. Als sie einst zusammen in einem Kahne über das Meer fuhren, band er ihn mit Stricken und warf ihn seines Geschreies unerachtet ins Wasser.

Allerdings fühlte er nachmals darüber oft Gewissensbisse, und er bedachte wohl, daß eine schwere Schuld auf ihm laste, falls seine Vermuthung, daß in jenem Neffen ein böser Geist gesteckt, unrichtig gewesen sein sollte. Indessen zeigte der spätere Verlauf der Dinge, daß es sich wirklich um einen Spuk handelte; das nächste Kind, das ihm geboren ward, war nichts anderes als eine Wiedergeburt des Unholdes, von ganz demselben Aussehen und namentlich mit denselben sonderbaren Zähnen. Voll Angst und Entsetzen entschloß sich der Zimmermann, den Wechselbalg abermals zu tödten. Den Leichnam that er in eine Kiste und war im Begriff, diese zu verscharren, als der Deckel derselben sich nochmals hob und er die Worte vernahm: „Wehe mir, daß ich dem Hasse gegen dich, der mich verzehrt, seit du mich ins Meer senktest,

nun nicht gehörig fröhnen kann, wie ich es doch hoffte, da es mir gelang, als dein Kind wiedergeboren zu werden! Aber wahre dich vor Feuer!“ Der Zimmermann war seitdem unablässig wachsam gegen Feuerschaden und war auch so glücklich, sein Haus davor zu schützen; zu einer Zeit jedoch, wo er es am wenigsten vermuthen konnte, verbrannten bald nachher alle seine Fischnetze, die er am Strande zum Trocknen aufgehängt hatte, und zwar die seinigen ganz allein, während keiner seiner Nachbarn, die ihre Netze an der nämlichen Stelle aufbewahrten, einen solchen Verlust erlitt.

Tajima Schume und der Priester.

Tajima Schume gehörte zu den adligen Kriegern oder Samurai, welche in alten Zeiten das ausschließliche Recht hatten, Kriegsdienste zu leisten; aber gleich Anderen seines Standes hatte er das Unglück gehabt, daß er flüchtig werden mußte, und streifte nun als heimatloser Krieger oder Ronin im Lande umher. Es erging ihm sehr schlecht, und so war es ganz natürlich, daß er mit einem buddhistischen Priester Freundschaft schloß, von denen viele demüthigen Sinnes sich der Leidtragenden und Bekümmerten annehmen und ihnen Trost zuzusprechen lieben. Dieser Priester war von seinem Oberen beauftragt, eine nicht unbeträchtliche Summe zu einem fromen Zwecke zusammenzubringen, und hatte, wie er dem Tajima Schume vertrauensvoll mittheilte, bereits einen ziemlich großen Theil derselben beisammen. Er wollte nun versuchen, in der Nähe von Kioto die Summe voll zu machen, und Tajima Schume reiste mit ihm.

Indessen verdiente dieser das Vertrauen seines Reisegefährten durchaus nicht. Sie setzten gerade in einem kleinen Schiffe über eine Meeresbucht, um den Weg abzukürzen, als dem Tajima

Schume der teuflische Gedanke kam, den Priester aus der Welt zu schaffen und sich seines Geldes zu bemächtigen. Der Priester befand sich des schönen Wetters halber auf dem Verdeck, nachdem er seine Barschaft sorgsam in der kleinen Kajüte des Fahrzeuges verwahrt. Tajima hatte sich eigens dessen vergewissert und trat darauf zu dem Priester, mit dem er ein Gespräch anknüpfte, und während desselben nahm er die Gelegenheit wahr, den nichts ahnenden Gefährten hinterrücks in die See zu stoßen. Der Priester kämpfte verzweifelnd mit den Wellen, Tajima aber wehklagte, um die übrigen Mitfahrenden glauben zu machen, er sei wegen des Unfalles bekümmert, und machte sogar scheinbar einige Anstrengungen, den Priester zu retten. Dieser war bald untergegangen; das Schiff fuhr weiter, und Tajima kam ohne Aufsehen und Verdacht in den Besitz des ersehnten Geldes. Ans Land gestiegen, begann er alsobald damit Geschäfte zu machen, und als ob das Geschick eigens die Grille hätte, ihn nicht zu strafen, ließ es alle seine Unternehmungen glücken. Es dauerte nicht lange, so wurde er einer der reichsten Einwohner von Kioto.

Desto schlimmer aber sah es in seinem Innern aus. Sein ganzes Dasein war vergällt; die Folterqualen seines Gewissens hörten niemals auf, und unablässig erschien ihm das Gesicht des Priesters, zwar von Todesangst entstellt, wie er es in den Wellen verschwinden sah, aber doch mit rachedürstendem Blick und Hohnlachen. Zuletzt ward Tajima völlig gestörten Geistes, und seine Diener klagten, er müsse von bösen Geistern besessen sein. Da hörten sie denn, ein Priester reise schon seit einiger Zeit in der Umgegend umher, der eine ganz besondere Kraft im Bannen solcher Geister habe. Sie meldeten es sofort ihrem Herren, und dieser ergriff mit Begierde dies letzte Mittel der Rettung, entschlossen, dem Priester alles zu gestehen und selbst die Gefahr der Bestrafung durch den Arm der Gerechtigkeit nicht zu scheuen, um nur seiner Gewissensbisse ledig zu werden.

Man führte daher den Priester zu ihm; als Tajima ihm aber ins Antlitz blickte, da fiel er mit lautem Schrei zu Boden

und wand sich in den fürchterlichsten Krämpfen. Wiederum war es das Gesicht seines hinterlistig gemordeten Freundes, in das er sah.

Der Priester aber redete ihm gütig zu; es war jener hinterlistig aus dem Weg geschaffte Freund selber, kein Schatten, der vor ihm stand, der ihn sogar, als er die aufrichtige Reue des Verbrechers sah, liebreich tröstete und ihm verzieh. Er hatte, so erzählte er, keine andere Rache üben wollen, als daß er den Tajima Schume den Qualen seines eigenen Gewissens überließ: daher hätte er demselben sorgfältig die Kunde davon verhehlt, daß er nach seinem Untersinken noch einmal in die Höhe getaucht sei, sich schwimmend nach Kräften oben gehalten habe und endlich durch ein anderes Schiff gerettet sei. Nun, da er gehört, Tajima sei in Folge der Beängstigungen seines Gewissens und durch die quälenden Gesichter, welche die göttliche Gerechtigkeit gegen ihn ausgesandt, dem Wahnsinn verfallen, und da er gesehen, wie tief seine Reue sei, wolle er den Lehren seines erhabenen Meisters gemäß volle Verzeihung üben.

Tajima Schume kam allmälig zu sich, war aber aufs tiefste erschüttert und ward erst vollends von seinen Leiden geheilt, als der edelmüthige Priester einwilligte, eine Zeit lang bei ihm zu weilen und zu fernerer Sühne jene ehedem geraubte Summe, von deren Zurücknahme er Anfangs gar nichts wissen wollte, zur Ausführung frommer Werke wieder anzunehmen.

Von nun an lebte Tajima, obwohl sein eigenes Gewissen ihm niemals ganz verzieh, doch in Ruhe, und der gute Priester blieb bis ans Lebensende sein Freund.

Die Rache eines verlassenen Mädchens an dem Treulosen.

Es ist in Japan ein allgemein verbreiteter Glaube, daß man Personen, welchen man Schaden an Leib und Leben zufügen will, damit quälen und zu Grunde richten kann, daß man eine Puppe aus Stroh anfertigt und diese durch Anlegen von Kleidern des Feindes und durch gewisse magische Prozeduren so hergerichtet, daß alles, was ihr geschieht, auch von demjenigen empfunden wird, den sie darstellen soll. Daher nehmen denn auch Mädchen, welche in besonders schändlicher Weise von ihrem Liebhaber verlassen sind, zu solchem bösen Zauber ihre Zuflucht, um sich an dem Treulosen zu rächen. Man erzählt, daß vor grauen Jahren eine zauberkundige Frau einem jungen Mädchen, das sich bei ihr über den Treubruch ihres Geliebten bitterlich beklagte, den Rath gegeben habe, eine solche Strohpuppe um die Stunde des Stieres, also zwischen ein und drei Uhr Nachts, in den Wald mitzunehmen und an einen Baum nageln, den sie dann zu mehrerer Sicherheit mittels eines Strohseiles bannen sollte, um jede übernatürliche Dazwischenkunft zu Gunsten des Verfolgten auszuschließen. Als nun die Strohpuppe angefangen habe, zu verwesen, sei der ungetreue Liebhaber erkrankt und unrettbar dem Tode verfallen. Seitdem gehen Frauen und Mädchen, welche durch die Treulosigkeit eines Mannes tief gekränkt und von Rache gegen denselben beseelt sind, meist um dieselbe Stunde einsam in den Wald, nageln ein aus Stroh gefertigtes Abbild des Gegenstandes ihres Hasses an einen geweihten Baum und beten dann oft viele Nächte hinter einander zu den Göttern um Bestrafung des Verräthers. Gern wählen die rachsüchtigen Frauen solche Bäume, welche schon einmal zu dem nämlichen Zwecke geweiht waren, und so sieht man oft solche Bäume mit einer ganzen Anzahl von Nägeln bedeckt, an welchen einstmals derartige — nun längst abgefaulte — Strohpuppen befestigt waren.

Das Gottesurtheil.

Ein vornehmer Fürst, der zum Statthalter der Provinz Hiuga auf der Insel Kiuschiu ernannt war, wurde — wie man im Volke allgemein annahm, ohne Grund — durch Angeber angeklagt, er habe Hochverrath anzetteln wollen, und wurde in Folge dessen enthauptet. Wie dies in vielen Fällen ehedem geschah, wurde sein Kopf auf einen Pfahl gesteckt und zur Warnung Anderer am Wege ausgestellt.

Der Statthalter war aber bei den Seinigen sehr beliebt, und so währte es gar nicht lange, bis einer derselben das Haupt des Hingerichteten fortnahm und es ehrenvoll bestattete. Die regierenden Herren waren darüber sehr ergrimmt, und so ward eine strenge Untersuchung eingeleitet. Die Richter waren indessen lange Zeit völlig rathlos, bis ein Soldat, Namens Yena Iman, sich bei ihnen meldete und berichtete, ein alter Diener des Enthaupteten, Saito, habe, wie er selber gesehen, das Haupt entwandt. Saito ward sogleich vor den Gerichtshof gefordert, wußte aber so manches zu seiner Vertheidigung anzuführen, daß die Richter trotz der bestimmten und durch heilige Betheuerungen erhärteten Aussage des Yena Iman gänzlich an seiner Schuld irre wurden. In dieser Verlegenheit entschieden sie, es solle auf ein Gottesurtheil ankommen, und zwar solle dasselbe in der bei solchen Gelegenheiten üblichen Feuerprobe bestehen. Beide, der Ankläger wie der Beschuldigte, wurden einander gegenüber gestellt und nochmals befragt, ob sie ihre Behauptungen durch unerschrockenes Ergreifen eines rothglühenden Eisenstabes erhärten wollten. Beide bejaheten dies, und so nahm erst der Angeklagte, Saito, das Eisen in die Hände, das ihm nichts zu Leide that; als man es aber darauf dem Yena Iman reichte, verbrannte es ihm seine Hände auf jämmerliche Weise.

So war Saito glänzend gerechtfertigt und ward freigesprochen; das Volk aber war sehr darüber in Zweifel, ob er

wirklich an dem Entwenden des Hauptes unschuldig war, oder ob ihn die Götter vielleicht deshalb beschirmten, weil er durch das Herabnehmen und Bestatten des Hauptes seines unschuldig ums Leben gebrachten Herren eine fromme und lobenswerthe Handlung verübt hatte, während Yena Iman aus niedriger Gesinnung handelte und deshalb bestraft ward.

Yasumasa.

Man erzählt in Japan viel davon, daß manchen Menschen die Kraft inne wohnt, mit ihrem Blicke Andere zu bannen, sie gleichsam durch Zauberkraft zurückzuhalten und zu lähmen. Das berühmteste Beispiel dieser Art berichtet man von einem Hofadligen aus alter Zeit, aus dem elften Jahrhundert christlicher Zeitrechnung, Namens Yasumasa. Dieser Yasumasa gehörte einem sehr erlauchten und durch treue Anhänglichkeit an die Kaiserfamilie ausgezeichneten Hause, dem der Fujiwara an, einem Hause, aus welchem die alten Herrscher sehr oft ihre obersten Minister, manchmal aber auch ihre Gattinnen wählten. Yasumasa hätte daher wohl auf die höchsten Aemter Anspruch machen können; er begnügte sich indessen mit dem eines kaiserlichen Stallmeisters, das ihn in stete, nahe Berührung mit seinem geliebten Monarchen brachte, und damit war sein Ehrgeiz befriedigt.

Eines Abends, es war tief im Winter, und die Wege waren menschenleer und verlassen, ging dieser Herr Yasumasa vor den Thoren der Stadt Kioto spazieren, indem er von Zeit zu Zeit die Flöte blies, worin er große Geschicklichkeit erlangt hatte, um sich damit bei der einsamen Wanderung die Zeit zu vertreiben. Da bemerkte ihn von einem Schlupfwinkel aus einer der gefährlichsten Straßenräuber jener Zeit, der riesenstarke

Hakamadare. Derselbe hielt den schlecht bewaffneten Spaziergänger für eine leichte und willkommene Beute und meinte auch wohl, er werde denselben ohne Mühe in Schrecken versetzen, und es werde gar keines Kampfes bedürfen, um in den Besitz von dessen Barschaft zu gelangen. Mit gezücktem Schwerte drang er auf Yasumasa ein und rief ihn an, er möge ihm sein Geld herausgeben; er hatte sich jedoch arg getäuscht und konnte demselben nicht einmal nahe kommen. Yasumasa brauchte nur sein Auge auf ihn zu richten, so stand er wider seinen Willen regungslos still. Er mußte sich abwenden und beschämt zurückziehen; so oft er wieder vorzudringen wagte, hielt ihn Yasumasa's Blick gebannt.

Nun dachte er, er wollte sich aus der Ferne heranschleichen und, wenn er nahe gekommen sei, von rückwärts einen gewaltigen Streich auf seinen Gegner führen; aber auch das gelang ihm nicht, denn Yasumasa's Auge blieb auf ihn geheftet, wohin er sich auch wenden mochte, und unablässig fühlte er die Gewalt des magischen Blickes. Yasumasa war dabei ganz ruhig geblieben und blies unbefangen, wie es ihm gefiel, seine Flöte.

Da begann endlich Hakamadare am ganzen Leibe zu zittern. Er warf sich dem Yasumasa zu Füßen und hob flehentlich die Hände zu ihm empor. Yasumasa überhäufte ihn nun mit den bittersten Vorwürfen ob seines verbrecherischen Lebenswandels. Er fragte nach seinem Namen, und als der Räuber denselben genannt, sprach Yasumasa: „Ich habe viel von deinen Thaten gehört und mich stets tief darüber betrübt, daß ein so tüchtiger und tapferer Mann wie du auf so schändliche Abwege gerathen ist. Müßtest du nicht vor allem danach trachten, mit deinen Gaben und deiner Kraft der Menschheit zu nützen, statt deine Nächsten in Schaden und Lebensgefahr zu bringen? Jetzt folge mir!“ Willenlos that Hakamadare, wie ihm geheißen, und ging gesenkten Hauptes hinter Yasumasa drein bis in die Stadt und in dessen Haus. Hier befahl ihm Yasumasa, ruhig zu verweilen, bis er selber zurückgekehrt sei, und darauf begab er sich

zum Kaiser, erzählte diesem, was ihm begegnet, und erbat sich als besondere Gunst Hakamadare's Begnadigung so dringend, daß der Kaiser sie ihm bewilligte. Als er dies dem Räuber, der schon auf das schlimmste gefaßt war, verkündete und demselben zugleich sagte, er wolle ihn stets, so oft er in Noth geriethe, mit Rath und That unterstützen, falls er nur von seinem schändlichen Gewerbe ablassen und von Stund an ein redlicher Mensch werden wolle, da war Hakamadare fast noch mehr von Yasumasa's Großmuth, als durch seinen Zauberblick überwältigt. Thränen kamen ihm in die Augen; er gelobte kniefällig Besserung auf immerdar, und man sagt, daß er dies Gelöbniß treu bis an sein Lebensende hielt.

Der Wahrsager.

Die Japaner glauben fest an Träume und Vorbedeutungen und würden, wenn es nicht allerhand Mittel zur Beschwichtigung geängsteter Gemüther gäbe, niemals davor in Ruhe kommen. Eines dieser Beruhigungsmittel ist ein Fabelthier, der Baku, ein großes vierfüßiges Thier, halb mit Haaren, halb mit breiten Schuppen bedeckt, mit einem hundeartigen Kopfe und starken Füßen und Klauen, welches im Stande ist, alle bösen Zeichen und Zauberdinge zu verschlingen und gute an deren Stelle treten zu lassen. Außerdem aber giebt es Traumdeuter, Astrologen und Wahrsager in Menge, und namentlich die letzteren, die auf allerhand Art und Weise nicht nur die Zukunft zu offenbaren, sondern auch gegenwärtige, in Dunkel gehüllte Dinge ans Licht zu bringen vermögen, finden außerordentlichen Zuspruch, mögen sie Priester oder Laien sein, wenn nur das Volk Vertrauen in ihre Fähigkeiten setzt.

Ein solcher Wahrsager kam einst nach Tokio, fand aber

Anfangs keinen großen Zuspruch, denn statt der vielverheißenden Apparate seiner Collegen, wie Schildkrötenschalen, Schulterblätter vom Hirsche, die man ins Feuer legt und Sprünge bekommen läßt, oder Punktirtafeln und eigens zugerichteter Bambusstäbchen, wandte er nur eine einfache Rechenmaschine an, wie sie jeder Japaner führt, und verschmähete alle absonderlichen Ceremonien. Zu diesem Wahrsager kam eines Tages ein Bauer, dem ein Pferd gestohlen war, und der schon bei mehreren anderen Wahrsagern sich vergebens Rathes erholt hatte. Er trug dem Wahrsager alles genau vor, was er über den Vorgang mittheilen konnte, und dieser begann seine Manipulationen. Nach kurzer Frist ward er verlegen und bat um Geduld und Zeit, damit er sein Verfahren wiederholen könne; als dies geschehen, sprach er mit mehr Selbstvertrauen: „Lieber Freund, ich sehe wohl, es ist nicht anders; mag die Sache noch so seltsam klingen, Euer Pferd befindet sich ohne allen Zweifel augenblicklich unter Matten.“ Der Bauer war darüber sehr betroffen, denn er dachte natürlicher Weise, sein gestohlenes Thier solle unter den Matten liegen, mit denen der Boden eines Zimmers bedeckt sei, und hielt dies für ganz unmöglich. Er bat den weisen Mann inständig, noch einmal eine Untersuchung anzustellen, und als das Ergebniß zum dritten Male das nämliche war, ging er kopfschüttelnd von dannen, ohne dem Wahrsager für alle seine Mühe gehörigen Dank und Lohn zu spenden.

Kaum aber war der Bauer fortgegangen und auf die nächste Straße gekommen, so begegnete ihm ein Pferd, das mit Matten beladen war, welche zur Ausstattung eines Hauses in der Nähe verwandt werden sollten. Durch den Ausspruch des Wahrsagers aufmerksam geworden, sah er alsbald, daß es sein eigenes Pferd war, welches also, ganz jenem Ausspruche gemäß, sich unter Matten befand.

Sogleich forderte er von dem Pferdeführer sein Eigenthum zurück; dieser machte es ihm auch nicht streitig, sondern suchte das Weite und war froh, ohne Strafe davonzukommen. Der

Bauer aber, hocherfreut, so bald wieder in den Besitz seines Pferdes gelangt zu sein, pries nunmehr die Geschicklichkeit des Wahrsagers. Er begab sich eigens zu demselben zurück, dankte ihm aufs verbindlichste und bezahlte ihn reichlich; die Leute aber, denen er die Geschichte erzählte, faßten jetzt das höchste Zutrauen zu dem früher mißachteten Wahrsager, und dieser erhielt die größte Kundschaft unter allen Wahrsagern des ganzen Stadtviertels.



Das Magazin
für die Litteratur des In- und Auslandes

Begründet 1832

Herausgeber Dr. Franz Hirsch,

ist die einzige große Wochenschrift, welche dem gebildeten Leser einen vollständigen systematischen Überblick über die hervorragendsten Litteraturerscheinungen aller Kulturnationen verschafft.

Das Magazin bringt nicht nur Kritiken und litterarische Notizen, sondern auch in jeder Nummer Leitartikel und Aufsätze, die sich auf brennende Zeitfragen geistiger Art beziehen.

Das Magazin gewährt auch der schriftstellerischen Produktion eine Stätte, an welcher sich das poetische Schaffen ohne die hemmenden Schranken philiströser Vorurteile entfalten kann.

Das Magazin ist keine Zeitung bloß für den Fachmann, sondern es wendet sich in fesselnder Darstellung und geistreicher, aber immer vornehmer Sprache an alle gebildeten Leser mit litterarischem Interesse, um sie über alles Wissenswerte in der Weltlitteratur auf dem Laufenden zu erhalten und ihnen bezüglich ihrer Lektüre kritischen Rat zu erteilen.

Das Magazin, das Organ des Allgemeinen Deutschen Schriftstellerverbandes, ist durchaus frei von jedem litterarischen Cliquenwesen wie von jeder Partei-Einseitigkeit und es verdankt dieser seiner Unabhängigkeit sein Ansehen daheim und im Auslande.

Die hervorragendsten Schriftsteller sind seine Mitarbeiter, seine Leser das gebildetste Publikum.

Das Magazin erscheint wöchentlich in 32 Spalten Großquart und kostet vierteljährlich nur 4 Mark.

Sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten, sowie die unterzeichnete Verlagshandlung nehmen Bestellungen an.

Eine Probenummer steht auf Wunsch franko und gratis zur Verfügung.

Jedes Quartal ist in sich abgeschlossen; es kann also das Abonnement auch innerhalb des Jahres jederzeit erfolgen.

Die Verlagshandlung des

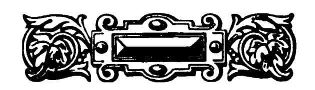
Leipzig. „Magazin“.

K. Hofbuchhandlung von Wilhelm Friedrich.

Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig.

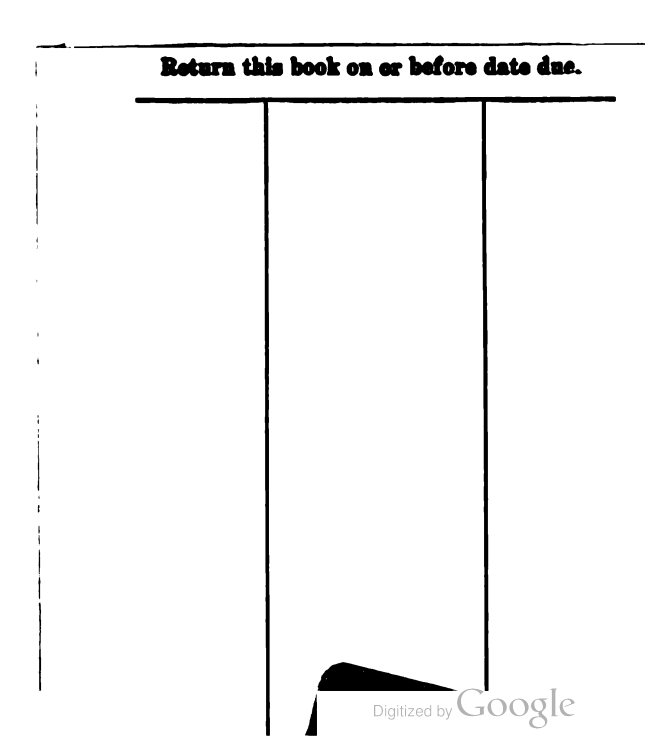
Japaner aber verdienen unter denselben gewiß eine besondere Beachtung, sowohl wegen ihres reichen und oft in echt dichterischer und ergreifender Weise vorgeführten Inhaltes, als auch wegen der überraschenden Lichter, welche sie auf den Charakter der Japaner, bis in die tiefsten Falten der Volksseele hinein, werfen.

Damit dies aber der Fall sei, mußten die Märchen, Götter- und Heldensagen, Legenden, Ortsagen und Spukgeschichten in möglichst großer Anzahl und nach jeder Richtung hin gesammelt werden; zugleich aber mußte Sorge getragen werden, daß sie in wirklich volksthümlicher Form und so weit als thunlich in ursprünglicher, aus der Vorzeit herrührender Weise wiedergegeben werden. Alle Verschnörkelungen und willkürlichen Zusätze, mit denen bisher nach dem Muster etwa der fachgemäßen Geschichtenerzähler in Japan — oder auch nach neueren Schriften — uns die japanischen Ueberlieferungen mitgetheilt wurden, waren zu beseitigen. Nicht die Form und Lesart, welche ein beifallsüchtiger und neuerungsbedürftiger, meist dem Schauspielerstande angehörige „Erzähler" in Japan einem derartigen Gegenstande gegeben, durfte als befriedigend angesehen und ohne Kritik befolgt werden, sondern es mußte vielmehr alles, was die Kunst hinzugethan, abgestreift werden; denn eben die Dinge, in welche ein Erzähler seinen Stolz setzt, willkürliche und daher den ursprünglichen Charakter der Erzählung fälschende Combinationen verschiedener Sagen miteinander, neuerfundene Einschiebsel und ungehörige Ausführungen, waren auszumerzen. Dies aber konnte nur durch anhaltendes Sammeln des Verfassers im Verkehr mit dem Volke selbst, mit Vornehm und Gering, in Stadt und Land erzielt werden. Damit allein war aber auch jene Vollständigkeit erreichbar, ohne welche irgend eine reelle Basis für die Beurtheilung des Volkscharakters undenkbar ist. Eine geringe, durch Zufall zusammengewürfelte Zahl von Sagen oder Märchen würde in dieser Beziehung durchaus unzureichend sein; weit bedenklicher aber ist die von manchen Autoren beliebte „Auswahl", welche nothwendiger Weise zu Einseitigkeiten führen muß. Wir glauben, im Gegensatze zu solchen fragmentären und gekünstelten Arbeiten unserem Volke eine bleibende, reelle Errungenschaft zuzuführen und hoffen, dasselbe werde in diesem ernstgemeinten Streben Wohlwollen und Anerkennung nicht versagen.



Druck von Emil Herrmann senior in Leipzig.


GR 340 .B7
Japanische marchen und sagen,
Stanford University Libraries
3 6105 041 724 639


Return this book on or before date due.

